

Alina Wandelt
*Bibliotheken
im Zeitalter der
Digitalisierung*
Eine historische
Architektursoziologie

Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung

Dr. *Alina Wandelt* ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Schwerpunkt Interpretative Sozialforschung und am Schwerpunkt Soziologische Theorie und Theoriegeschichte der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Alina Wandelt

Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung

Eine historische Architektursoziologie

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Die Open-Access-Publikation dieses Buches wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Goethe-Universität Frankfurt am Main unterstützt.

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer 290045248 – SFB 1265.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz »Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International« (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Verwertung, die den Rahmen der CC BY-SA 4.0 Lizenz überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



ISBN 978-3-593-52069-8 Print

ISBN 978-3-593-46149-6 E-Book (PDF)

DOI 10.12907/978-3-593-46149-6

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

© 2026 Alina Wandelt. Publikation: Campus Verlag in der Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG
Werderstr. 10, 69469 Weinheim, info@campus.de.

Umschlaggestaltung: Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG

Satz: le-tex xerif

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag (ID 15985-2104-1001).

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Prolog	7
1. Einleitung	9
2. Digitalisierung	29
2.1 Digitalisierung als sozio-technischer Wandel	29
2.2 Architektur und Digitalisierung	45
2.3 Digitalisierung in Bibliotheken	53
3. Methoden	59
3.1 Die Untersuchung von Aneignungsprozessen als genuine Architektursoziologie?	59
3.2 Externalisierung, Objektivierung, Internalisierung	62
3.3 Die Architektur- und Raumordnung in Bibliotheken. Diskurse, Materialität, Praxis	68
4. Bibliotheken in der Moderne	85
4.1 Die Herausbildung der Bibliothek als eigene Bauaufgabe Mitte des 19. Jahrhunderts	85
4.2 Die Ausdifferenzierung des Bibliothekswesens. Die Entstehung der ersten Volksbibliotheken	95
4.3 Expansion des Bibliothekswesens und Bibliotheken als Erzieher. Bibliotheken Anfang des 20. Jahrhunderts	99
4.4 Freiheitliche Symbolorte und Dienstleistungseinrichtungen. Bibliotheken Mitte des 20. Jahrhunderts	104
4.5 Sparmaßnahmen und umfangreiche Schließungen. Bibliotheken bis in die 1980er und 1990er Jahre	109

5. Diskurse	117
5.1 Tradierte Funktionen unter veränderten Vorzeichen. Bibliotheken als Informationskaufhäuser und Mediatheken (1995–2005)	117
5.2 Die Aufwertung des physischen Ortes. Bibliotheken als öffentliche Wohnzimmer und Motoren der Stadtentwicklung (2005–2015)	124
5.3 Vom Tempel zur Plattform. Richtungsstreit reloaded? (nach 2015) ..	134
6. Materialität	141
6.1 Umstrittene Monumentalität. Büchertürme in der Krise und die Aufwertung über Architektur	141
6.2 Vom statischen zum ubiquitären Arbeiten. Der Wandel der Innenraumgestaltung in Bibliotheken	155
6.3 Vom Zentrum zur Leerstelle. Servicetheken im Umbau	163
7. Praktiken	171
7.1 Dienstfertige Gelehrte, Shushing Librarians, Entrepreneurial Changemaker. Sozialfiguren in Bibliotheken im Wandel	171
7.2 Vom »Befehlsprinzip« zum »Verhandlungsprinzip«. Konflikte um legitime Praktiken in der Bibliothek	186
7.3 Das Ringen um eine angemessene Lautstärke	195
8. Fazit	201
Dank	215
Abbildungen	217
Literatur	219

Prolog

Etwa fünf Meter breit und drei Meter hoch, unzählige Knöpfe, blinkende Lämpchen – ich bin im ›Maschinenraum‹ der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz in Berlin. Was auf den ersten Blick wie ein Kontrollraum in einem Datenzentrum anmutet, dient der Steuerung der Kastenförderanlage, über die Bücher in der Bibliothek von einem Ort zum anderen gelangen. »Grün Dauerlicht: Betrieb«, »Rot Dauerlicht: Störung«, »Orange Flackerlicht: Röllchenbahn besetzt«. Von hier aus lässt nur wenig darauf schließen, dass Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung radikal umgewälzt wurden. Die Kastenförderanlage, über die Bücherkisten auf Schienen verladen werden, ist seit der Eröffnung der Staatsbibliothek im Jahr 1978 in Betrieb. Und auch die Architektur ist größtenteils dieselbe wie in der jungen BRD.

Großzügige Sichtachsen, plastisch gewölbte Decken, terrassenförmige Lese-landschaften. Im Zuge einer Asbestsanierung wurde vor mehr als zwanzig Jahren der Teppich ausgetauscht; die Toiletten sind dagegen so marode, dass das Wasser durch die verrosteten Hähne teils direkt auf den Boden tropft. Der fleckige Teppich dämpft die Schritte; es herrscht eine ruhige, konzentrierte, gedämpfte Arbeitsatmosphäre, wie sie spätestens seit Mitte des 20. Jahrhunderts für Bibliotheken typisch ist. In der Cafeteria der Bibliothek im ersten Stock scheint die Zeit stehengeblieben zu sein: in Rosettenform dressierte Butter unter Frischhaltefolie, die sich gegen neue Food-Trends sperrt, Würstchen und dünne Scheiben Graubrot, die nichts von gesellschaftlichen Umbrüchen erahnen lassen.

Daran änderte auch die umfangreiche Funktionsanpassung der Bibliothek im Jahr 2001 wenig. Mit einem Budget von sechs Millionen Euro wurden Arbeitsplätze erweitert, »internetfähig« gemacht und für digitale Katalogrecherchen ausgestattet. »Mehr als 17 Kilometer Kabel«, so die Baugeschichte der Stabi, wurden »für diese Modernisierung der Dienstleistungen verlegt« (Staatsbibliothek zu Berlin 2025).

In den Lesesälen ist trotzdem jeder einzelne Platz belegt. Ihre »elektronische Entgrenzung« haben Bibliotheken offensichtlich überstanden und behaupten

»sich gegenwärtig als Raumkonzept ohne Misere« (Schneider 2010: 171). Wegen regelmäßig zu starker Auslastung liegen am Eingang Wartezettel aus, die den Wiedereintritt nach Pausen regeln. Auch die Lobby ist komplett ausgelastet. Bereits seit einiger Zeit stehen hier Schreibtische und Drehstühle, die von Nutzer:innen für die Gruppen- oder Einzelarbeit hin- und hergerückt werden. Nachdem in der Lobby zunächst Zettelkästen standen, wurde der Platz im Zuge digitaler Kataloge frei.

Aktuell steht das Gebäude der Stabi, eine Architekturikone der Nachkriegsmoderne von Hans Scharoun, vor einer Grundinstandsetzung. Vorgesehen ist eine denkmalgerechte Generalsanierung; Ziel ist es aber auch, »die öffentlichen Bereiche der Bibliothek neu zu denken und zeitgemäße Nutzungs- und Aufenthaltsqualität zu generieren« (Architekten von Gerkan, Marg und Partner 2019). Mindestens zehn Jahre sind für den Umbau veranschlagt. Für das in über 40 Jahren in Dauernutzung »technisch und funktional in die Jahre gekommene« Haus vorgesehen ist unter anderem eine »Öffnung der Bibliotheksnutzung, durch einen Wegfall der Zutrittskontrollen zum Foyer«, eine »Öffnung des Hauses nach Osten durch frei zugängliche neue gastronomische und öffentliche Angebote«, eine »Verbesserung der Aufenthaltsqualität durch Öffnung des Innenhofes zur Nutzung« und eine »Diversifizierung der Arbeitsräume, durch Öffnung und Bepflanzung der Terrasse am Lesesaal«.

All dies sind Trends, die sich in vielen Bibliotheken – öffentlichen wie wissenschaftlichen – in den letzten Jahren abzeichnen und die ich in meiner Arbeit auf vielfältige Weise beobachtet und dokumentiert habe. Ich nahm die Arbeit an meiner Dissertation dabei im Jahr 2019 auf und damit zu einer Zeit, die eine Art goldenes Zeitalter für Bibliotheken zu sein schien. Von natürlichem Licht durchflutete Innenräume, die mit denen in einem Apple Store konkurrieren und zeigen können, wie großartige Gemeinschaftsräume sein sollten (Washington Post Editorial Board 2022). »Mehr als Bücher« – mit Computerlaboren, Konferenzräumen, Studios für das Aufnehmen von Podcasts und Bearbeiten von Videos, Veranstaltungsräumen, interaktiven Angeboten für Kinder, Cafés. Einige dieser Bibliotheken habe ich vor Ort besichtigt und untersucht, welche Debatten und Diskurse sich um sie ranken, welche gesellschaftlichen Funktionen ihnen zugeschrieben werden und wie sie gebaut und genutzt werden (sollen). Dazu führte ich Interviews mit Architekt:innen und Bibliothekar:innen, recherchierte Baugeschichten, studierte historische Dokumente, Nutzungsordnungen und Bibliotheksrezensionen. Die daraus entstandene Untersuchung zeigt, wie sich Bibliotheken als zentrale gesellschaftliche Institutionen insbesondere im Medium der Architektur neu (zu) erfinden (versuchen).

Berlin, August 2025

1. Einleitung

Mitte des 19. Jahrhunderts etablierten sich Bibliotheken in den meisten großen Städten Westeuropas als die zentralen Orte, Räume und Architekturen, in denen Informationen gesammelt, geordnet und zur Verfügung gestellt wurden. Als institutionell auf Dauer gestellte Wissenssammlungen fungierten sie als »Stabilitätsgarantie der modernen Gesellschaft« (Baecker 2018b: 4). In Bibliotheken wurde der Einzelne in den »objektiven Geist der Gesellschaft« einbezogen (Karstedt 1954: 39), als »Generalarchiv« sollten sie »an einem Ort alle Zeiten, alle Epochen, alle Formen, alle Geschmäcker« akkumulieren (Foucault 1967: 34), in ihnen realisierte sich die funktional differenzierte Gesellschaft, die sich gar nicht denken ließe, »wenn man nicht Zuflucht in Bibliotheken gefunden hätte, deren Regale und Kataloge so eindrucksvoll sachlich geordnet sind« (Baecker 2018b: 4).

Mit der Verbreitung von Heimcomputern und der initialen gesellschaftlichen Aneignung des Internets als kommerzieller Infrastruktur Mitte der 1990er Jahre, kurz: dem Beginn des digitalen Zeitalters, gerieten Bibliotheken unter Legitimationsdruck. Über Suchmaschinen wie Yahoo ließen sich Informationen erstmals auch bequem von zuhause aus über den heimischen PC abrufen. Als physische Orte wurden Bibliotheken in der Folge vielfach bereits für tot erklärt. Denn: Wer braucht noch Bibliotheken, wenn vermeintlich jede Information zu jeder Zeit und an jedem Ort abgerufen werden kann? Hätten sich diese »in der Vergangenheit des Gutenberg-Zeitalters aufgrund der Materialisierung und Logistik gedruckter Bücher und Zeitschriften gerechtfertigt«, stellten die »Computer-Clouds, die zur permanenten Entmaterialisierung der Medien« beitragen, nicht nur die Notwendigkeit von Bibliotheksgebäuden, sondern darüber hinaus auch die Berechtigung bibliothekarischer Einrichtungen generell in Frage (Degkwitz 2014: 505).

Diese Debatte um den Tod von Bibliotheken ist Teil einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Digitalisierungsprozessen, die Ende der 1990er Jahre einsetzte und Digitalisierung lange Zeit vor allem mit dem Bedeutungsverlust, dem Verfall oder der Ablösung verschiedener gesellschaftlicher Zusammenhänge assoziierte. Befürchtet wurde, dass Orte verschwänden oder durch identitätslose

Nicht-Orte (Augé 1992) bzw. ›Räume der Ströme‹ ersetzt würden, die zur dominanten, räumlichen Form werden und eine zunehmend homogenisierte und enthistorisierte Architektur nach sich zögen (Castells 1999: 474 ff.).

›Verliert ein Gebäude seine gesellschaftliche Legitimation«, schreibt Silke Steets, »wird es entweder abgerissen, baulich angepasst oder symbolisch neu aufgeladen« (Steets 2015: 205). Während zahlreiche kleinere Bibliotheken, insbesondere im ländlichen Raum, zusammengelegt oder geschlossen wurden, Haushaltsmittel gekürzt und Personalstellen abgebaut wurden, rückte die Finanzierung von Bibliotheksneubauten gerade im urbanen Raum in den 2000er und 2010er Jahren in den Prioritätenlisten aber auch wieder nach oben. Seit der Jahrtausendwende zeichnete sich ein regelrechter Bauboom von Bibliotheken ab: Weltweit entstanden spektakuläre Neu-, Erweiterungs- und Umbauten, die sich durch eine ikonische Architektur auszeichnen und Besucher:innen in bisher ungekannter Zahl anzogen. Parallel dazu erfuhren Bibliotheken auch eine symbolische Aufwertung.

Diese Entwicklung ist bemerkenswert, nicht nur angesichts der immer höheren Kosten und der ökologischen Fragwürdigkeit solcher Bauprojekte, sondern auch vor dem Hintergrund des schwindenden Stellenwerts der Bibliotheken als zentrale Informationsdienstleister seit Mitte der 1990er Jahre. Bei dem ›Bauboom‹ neuer Bibliotheksgebäude handelt es sich demnach um eine »zeitspezifische Erscheinung, die als solche erklärungsbedürftig – und luhmannianisch ausgedrückt – gar als ›unwahrscheinlich‹ anzusehen ist« (Glaser 2018: 115). Im Zuge der Digitalisierung sind Bibliotheken also keineswegs verschwunden, sondern durchlaufen vielfältige, teils widersprüchliche Veränderungsprozesse, die bislang nicht systematisch untersucht wurden. Diese Prozesse vollziehe ich in meiner Arbeit nach.

Bibliotheken als Gegenstand der Soziologie

Als Gegenstand der Soziologie haben Bibliotheken bislang überraschend wenig Aufmerksamkeit erfahren. Obwohl ihnen vielfach eine hohe gesellschaftliche Relevanz zugesprochen wird – Karstedt bezeichnet sie gar als ein »soziologische[s] Phänomen ersten Ranges« (Karstedt 1954: 1) –, sind sie in der soziologischen Forschung nicht als etablierter Untersuchungsgegenstand verankert (vgl. dazu auch Tullio 2016). Auch in angrenzenden Disziplinen wie den Science Studies (Latour/Woolgar 1979; Rheinberger 1992; Knorr-Cetina 2016) sind Bibliotheken bislang wenig beachtet worden – und dass, obwohl Bibliotheken seit der Moderne als zentrale Orte der Wissensproduktion gelten (Felfe et al. 2010). Die wenigen Forschungsarbeiten, die sich explizit mit Bibliotheken befassen, betrachten diese dagegen vornehmlich als *Institutionen*, d.h. als »normativ ge-

regelte, mit gesellschaftlichem Geltungsanspruch dauerhaft strukturierte und über Sinnbezüge legitimierte Wirklichkeit sozialen Handelns« (Kopp/Steinbach 2016: 140). In dieser Perspektive steht im Vordergrund, wie sich das differenzierte Bibliothekswesen in verschiedenen Ländern institutionell herausgebildet hat, welche Faktoren dafür eine Rolle gespielt und welche Bibliothekstypen sich in welchem historischen Kontext herausgebildet haben. Als materielle Entitäten und konkrete physische Orte bleiben Bibliotheken in diesen Abhandlungen außen vor.

In bibliothekswissenschaftlichen und architekturhistorischen Texten wird die Materialität von Bibliotheken zwar thematisiert, bleibt aber häufig auf ihre *symbolische* Bedeutung reduziert (vgl. dazu auch Delitz 2010; Schmidt-Lux 2013; Steets 2015; Jones 2016). So werden Bibliotheken etwa als Verkörperungen von Macht, Privilegien oder Reichtum oder als Symbole von Wissen, Öffentlichkeit und Demokratie interpretiert (vgl. dazu Pateman/Pateman 2021), übersehen wird darin aber, dass Architektur »eher konstitutiv, ein Medium, statt bloßer Spiegel des Sozialen« (Delitz 2015) ist. »Keine Wand, keine Tür, kein Fenster, keine Decke ist«, so Dirk Baecker, »sozial unschuldig. Sie schirmen ab, kontrollieren Zugänge und sind die Symbole einer Ordnung, die in jedem Moment dazu auffordert, angenommen oder abgelehnt zu werden« (Baecker 1990: 70; vgl. auch Delitz 2016). Welche Bibliotheken sich Gesellschaften bauen, ist nicht nur Ausdruck gesellschaftlicher Dynamiken, sondern bestimmt diese gleichzeitig mit. Bibliotheken führen, anders gesagt, eine »Differenz in das Soziale ein, anstatt zu kopieren, was vorher und unabhängig von ihr existiert« (ebd.).

Die wenigen Arbeiten, die Bibliotheken aus einer dezidiert raum- bzw. architektursoziologischen Perspektive betrachten (Edinger 2017; Ehrlich 2007, 2008) widmen sich dagegen ausschließlich Universitätsbibliotheken und kaprizieren sich inhaltlich weitestgehend auf Fragen der In- bzw. Exklusion der Architektur von Bibliotheken. Als *öffentliche* Institutionen, die in der Regel aus öffentlichen Mitteln finanziert sind und vielfach den Anspruch artikulieren, für *alle* zugänglich zu sein, steht in diesen Studien in Frage, in welcher Weise Bibliotheken als physische Räume und konkrete Architekturen auch tatsächlich zugänglich sind. Dadurch rückt zwar die soziologisch tradierte Frage nach sozialer Ungleichheit in und durch Bibliotheken in den Fokus, zugleich wird aber auch die marginalisierte Stellung der Architektursoziologie als einer sogenannten Bindestrichsoziologie perpetuiert (vgl. dazu Fischer/Delitz 2009: 13), welche zwar interessante Erkenntnisse zu einzelnen Gebäuden erzielen mag, ohne jedoch einen umfassenderen Beitrag zur Gesellschaftstheorie zu leisten. Eine solche Sichtweise greift aus meiner Sicht zu kurz. Die Architektursoziologie bietet weit mehr als nur eine Analyse der Nutzung, Rezeption und Aneignung einzelner Bauwerke. Traditionell gilt diese der Soziologie zwar als wichtiger Ausdruck

(Elias 1969) und signifikanter Code von Gesellschaft (Castells 1999), als »gesellschaftsdiagnostisches Instrument« bleibt der Blick auf Architektur aber immer noch unterschätzt (Delitz 2009: 112). Sie eröffnet vielmehr einen originellen Zugang zu der Frage, in welcher Gesellschaft wir eigentlich gegenwärtig leben (Delitz 2015: 259).

Architektur als konstitutiver Teil des Sozialen

Als »stabilisierte, sicht- und greifbare räumliche Gestalt jeder Gesellschaft« (Delitz 2010: 2), die »faktisch nicht von ihrem Gebauten (resp. Gewebten, Genähten etc.) zu trennen ist« (ebd.: 3), ist Architektur sozialtheoretisch als wichtiger *Teil* des Sozialen zu verstehen (Fischer/Delitz 2009; Delitz 2010, 2015, 2017). Architektursoziologie ist vor diesem Hintergrund nicht nur als »Teilbereich einer grundlegend verstandenen gesellschaftstheoretischen Kulturosoziologie« (Delitz 2015: 259) von Interesse, sondern auch für die Allgemeine Soziologie.

Anders als andere »Künste« ist Architektur durch eine hohe konjunkturelle Abhängigkeit gekennzeichnet, an die Verfügbarkeit konkreter materialer Objekte (Backsteine, Sand, Nägel, Stahlträger etc.) gebunden und von zeitspezifischen Entwurfs- und Fertigungstechniken und -technologien abhängig (vgl. dazu Carpo 2012). Architektur ist deshalb nicht bloß irgendein Teil des Sozialen, dem sich die Soziologie *auch* zu widmen hat. Vielmehr ist sie ein ganz zentraler Bereich, in dem viele soziale Stränge zusammenlaufen: ökonomische Verhältnisse, symbolische Formen, technologische Strukturen. Architektur ist Gegenstand konfliktreicher Debatten (vgl. Jones 2011; Schmidt-Lux 2017) und Bezugspunkt intensiver gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse – insbesondere dann, wenn es sich um teure Neu-, Um- oder Erweiterungsbauten handelt, die aus öffentlichen Geldern finanziert werden (wie im Fall von großen Bibliotheksneubauten). Die Geschichte der Architektur ist untrennbar mit der Chronik der industriellen Revolution verbunden und wird gleichermaßen durch digitale Fertigungstechniken beeinflusst. Sie ist in ökonomische Strukturen eingebettet und reagiert auf gesellschaftliche Trends. Und sie prägt nicht nur unterschiedliche Formensprachen, sondern wirkt auch auf Praktiken zurück, die in, mit und durch Architektur stattfinden (können).

In einem Artikel systematisierte der Architektursoziologe Paul Jones architektursoziologische Forschung entlang von drei Strängen: Erstens Beiträgen, die Architektur als *Spiegel* großer politischer, wirtschaftlicher und kultureller Veränderungen fassen. Zweitens (meist ethnografischen) Studien zu Architektur als Beruf/Praxis sowie drittens Studien, in welchen die Interaktion zwischen Mensch und gebauter Umwelt ins Auge gefasst wird (Jones 2016; vgl. dazu auch Steets 2015: 246). Diese drei Stränge stehen in der Regel weitestgehend bezugslos

nebeneinander. Auch neuere architektursoziologische Forschungen untersuchen Architektur in der Regel *entweder* als spezifische soziale Ausdrucksform, in die sich soziale Prozesse einschreiben (und deshalb auch »ablesen« lassen) (Egger 2019) *oder* als Produktionsprozess, in dem vielfältige soziale Prozesse ablaufen (Yaneva 2009, 2017).

Gerade der spezifische Blickwinkel auf Architektur im Gebrauch – also auf die Praktiken in, mit und durch Architektur – hat in der Architektursoziologie in den letzten Jahren eine ganze Reihe empirisch fundierter Studien inspiriert (u.a. Göbel 2015, 2016; Müller/Reichmann 2015; Leuenberger 2018; Neubert 2018, 2020). Gefragt wird hier vor allem danach, auf welche Weise Architektur auf ihre Nutzer:innen zurückwirkt. In den Blick kommt so z.B. die Interaktion von Personen mit und in (aufgewerteten) urbanen Ruinen (Göbel 2015, 2016), die Rolle der gebauten Umwelt im Arbeitsalltag von Menschen in unterschiedlichen, beruflichen Kontexten (Neubert 2018, 2020) oder die (disparate) Wahrnehmung von Museumsarchitektur durch unterschiedliche Nutzer:innengruppen (Leuenberger 2018). In je spezifischer Weise setzen diese Studien Heike Delitz' Forderung um, »repräsentationslogische Konzepte« im Kontext architektursoziologischer Forschung abzulegen (Delitz 2015: 261). Methodologisch interessiert Architektur in diesen Studien weniger als isoliertes ›Objekt‹ bzw. als »schon bestimmtes Objekt« (Neubert 2018: 30), denn als *Teil* eines sozialen Zusammenhangs und im Vollzug. Von Interesse ist weniger die ›Architektur selbst‹ als die »Erfahrungs- und Sinnbildungsprozesse, innerhalb derer diese zur Geltung kommt« (ebd.). Fokus ist die Rezeption und Nutzung bzw. die Routinen der alltäglichen Praxis von Nutzer:innen und Architektur.

Diskurse, Materialität, Praktiken. Die Architektur- und Raumordnung von Bibliotheken

In historischer Perspektive verfügen diese Studien über eine begrenzte Reichweite. Denn weder die Bedeutung von Architektur noch ihre Bauweise oder Nutzung ist eine historische Konstante. Was Bibliotheken bedeuten und symbolisieren, wie sie gebaut und genutzt werden (können), unterliegt vielmehr einem stetigen Wandel. Will man Architektur als »kultursoziologische Messgröße gesellschaftlichen Wandels« (Neubert 2018: 20) nutzbar machen, braucht es einen anderen Blick auf Architektur. Methodisch stelle ich dafür meine Heuristik der ›Architektur- und Raumordnung‹ von Bibliotheken vor. Dafür verbinde ich zwei theoretische Perspektiven: Zum einen nehme ich im Anschluss an Heike Delitz Gesellschaft und die Architektur von Bibliotheken (die sozialtheoretisch nicht zu trennen sind) »entlang einer historischen Achse des Anders-Werdens« (Delitz 2010: 217) in den Blick. Zum anderen beziehe ich Silke Steets' Programm einer wissenssoziologischen Architekturforschung (Steets 2015) ein, um die vielfach stark auf-

geladenen Diskurse über Bibliotheksneubauten – was diese leisten und welche Wirkungen sie entfalten sollen –, ihre Materialität und Praktiken nicht in eins fallen zu lassen. Das Reden über Architektur, ihre Bauweise im engeren Sinne und die Aneignung durch die Nutzer:innen werden also separat behandelt und untersucht.

Diese Differenzierung ist sozialtheoretisch notwendig, da die oft überhöhten Ausführungen und ›Legitimationserzählungen‹ der Architekt:innen vielfach nicht mit dem übereinstimmen, wie Nutzer:innen Architektur tatsächlich wahrnehmen und gebrauchen. Während Steets diese notwendige Differenzierung allerdings für die Analyse einzelner Gebäude oder Gebäudeensembles nutzt, erhoffe ich mir von meiner Heuristik der ›Architektur- und Raumordnung‹ die Möglichkeit, das ›Anders-Werden‹ von Bibliotheksarchitektur in einem breiteren historischen Kontext zu untersuchen – von der Moderne bis ins digitale Zeitalter. Anders als Silke Steets ziehe ich mit dieser Differenzierung also nicht darauf ab, die Externalisierungsprozesse, materiellen Objektivationen und Internalisierungsprozesse einzelner Gebäude in synchroner Perspektive zu rekonstruieren. Ziel ist vielmehr eine Analyse dessen, wie sich die ›Legitimationserzählungen‹ um Bibliotheken, ihre Bauweise und die in ihnen vorgesehenen Praktiken über den Einzelfall hinaus und im Zeitverlauf verändert haben (oder auch nicht). Mein Untersuchungsgegenstand sind daher nicht einzelne Bibliotheksbauten, sondern die Diskurse, Bauweisen und (legitimen) Praktiken in Bibliotheken in historischer, d.h. diachroner Perspektive. Ziel ist es, die Kontinuitäten und Diskontinuitäten entlang dieser drei Dimensionen zu rekonstruieren: im Reden über, im Bauen von und in der Nutzung von Bibliotheken.

Meine Heuristik ist zugleich als Versuch zu verstehen, die Theoriearbeit und die Studien von Heike Delitz und Silke Steets – trotz aller Unterschiede – in einem Modell zu synthetisieren – mit dem Ziel, die Architektursoziologie als Ansatz für die Historische Soziologie produktiv zu machen. Öffnen will ich die Architektursoziologie damit als potentiell ertragreichen Zugriff, um sozialen Wandel zu rekonstruieren und so einen weiteren Zugriff auf die ›Mannigfaltigkeit‹ des Sozialen (Weber 1904: 46) zu etablieren. Damit einher geht zwar ein stärker vermittelter Blick auf Architektur im Gebrauch und Vollzug, eröffnet wird die (in der Soziologie immer noch randständige) Architektursoziologie aber als spezifisches Theorieprogramm der Allgemeinen Soziologie (vgl. dazu Schützeichel 2004). Ganz im Sinne einer Historischen Soziologie, die nicht nur die Kontinuität als Normalfall setzt und den Wandel als Abweichung – und damit als das von der Soziologie zu erklärende setzt und konstruiert (Abbott 2016) – betrachte ich Nicht-Wandel, Resistenzen und Beharrungen genauso wie Brüche, Diskontinuitäten und Veränderungen. Meine Untersuchung setzt deshalb nicht Mitte der 1990er Jahre ein, sondern nimmt Bibliotheken seit Mitte des 19. Jahrhunderts in den Blick.

Historische Architektursoziologie von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung

Gegenstand der Arbeit ist eine *historische Architektursoziologie von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung*. Damit meine ich eine historisch informierte Soziologie dessen, was sich in Bibliotheken – und zwar als Institutionen, vor allem aber als Orte, Räume und Architekturen – in den letzten Jahren zugetragen hat. Im engeren Sinne interessiere ich mich dabei für die Zeit seit Mitte der 1990er Jahre, d.h. seit der Entwicklung des Internets mit grafischer Benutzeroberfläche unter dem Namen World Wide Web, als Windows den in das Betriebssystem integrierten Windows Explorer einführte und sich mit der Suchmaschine Yahoo Informationen erstmals über die Eingabe von Schlüsselwörtern finden ließen (und die Internetnutzung nicht mehr an die mühsame, manuelle Eingabe von Internetadressen geknüpft war). Diese Entwicklung markiert, zumindest in Westeuropa, die »initiale gesellschaftliche Aneignung des Internets« (Schrape 2021) und damit den Beginn des Zeitalters der Digitalisierung.

Um das potentielle ›Anders-Werden‹ von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung in den Blick zu bekommen, setzt meine Studie nicht erst in den 1990er Jahren ein, sondern bereits Mitte des 19. Jahrhunderts (stellenweise auch noch früher). Drei wichtige, historische Entwicklungslinien laufen um das Jahr 1850 zusammen: erstens das Heraustreten der Bibliothek als eigener Baukörper in der Stadt der westeuropäischen Moderne, zweitens die zunehmende Ausdifferenzierung des Bibliothekswesens und in diesem Zuge das Aufkommen der ersten Lesehallen und Volksbibliotheken und drittens der Einzug von Technik und sanitären Anlagen in Bibliotheken (künstliche Beleuchtung, Heizung und Belüftung, Toiletten). Auch wenn Bibliotheken – im Sinne von Büchersammlungen – zwar deutlich länger existieren, ist dies der entscheidende Zeitpunkt, an dem Bibliotheken Mitte des 19. Jahrhunderts als eigenständige architektonische Typologie und zentrale Wissenszentren der Moderne entstehen. Ich rekapituliere also auch, wodurch Bibliotheken zur Zeit der Moderne gekennzeichnet waren, um festzustellen zu können, was sich verändert hat, aber auch, was als Konstante erhalten bleibt.

Forschungsfrage: (Wie) haben Bibliotheken sich verändert?

Im Zentrum meiner Studie steht die Frage nach dem Wandel bzw. der Kontinuität von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung. Die zentrale These der Arbeit lautet, dass Bibliotheken sich seit Mitte der 1990er Jahre mit der Diversifizierung von Medienträgern, der zunehmenden Verbreitung des Computers für den Heimgebrauch und der Entwicklung des Internets als kommerzieller Informations- und Dienstleistungsplattform in einem permanenten Krisenzustand befin-

den, auf den sie unterschiedliche Antworten gefunden haben. Bibliotheken sind in diesem Zuge nicht einfach verschwunden, sondern haben sich auf spezifische Weise verändert. Weil sich die Rolle und die Relevanz von Bibliotheken nicht mehr zwangsläufig aus dem Bedarf nach gesammelten, geordneten, klassifizierten und zur Verfügung gestellten Informationen ableiten, haben sie spezifische Legitimationsstrategien und besondere Bauweisen gefunden, durch die sie sich von kommerziellen Dienstleistern als attraktive Orte abgrenzen. Eine besondere Rolle, so viel sei vorweggenommen, spielt dabei die Architektur. Anders gesagt: der Wandel *durch* Digitalisierung vollzieht sich auch – und womöglich sogar besonders deutlich – im Medium der Architektur.

Ertrag für die Bibliotheks- und Digitalisierungsforschung

Über meine Studie möchte ich Bibliotheken (wieder) als wichtigen Untersuchungsgegenstand der Soziologie (re-)etablieren. Auch die Digitalisierungsforschung kann davon profitieren: So besteht zwar ein breiter Konsens darüber, dass es sich bei dem vermeintlich allgegenwärtigen Transformationsprozess, der unter dem Begriff Digitalisierung subsumiert wird, um eine dominante, wenn nicht sogar die wichtigste Triebkraft des sozialen Wandels der heutigen Gesellschaft handelt (Hergesell et al. 2020). Was sich aber genau wandelt und auf welche Art und Weise, welche Kontinuitäten und Diskontinuitäten also auch empirisch evident sind, bleibt vielfach offen (Büchner et al. 2022). Einerseits scheint seit langem klar, dass »die Digitalisierung alle Lebensbereiche erfasst« (Koch 2016) und Digitalisierung ein ubiquitäres Phänomen darstellt. Gerade in historischer Perspektive stellt sich die vermeintliche Allgegenwart digitalen Wandels jedoch weitaus weniger eindeutig dar. Will man keinem Technikdeterminismus anheimfallen (vgl. dazu z.B. Rammert 2016), bleibt es notwendig, konkrete Forschung dazu anzustellen, was sich in konkreten Lebensbereichen verändert hat – oder auch nicht.

Aufgrund ihrer Geschichte sind Bibliotheken für die Digitalisierungsforschung von besonderem Interesse. So existierten sie bereits im 7. Jahrtausend vor Christus (Baur-Heinold 1972), haben sich über Jahrtausende der Menschheitsgeschichte hinweg also kontinuierlich erhalten, zugleich aber auch in spezifischer Weise verändert – und ermöglichen als Untersuchungsgegenstand demnach eine Untersuchung von Digitalisierung in der *longue durée* (Hergesell et al. 2021). Einen solchen Vergleichshorizont braucht es, um die historischen Spezifika vermeintlich disruptiver Digitalisierungsprozesse überhaupt erst herausarbeiten zu können – und darüber auch den irreführenden Mythos einer permanenten digitalen Revolution auszuräumen (vgl. dazu auch Balbi/Magaudda 2018: 2).

Die Frage danach, was sich gesellschaftlich durch Digitalisierungsprozesse verändert (hat), ist eine genuin historische Frage. Wenn Christopher Kucklick eine Gesellschaft ›neuen Typs‹ beschreibt, in welcher der Durchschnitt – das Maß der Moderne – immer mehr an Bedeutung verliere (Kucklick 2014) oder Andreas Reckwitz die Gesellschaft der Spätmoderne als eine Gesellschaft der Singularitäten charakterisiert, in der »das komplizierte Streben nach Einzigartigkeit und Außergewöhnlichkeit« nicht nur subjektiver Wunsch, sondern paradoxe gesellschaftliche Erwartung wird (Reckwitz 2017: 9), dann sind dies Diagnosen, die notwendigerweise immer auf ein ›Vorher‹ rekurrieren. Wie Industrialisierung, Modernisierung, Rationalisierung usw. ist Digitalisierung also ein *Prozessbegriff* und Forschung zu Digitalisierung damit immer auch, ob sie dies will oder nicht, mit der Beschreibung und Erklärung eines historischen Prozesses befasst. Forschung zum ›Wandel durch Digitalisierung‹ ist in diesem Sinne zwangsläufig eine Forschung der Historischen Soziologie, deren Erkenntnisziel darin besteht, das Singuläre oder Individuelle der raumzeitlich spezifizierten sozialen bzw. kulturellen Ordnung der Digitalisierung typisierend herauszuarbeiten (vgl. dazu Schützeichel 2004: 11).

Digitalisierung als sozio-technischer Prozess

Technische Innovationen schaffen zwar Opportunitäten für Wandel, die es ohne sie nicht gegeben hätte, lösen aber nicht zwangsläufig Veränderungen aus. Vielmehr erzeugen sie einen »zwar zum Teil erheblichen sozioökonomischen und institutionellen Veränderungsdruck, der in der Regel nicht wirkungslos bleibt« (Dolata/Werle 2007: 20), dieser bleibt als sozio-technischer Wandel aber auf Akteur:innen angewiesen, die diesen umsetzen oder von sich weisen, adaptieren oder modifizieren. So kann dieselbe Querschnittstechnik in einem Bereich einen unmittelbar wirksamen Veränderungsdruck auf die dort bestehenden Institutionen und Akteure ausüben, während sie in anderen Bereichen eher mittelbare Wirkungen entfaltet, ohne die dort etablierten Strukturen, Institutionen und Akteure grundsätzlich infrage zu stellen (ebd.: 28). Digitalisierung lässt sich deshalb als dezidiert sozio-technischer Prozess begreifen, »der sich weder unabhängig von übergreifenden gesellschaftlichen Dynamiken noch losgelöst von den sozioökonomischen Bereichen verstehen lässt, in denen Digitaltechnik entwickelt und eingesetzt wird« (Schrape 2021: 81–82).

Bibliotheken in Deutschland. Vielfalt an Unterhaltsträgern

Die Bibliothekslandschaft in Deutschland ist durch eine große Vielfalt verschiedener Unterhaltsträger und Bibliothekstypen gekennzeichnet. Diese Diversität

zählt zu den »herausragenden Merkmalen, die das deutsche Bibliothekswesen prägen« (Seefeldt 2022). Neben Bund, Ländern und Gemeinden fungieren in Deutschland auch die katholische und evangelische Kirche als Unterhaltsträger von Bibliotheken, sowie – wenn auch in deutlich geringerem Ausmaß – private Stiftungen, Vereine oder Firmen. In Berlin zählen dazu beispielsweise die Bibliothek der Topographie des Terrors, die Medien in den Bereichen SS, Gestapo und Polizei im Nationalsozialismus sammelt, oder das seit 1978 aktive feministische FFBIZ, das als eines der ältesten und bedeutendsten Archive der Frauenbewegung(en) in Deutschland fungiert und eine eigene Bibliothek unterhält.

Da die Zuständigkeit für Wissenschaft und Bildung, Kultur und Kunst im föderalen Deutschland fast ausschließlich den Bundesländern vorbehalten ist, tritt der Bund als Unterhaltsträger nur selten in Erscheinung. Zu den wenigen vom Bund finanzierten Bibliotheken zählen die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) mit ihren beiden Standorten in Frankfurt und Leipzig, die Bibliothek des Deutschen Bundestages in Berlin, die Bibliotheken der Bundesministerien, Bundesbehörden, Bundesgerichte, Bundesforschungsanstalten sowie die über 60 Bibliotheken, die im Bereich des Bundesministeriums der Verteidigung und der Bundeswehrakademie für Information und Kommunikation angesiedelt sind. Darüber hinaus beteiligt sich der Bund nur an der Finanzierung einzelner Bibliotheken und Einrichtungen mit überregionaler Bedeutung: Gemeinsam von Bund und Ländern werden die über 90 außeruniversitären Forschungsinstitute gefördert, die in der Leibniz-Gemeinschaft zusammengeschlossen sind und über entsprechende Spezialbibliotheken verfügen. Über eine gemischte Bund-Länder-Finanzierung der Betriebskosten werden auch die beiden größten Universalbibliotheken in Deutschland, die Staatsbibliothek zu Berlin (Preußischer Kulturbesitz, kurz: SBB-PK) und die Bayerische Staatsbibliothek (BSB) in München getragen (Seefeldt 2022).

Von den insgesamt 8.862 Bibliotheksstandorten, die für das Jahr 2023 in Deutschland gemeldet wurden, entfällt mit 8.152 Standorten der Großteil (92,0 %) auf die Haupt- und Zweigstellen öffentlicher Bibliotheken. 710 Standorte (8,0 %) entfallen auf wissenschaftliche Bibliotheken (Statistisches Bundesamt 2025). Während nahezu alle wissenschaftlichen Bibliotheken in die Zuständigkeit der Länder fallen, also auch durch diese finanziert sind, sind die bedeutendsten Träger öffentlicher Bibliotheken die Städte und Gemeinden, die im Rahmen der grundgesetzlich verankerten kommunalen Selbstverwaltung allerdings selbst entscheiden können, ob sie eine Stadtbibliothek oder Gemeindebücherei unterhalten oder nicht (Seefeldt 2022). Auch wenn ein Großteil der Städte und Kommunen Bibliotheken unterhält, unterscheidet dies das deutsche Bibliotheks-

wesen deutlich vom Bibliothekswesen anderer Länder. In Skandinavien¹ etwa ist die Einrichtung und Aufrechterhaltung von Bibliotheken teilweise seit über hundert Jahren auf nationaler Ebene rechtlich geregelt. Anders als in Deutschland existieren in Dänemark, Schweden und Finnland nationale Bibliotheksgesetze. In Finnland existiert bereits seit dem Jahr 1929 ein Bibliotheksgesetz; in Schweden ist im Jahr 1996 ein eigenes nationales Bibliotheksgesetz verabschiedet worden; in Dänemark im Jahr 2000. In diesen Gesetzen wird in unterschiedlichem Umfang geregelt, wie der Betrieb und Unterhalt von Bibliotheken durch die öffentliche Hand gehandhabt werden müssen. In Schweden setzt dieses unter anderem fest, dass es in jeder Kommune Bibliotheken geben *muss*. Darüber ist (im Gegensatz zu Deutschland) auch die Existenz kleinerer, öffentlicher Bibliotheken gesichert. Festgelegt ist außerdem, dass der Zugang zu Informationen und Literatur kostenlos ist. Die Grundfinanzierung von Bibliotheken ist in Skandinavien also grundsätzlich gesichert und muss nicht fortwährend neu ausgehandelt werden. Aus diesem Grunde wurde ›Skandinavien‹ in den von mir geführten Interviews sowohl von Architekt:innen als auch von Bibliothekar:innen immer wieder als Referenz benannt und als besonders ›weit vorne‹ eingeordnet.²

Rechtliche Rahmenbedingungen

Im deutschen Bibliothekswesen verfügen zum aktuellen Zeitpunkt (Stand: April 2025) insgesamt neun der 16 Bundesländer in Deutschland über ein Bibliotheksgesetz, das die Anerkennung und Finanzierung von Bibliotheken als »Ausdruck des politischen Willens eines Staates, Bibliotheken auch mit finanziellen Mitteln

1 Je nach Definition umfasst Skandinavien unterschiedliche Länder. Im geographischen Sinne bezieht sich Skandinavien auf die skandinavische Halbinsel, auf der sich Norwegen und Schweden sowie der Nordwesten Finnlands befinden. Aus geschichtlicher Sicht und in sprachlich-kultureller Hinsicht setzt sich Skandinavien im engeren Sinne aus Schweden, Norwegen und Dänemark zusammen, im weiteren Sinne auch aus dem gesamten Staat Finnland und seltener Island und den Färöer Inseln. In meinen Interviews mit Bibliothekar:innen und Architekt:innen wird mit Skandinavien meist die weitere Definition der Region benannt und beinhaltet damit auch Finnland; teilweise wird die Region auch zu einem Land vereinheitlicht. Dieses breitere Verständnis aus dem Feld lege ich auch meiner Arbeit zugrunde. Im Alltagswissen der von mir Interviewten bezeichnet ›Skandinavien‹ dabei primär nicht (nur) ein geografisches Gebiet, sondern fungiert auch als Chiffre und Phantasma für einen Raum mit scheinbar unbegrenzten Mitteln zur Ausstattung von Bibliotheken.

2 »Skandinavien ist sehr weit was die Bibliotheken angeht und die Niederlande. [...] Und Bibliotheken bauen, wo wir nur mit den Ohren schlackern können. Was Dimension, was Geld, was Prominenz der Lage, beste Lage am Wasser, beste Lage hat die Bibliothek in Skandinavien, in Helsinki ist gerade die neue Bibliothek eröffnet worden. Also architektonische Highlights, Ausstattung in einem High-End Bereich, wo man wirklich hier nur kleinkrämert dagegen und das zeigt einfach eine gewisse Wertschätzung und die erkannte Bedeutung. Bei uns fruchtet das langsam – das kommt, aber es ist schon noch Ausbaupotential da« (Interview A8 2019).

zu gestalten und zu fördern« (dbv 2023) sichern soll. Der Deutsche Bibliotheksverband setzt sich für Bibliotheksgesetze bereits seit den 1950er Jahren auf verschiedenen Ebenen ein. Die Einführung der neun Bibliotheksgesetze auf Länderebene lässt sich vor allem auf die Initiative der Enquete-Kommission »Kultur in Deutschland« des Deutschen Bundestages zurückführen, die in ihrem Abschlussbericht im Jahr 2007 eine Empfehlung über den Erlass von Bibliotheksgesetzen aussprach, um öffentliche Bibliotheken als Pflichtaufgabe festzuschreiben. Der Deutsche Bibliotheksverband veröffentlichte daraufhin im Jahr 2008 einen Musterentwurf für ein Bibliotheksgesetz (BIBG), das in § 2 die Unterhaltung Öffentlicher Bibliotheken als Pflichtaufgabe der Städte, Gemeinden und Landkreise vorsah (Deutscher Bibliotheksverband 2017). Entgegen dem vom dbv vorgeschlagenen Musterentwurf für ein Bibliotheksgesetz ist ein Großteil der in den Bundesländern installierten Gesetze allerdings recht weich formuliert und bleibt damit letztlich rechtlich unverbindlich. Die Förderung von Bibliotheken liegt somit in der Regel in der Zuständigkeit ihrer Träger und fördert diese lediglich »im Rahmen der verfügbaren Haushaltsmittel« (HessBibLG 2010). Die Bibliotheksgesetze in den Bundesländern sind vor diesem Hintergrund eher als symbolische Anerkennung, denn als rechtlich effektives Mittel zur Sicherung der Finanzierung von Bibliotheken zu bewerten.

Umnutzung, Sanierung, Renovierung, Umbau, Neubau. Vielfalt an Bibliotheksgebäuden

So divers die Unterhaltsträger und rechtlichen Rahmenbedingungen von Bibliotheken sind, so unterschiedlich sind auch die Gebäude, in denen Bibliotheken untergebracht sind. Ein Großteil der Bibliotheken ist dabei weder in Bibliotheksneubauten noch überhaupt in Architekturen untergebracht, die als Gebäude speziell für Bibliotheken konzipiert wurden. Üblicher sind Umnutzungen anderer Gebäude: Sparkassen, Schlachthöfe, Badeanstalten, Kirchen usw.. Die Bandbreite ist groß. So hat die Zentralbibliothek der Stadtbibliothek in Frankfurt am Main in einem Gebäude Platz gefunden, das ursprünglich von der Sparkasse gebaut und genutzt wurde; die Bibliothek des Archivs der Frauenbewegungen in Berlin ist in einem Gebäude beherbergt, das einst als Schlachthof genutzt wurde; die Zweigstelle der öffentlichen Bibliothek des Berliner Bezirks Mitte, die Bibliothek am Luisenbad, ist die Umnutzung einer Badeanstalt, die im späten 19. Jahrhundert gebaut wurde. Für Bibliothekar:innen ist die Begleitung von Neubauprojekten grundsätzlich eher die Ausnahme. Wenn sie dennoch im Laufe ihrer Karriere die Sanierung, Renovierung oder den Neubau einer Bibliothek begleiten, geschieht dies eher zufällig und meist in Verbindung mit ihrer Tätigkeit als Benutzungsleitung. Diese Funktion – an der Schnittstelle zwischen Nutzer:innen und Service – erfordert es, auch während eines Neu- oder Umbaus sicherzustellen, dass der

Betrieb der Bibliothek reibungslos weiterläuft. Auch für Architekturbüros sind Bibliotheksbauten ein seltenes Highlight, und nur wenige Büros in Deutschland sind auf Bibliotheken spezialisiert. Der Neubau von Bibliotheken ist damit insgesamt eher die Ausnahme als die Regel – sowohl für Bibliothekar:innen als auch für Architekt:innen. Bei einem Großteil der Bibliotheken handelt es sich insofern keineswegs um teure, von Stararchitekt:innen entworfene Neubauten in Metropolen. Eine überraschend hohe Anzahl an Bibliotheken bekundete noch 2018, weder WLAN anzubieten noch dieses in Kürze einrichten zu wollen (Rat für kulturelle Bildung 2018). Gerade an ›Leuchtturmprojekten‹ bzw. Leitbauten im Feld zeigen sich aber hegemoniale Trends und Entwicklungen der Bibliotheksarchitektur, an denen sich auch kleinere Bibliotheken orientieren. Dies wurde auch in den insgesamt 30 Interviews mit Architekt:innen und Bibliothekar:innen ersichtlich, die ich für die Arbeit geführt habe. Leitbauten spielen in meiner Arbeit deshalb eine besondere Rolle.

Forschungsstand: Bibliotheken in der Soziologie

Eine explizit soziologische Beschreibung von Bibliotheken legt Karstedt in seinen »Studien zur Soziologie der Bibliothek« in den 1950ern vor (Karstedt 1954). Die Funktion von Bibliotheken sieht er in der »gesellschaftsbildenden Kraft der Bibliothek« (Karstedt 1954: 54) bestimmt, welche »die seelischen und geistigen Vorgänge«, die Gesellschaften immer zugrunde lägen, »in jedem Augenblick zu reproduzieren vermag« (ebd.: 45). Über Bibliotheken vermittelt werde der Einzelne in den »objektiven Geist seiner Kulturgemeinschaft [einbezogen], durch den er dieser verhaftet bleibt wie der Eremit der Glaubensgemeinschaft« (ebd.: 39). Die »ungeheure Bedeutung«, die Bibliotheken gesellschaftlich zukommt, liegt Karstedt zufolge in der »Mittlerrolle«, zwischen »objektivem Geist« einer Gemeinschaft und den Individuen als Teilen dieser Gemeinschaft (ebd.: 85). Offensichtlich werde dies bei Bibliotheken bestimmter Berufsvereinigungen. Denn hier werde »die Zugehörigkeit zu dem Sozialgebilde der Berufsvereinigung nur durch ein Wissen erworben, welches der Neuling sich aneignen muß und welches viel zu umfangreich ist, als daß es jederzeit in allen Köpfen der Vereinigung präsent sein könnte«. Mündlicher Unterricht kann hier nur Hinweis, Rat und Hilfe sein, das eigentliche Wissen holt sich der Schüler aus der Bibliothek, die allein den »spezifischen Gesellschaftsgeist in vollem Umfang repräsentiert« (ebd.: 53).

Zugrunde gelegt wird bei Karstedt ein Verständnis von Bibliotheken als institutionell auf Dauer gestellte Wissenssammlungen. Auch religiöse Gemeinschaften seien auf Bibliotheken angewiesen, denn »nur die Bibliothek garantiert dafür, daß das religiöse Erleben der folgenden Generation dasselbe bleibt wie das der

älteren. Sie ist die Klammer, die die Generationen innerhalb des sozialen Gebildes zusammenhält« (ebd.: 52). Entsprechend seien Bibliotheken »von einem bestimmten Augenblick an in der Entwicklung des geistigen und sozialen Prozesses« nicht mehr wegzudenken, »ohne daß man auch eine gesellschaftliche Rückbildung oder Katastrophe annehmen müßte« (ebd.: 85).

In den Bibliothekswissenschaften wird die gesellschaftliche Bedeutung von Bibliotheken durch eine Untersuchung ihrer Darstellung in Filmen und anderen Medien thematisiert. Schon zu Stummfilmzeiten entstand der Kurzfilm *The Librarian* (1912), seit den 1920er Jahren erschienen regelmäßig Filme mit Bibliotheksbezug (Hermann 2012: 104). Gebäude bzw. »Filmarchitektur« kann innerhalb von Filmen »als Staffage ein eher dekoratives Moment darstellen, ihr werden aber auch strukturelle Rollen innerhalb der Handlung übertragen« (Hickethier 1996: 72).

In seiner Arbeit zur Darstellung von Bibliotheken im Film aus dem Jahr 2011 stellt Tornow fest, dass Bibliotheken in Filmen häufig als Kulisse (und Antithese) zu Sex und Ekstase fungieren: »Erotik kommt in der Bibliothek einer regelrechten Entweihung gleich, womit Bibliotheken in die Nähe von sakralen Orten wie Kirchen gerückt werden« (Tornow 2011: 345). Als Beispiel für die Inszenierung der Bibliothek als rein geistlicher Ort führt Tornow u.a. eine Szene aus Wim Wenders Film *Der Himmel über Berlin* aus dem Jahr 1987 an. Die beiden Engel Daniel (gespielt von Bruno Ganz) und Cassiel (gespielt von Otto Sanders) streifen darin durch die 1978 neu eröffnete und von dem Architekten Hans Scharoun entworfene Staatsbibliothek am Potsdamer Platz, treffen andere Engel und lauschen den Gedanken der Leser:innen, die sich ganz mit den Buchinhalten beschäftigen (in Abgrenzung zu den banalen Gedanken der Menschen, denen sie vorher, außerhalb der Bibliothek beiwohnen) (ebd.: 346). Diese Erzählung der Forschungsbibliothek als rein geistlicher Ort, an dem sich Engel, d.h. körperlose, in diesem Sinne rein geistlich existierende Wesen besonders wohlfühlen, steht im Kontrast zu einer Vielzahl an Szenen, in denen Bibliotheken als Schauplatz für Sex inszeniert werden – und den dargestellten Tabubruch durch das Setting in der Bibliothek so um ein Vielfaches steigern. Auch im Film *Agnes und seine Brüder* von Oscars Roehler aus dem Jahr 2004 dient die von Scharoun entworfene Staatsbibliothek am Potsdamer Platz als Kulisse. Hier ist sie allerdings der Arbeitsplatz des sexsüchtigen Bibliothekars Hans Jörg (gespielt von Moritz Bleibtreu), der dort Studentinnen nachstellt und auf der Damentoilette der Bibliothek masturbiert.

In Filmen, die in der Zukunft spielen, zeigen Filmemacher:innen wiederum gerne heruntergekommene oder zerstörte Bibliotheken (ebd.: 349), die das Ausmaß des Verfalls von Menschheit und Zivilisation offenbar in besonderer Weise symbolisieren. Kommen Bibliotheken im Zusammenhang mit Kindern zur Darstellung, fungieren sie wiederum häufig als Sinnbild für grenzenlose Fantasie oder die Weiterentwicklung der Protagonist:innen; ihren Reifungs-

bzw. Emanzipationsprozess oder zumindest ihren Bildungswillen (ebd.). Auch in Romanen fungieren Bibliotheken als Ort geistiger Entwicklung: »In der literarischen Bibliothek werden Theorien entwickelt und diskutiert, Revolutionen vorbereitet, es wird in ihr die Vergangenheit aufgeklärt, aber auch gemordet« (Rieger 2011: 328). Die Bibliothek ist »kunstvoll organisiertes Statussymbol einer mehr oder weniger gebildeten Mittelschicht und dient als Rückzugsort von den Unbilden des Lebens oder als Ersatzwelt« (ebd.)

Tradierte Vorstellungen und etablierte Nutzungsmuster von Bibliotheken dokumentieren sich auch in Fernsehserien: Am häufigsten gezeigt werden dabei die Bestände von Bibliotheken, Arbeitsplätze sowie größere Lesebereiche bzw. Lesesäle (Engelkenmeier 2018: 105). Bücher und Arbeitsplätze, so Engelkenmeier, prägen das Bild von Bibliotheken. Das häufigste Motiv der Nutzung von Bibliotheken ist die Erkundigung und Recherche der Serienprotagonist:innen über andere Personen, Objekte oder Ereignisse, kurz: die Wissensrecherche. In Komödien sind Bibliotheken wiederum häufiger Schauplätze des Kennenlernens und des Flirts (ebd.: 161; vgl. dazu auch Fansa 2008), während Bibliotheken in Fantasy-Serien häufig als mystische Orte voller Geheimnisse erscheinen, in denen Bücher und Personen magische Eigenschaften besitzen. Über diese wird oftmals ein Zugang zu anderen (geheimen) Orten eröffnet oder sie fungieren als Portal zu einer anderen Welt (Engelkenmeier 2018: 157). In Krimis steht die Nutzung der Bibliothek oft für einen deutlichen Erkenntnisfortschritt: »In vielen Fällen ist die Nutzung der Bibliothek so erkenntnisreich, dass die Szene einen Wendepunkt im weiteren Handlungsverlauf darstellt« (ebd.: 160).

Bibliotheken als konkrete Orte, Räume und Architekturen

In der Annahme, dass es bisher kaum »umfassende Analysen des Bibliotheksraumes, welche die materiellen und sozialen Strukturen gleichermaßen berücksichtigen« gibt, Raumkonzepte nur geringfügig mit der Raumrezeption in Verbindung gebracht werden und »Schließungsmechanismen – sofern sie nicht die materielle rollstuhlgerechte Barrierefreiheit betreffen« – nicht beachtet worden seien (Edinger 2017: 54), befasst sich Eva-Christina Edinger mit den räumlich und architektonisch verfassten Exklusionsmechanismen von Universitätsbibliotheken. Universitätsbibliotheken, »die von vielen als exklusive Institutionen aufgefasst [werden], zu denen die breite Öffentlichkeit keinen Zugang hat, bzw. die dort nicht willkommen ist« (May 2017: 17), werden in ihrer Arbeit auf potentiell exkludierende Mechanismen hin befragt. Ausgehend von der raumsoziologischen Unterscheidung von Spacing und Synthese (Löw 2001), untersucht Edinger dazu die »materiell-räumlichen« und die »sozial-räumlichen« Mechanismen der Universitätsbibliothek in Konstanz und der Universitätsbibliothek in Oxford, indem

sie zum einen die Bibliotheksräume und ihre Gestaltung, d.h. die Platzierung und Anordnung (Spacing) des Bibliotheksraumes beschreibt³, zum anderen aber auch die Raumrezeption – d. h. die Nutzung, das Erleben und die Wahrnehmung der jeweiligen Bibliotheksräume (Synthese) – rekonstruiert (Edinger 2017: 92).⁴ Normativ zielt Edingers Arbeit darauf ab, eine stärkere Auslastung von Bibliotheken, einen verbesserten Zugang und damit letztlich eine verbesserte bzw. sozial gerechtere Nutzer:innenfreundlichkeit zu erreichen. Edinger bezieht sich also explizit auf soziologische Begriffe und Theorien (insbesondere die Raumsoziologie von Martina Löw), dockt inhaltlich gleichzeitig aber sehr eng an das Feld von Nutzungsstudien an, die im Kontext der Bibliothekswissenschaften wie auch der Architektur in den letzten Jahren immer stärker professionalisiert worden sind.

Auch Kornelia Ehrlich (Ehrlich 2007, 2008) befasst sich mit Universitätsbibliotheken. In ihrer Studie »Über die Wirkkraft von Architektur: Eine architektursoziologische Analyse zweier Bibliotheken« rekonstruiert sie auf der Grundlage von Interviews und Beobachtungen in der SLUB in Dresden und der Universitätsbibliothek in Leipzig u.a. Motivationen des Bibliotheksbesuchs sowie die Rolle, die Architektur in diesem Zusammenhang spielt.⁵ Bibliotheksarchitektur kommt hier in ihrer Funktion als potentiell verhaltensstrukturierender Faktor ins Spiel, der das Arbeiten in der Bibliothek bedingt, unterstützt und befördert oder behindert, kurz: handlungsstrukturierend auf die Bibliotheksnutzer:innen wirkt. Ehrlich greift damit auch Ansätzen vor, die auf die Erhebung der Wirkung von Architektur abstellen und die in späteren Arbeiten, z.B. zu Architektur im Arbeitsalltag (Neubert 2018) oder den differenzierten Erfahrungen unterschiedli-

3 »Zur Untersuchung des materiellen Raumes wurde erstens Bildmaterial wie Grundrisse, Karten, Luftbilder und Fotografien ausgewertet. Zweitens wurden Fotodokumentationen erstellt, um die Platzierung und Anordnung (Spacing) der Gebäude sowohl als Ganzes als auch innenarchitektonisch nachzuzeichnen. Drittens wurden Festschriften und Gründungsdokumente der Universitäten analysiert und, nicht zu vernachlässigen, viertens: ExpertInneninterviews mit Bibliotheksdirektorin und Bibliotheksmitarbeitenden durchgeführt. Ziel ist die umfassende Beschreibung der Räume und ihrer Gestaltung« (Edinger 2017: 92).

4 »Über Beobachtungen, Leitfadenterviews mit Bibliotheksnutzenden, Mental Maps und Gruppendiskussionen; selbstreflexive Fotodokumentation (»bei diesem Verfahren wird die Perspektive des im Raum Handelnden eingenommen und nachvollzogen und die Eindrücke und Wahrnehmungen werden durch die Fotografien dokumentiert. Ziel der Analyse des erlebten Raums ist die Rekonstruktion geteilter »Erfahrungsräume« und Raumerfahrungen und das Sichtbarmachen von Deutungsmustern« (ebd.).

5 »I: also was ja interessant ist also du erzählst ja du gehst äh bist dann teilweise in die Albertina gegangen weil du dort produktiver arbeiten kannst also hast du schon das Gefühl ähm dass du dort das besser konntest als zu Hause jetzt zum Beispiel

B: Naja auf alle Fälle ist halt alles da man wird dort dort auch gezwungen (lacht) man zwingt sich dann ein bisschen selber wenn man da ist so aber ähm (4) also ich persönlich muss ich sagen ich war glaube ich produktiver?« (Z. 36–41 in Ehrlich 2007: 116–117).

cher Nutzer:innen mit Museumsarchitektur (Leuenberger 2018) systematischer ausgeführt sind. Für die SLUB in Dresden und die UB Leipzig rekonstruiert Ehrlich u.a. die Wirkung bzw. ihre eigene Wahrnehmung der Wirkung der unterschiedlich gestalteten Zugänge der beiden Bibliotheken. Während sich die SLUB durch große und transparente Eingangstüren den Besucher:innen öffne und sie zum Benutzen und weniger zum Bestaunen animiere (Ehrlich 2008: 121), wirke der prächtige Bau der UB Leipzig – mit seiner repräsentativen Fassade, starken, reich geschmückten Mauern und den in Teilen vergitterten Fenstern – beim ersten Anblick ehrwürdig und einschüchternd und animiere zum Bestaunen (ebd.: 122).

In beiden Studien kommen Bibliotheken explizit als soziale Räume in den Blick. Allerdings verfahren beide Studien in zweifacher Weise ahistorisch: Erstens schreiben sie materiellen Ausdrucksgestalten eine ›objektive Bedeutung‹ zu, die scheinbar als historische Konstante bestehen bleibt. So werden transparente Eingangstüren mit sozialer Offenheit gleichgesetzt, während massive Eingangstüren mit sozialer Exklusion assoziiert werden. Die Rezeption von Architektur, ihre intersubjektive Wahrnehmung und Wirkung unterscheidet sich aber nicht nur in Abhängigkeit ihrer Nutzer:innen, wird also grundsätzlich unterschiedlich erfahren (vgl. Leuenberger 2018), sondern unterliegt auch zeithistorischen Veränderungen. Eine Bauweise, die gestern noch demokratisch erschien, kann heute schon abschreckend wirken. Und auch auf materieller Ebene haben sich vielfältige Veränderungen in Universitätsbibliotheken wie öffentlichen Bibliotheken ergeben, die bislang nicht systematisch untersucht worden sind.

Aufbau der Arbeit

Die Arbeit ist wie folgt aufgebaut: In Kapitel 2 skizziere ich zunächst, wie der soziale Wandel durch Digitalisierung in der Soziologie in den letzten Jahren thematisiert wurde. Wie wird Digitalisierung zeithistorisch eingeordnet und woran wird dies festgemacht? Welche gesellschaftlichen Strukturmerkmale, Folgen und Charakteristika werden mit Digitalisierung assoziiert? Im Fokus stehen zunächst allgemeine soziologische Arbeiten zum sozialen Wandel ›durch‹ Digitalisierung, bevor ich im zweiten Teil des Kapitels auf die spezifischen Zusammenhänge von Digitalisierung, Architektur und Bibliotheken eingehe. Ich schlage dazu eine Heuristik zur genaueren Beschreibung des Verhältnisses von Digitalisierung und Architektur vor. Die Relation von Digitalisierungsprozessen und Architektur lässt sich, so meine These, demnach auf mindestens drei Weisen fassen: Erstens haben Digitalisierungsprozesse neue architektonische Formen, Fertigungstechniken und Arbeitsweisen hervorgebracht, die durch den sogenannten ›digital turn‹ in der Architektur ermöglicht wurden und die ich als *Architektur durch*

Digitalisierung bezeichne. Zweitens sind im Zuge von Digitalisierungsprozessen neue architektonische Typologien aufgekommen, insbesondere Server- und Datenspeichergebäude, die seit Mitte der 1990er Jahre mit der Durchsetzung des Internets notwendig wurden. Zuvor als Server- und Technikräume in bestehende Räumlichkeiten integriert, wurden in den 1990ern in der Folge immer mehr Serverzentren als eigene Gebäude gebaut, anders gesagt: *Architektur(en) für Digitalisierung*. Drittens haben sich bestehende Architekturen im Zuge von Digitalisierungsprozesse verändert – dazu zählen Bibliotheken, die ich als *Architektur(en) der Digitalisierung* zum zentralen Untersuchungsgegenstand meiner Arbeit mache.

In Kapitel 2.3 rekapituliere ich, wie Digitalisierungsprozesse aus bibliothekarischer Sicht reflektiert werden. Vieles deutet darauf hin, dass Technik in Bibliotheken lange auf der Stufe der ›Automatisierung‹ verbleibt. Arbeitsprozesse wurden zwar optimiert, doch die gesellschaftliche Bedeutung von Bibliotheken, ihre Architektur sowie ihre Nutzung blieben von Innovationen wie der Einführung elektronischer Datenverarbeitung (kurz: EDV) zunächst weitestgehend unberührt. Erst nach 1995 werden auf dieser Ebene Veränderungen manifest.

Architektursoziologisch stellt sich die Geschichte von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung also augenscheinlich anders dar als aus primär bibliothekswissenschaftlicher Sicht auf die Arbeitsabläufe in Bibliotheken und Tätigkeiten von Bibliothekar:innen. Doch wie lässt sich (die) Architektur (von Bibliotheken) in soziologischer wie historischer Perspektive überhaupt untersuchen? Diese Frage erörtere ich in Kapitel 3. In Auseinandersetzung mit Heike Delitz und Silke Steets führe ich meine Heuristik der Architektur- und Raumordnung ein, mithilfe derer ich den Wandel (bzw. die Kontinuität) der Architektur von Bibliotheken seit der Moderne analysiert habe. Ausgehend von Heike Delitz interessiere ich mich für Bibliotheksarchitektur primär in historischer Perspektive und gehe dafür *historisch-vergleichend* vor. Wie Heike Delitz geht es mir »dabei nicht um irgendwelche Architekturen, sondern um jene architektonische Tendenzen, die von den Zeitgenossen besprochen wurden, die Aufmerksamkeiten und Affekte erzeugten«, d.h. die Architekturen, die »sicht- und greifbar einen neuen Trend setzen, proaktiv etwas anders machten, in und mit denen sich (so steht zumindest zu vermuten) die Gesellschaft verändert hat« (Delitz 2010: 219). Anders als Heike Delitz fasse ich Architektur allerdings nicht als Ensemble von Affekten, Perzepten und Imaginationen, in dem Diskurse, Gebautes und Praktiken ein scheinbar zusammenhängendes Gefüge bilden, sondern trenne Architektur – heuristisch – in ein Reden über Architektur, ihre Materialität bzw. Bauweise sowie die Praktiken, die in und mit ihr stattfinden. Diese Differenzierung nehme ich in Rückgriff auf Silke Steets Grundlegung einer *wissenssoziologischen* Architekturforschung (Steets 2015: 245) vor.

Die Untersuchung dessen, was ich als Architektur- und Raumordnung bezeichne, habe ich im Rückgriff auf eine ganze Reihe methodischer Vorschläge vorgenommen, die ich im Kapitel erläutere und in ihrem Verhältnis zueinander reflektiere. Zum Einsatz kamen erstens eine (insbesondere von Foucault inspirierte) Variante der historischen Diskursanalyse, mit der ich den Wandel des Redens über Bibliotheken rekonstruiert habe, zweitens eine sequentielle Betrachtung der Baugeschichten von Bibliotheken, über die der Wandel des Bauens von Bibliotheken in den Blick kommt sowie drittens fokussiert ethnografische Untersuchungen bzw. *thick comparisons* von Bibliotheken.

Kapitel 4 leitet zum empirischen Teil der Arbeit über und bietet zunächst einen historischen Überblick über die Entwicklung von Bibliotheken seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Auf mehrfache Weise wurden in diesem Zeitraum die Grundlagen für das heutige Bibliothekswesen und die aktuelle Bibliotheksarchitektur gelegt: Bibliotheken entstanden als eigene Bauaufgabe, das Bibliothekswesens differenzierte sich aus, und zentrale funktionale und bauliche Überlegungen sowie Technologien setzten sich im Bibliotheksbau des 19. und 20. Jahrhundert durch, welche die Bibliotheksarchitektur bis heute prägen.

Im Gegensatz zu anderen Bauaufgaben hat sich im Bibliotheksbau der Moderne zwar keine stringente architektonische Typologie entwickelt (Kleefisch-Jobst 2016: 29), dennoch lassen sich einige Charakteristika der Bibliothek der Moderne herausarbeiten. Wesentlich ist zum einen die funktionale Trennung unterschiedlicher, bibliothekarischer Funktionen. Während der barocke Bibliotheksaal die Funktionen von Unterbringung, Nutzung und Verwaltung von Publikationen noch in einem multifunktionalen Raum vereinte, überschritten die Bestandsmassen des industriellen Zeitalters die Unterbringungsmöglichkeiten der Bücher und Periodika innerhalb eines Raums. Die im 19. Jahrhundert erfolgende funktionale Trennung erhielt ihren Ausdruck in der Magazinbibliothek, die Bücher getrennt von einem Lesesaal (und Verwaltungstrakt) aufbewahrte und die erstmals in der 1854 eröffneten Bibliothek Sainte-Geneviève in Paris baulich umgesetzt wurde. Für das sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich durchsetzende Magazinsystem charakteristisch sind (1.) die Trennung von Benutzungs- und Bücherräumen; (2.) zunehmend niedrige Geschosse in den Bücherräumen; und (3.) zunehmend quer in den Bücherraum gestellte und dicht aneinandergereihte Repositorien anstatt der bisher üblichen Wandgestelle (Vorstius/Joost 1977: 71). Ein weiteres zentrales Kennzeichen der Bibliothek der Moderne ist die Einführung eines Lesesaals in Bibliotheken, die seitdem nicht mehr nur für den Leihverkehr, sondern auch als Präsenzbibliotheken bzw. überhaupt als Aufenthaltsorte in Erscheinung treten – ein Paradigmenwechsel im Bibliotheksbau, denn Bibliotheken werden nun nicht mehr primär für Bücher, sondern auch für Menschen gebaut (Schneider 2008, 2018). Zentral ist auch die Ausdifferenzierung des

Bibliothekswesens. Diese Entwicklung verdankt sich einer ganzen Reihe von Faktoren: dem Aufkommen breiterer Leserschichten aufgrund der Überwindung des Analphabetentums und der Einführung der Schulpflicht; gestiegenen Bildungs- und Ausbildungsanforderungen in allen Branchen, aber auch dem mit der Verwissenschaftlichung vieler Lebensbereiche einsetzenden breiteren wissenschaftlichen Informationsbedarf, schließlich überhaupt der Zunahme von Städten an Zahl und Größe. »Dies alles erfordert, ja erzwingt ein gut ausgebautes, kommunales Bibliothekswesen« (Weimann 1975: 101), das sich in eigens dafür entworfenen Bibliotheksgebäuden architektonisch manifestiert.

Anfang des 20. Jahrhunderts kam es zunächst zu einer starken Expansion des Bibliothekswesens sowie einem starken Anstieg neugebauter Bibliotheken (Kapitel 4.3), bei gleichbleibender ›Raumfrage‹, aber einem Richtungsstreit darum, ob Bibliotheken als Erzieher oder Dienstleister fungieren sollten. Erst in der Nachkriegszeit, die den Wieder- und Neuaufbau von Bibliotheken erforderlich machte (Kapitel 4.4), setzt sich der Topos der Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung schließlich durch, wobei Raum- und Zugangsfragen immer stärker in Konkurrenz zueinander geraten. Denn die erstmalig realisierte Freihandaufstellung von Medien bedeutet auch eine Abkehr von der lange möglichst auf eine effiziente Platzunterbringung abzielenden Magazinbibliothek. In den 1960er und 1970er Jahren befördert die Bildungsexpansion einen Neubau von Universitäts- und Forschungsbibliotheken, während es in den 1980er und 1990er Jahren und insbesondere nach der Wende in Deutschland zu umfangreichen Bibliotheksschließungen kommt (Kapitel 4.5).

Kapitel 5, 6 und 7 stellen die Ergebnisse meiner Untersuchung der Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Entwicklung der Bibliotheksarchitektur insbesondere seit Mitte der 1990er Jahre dar. Im Fokus steht, wie sich das Reden über Bibliotheken, ihre bauliche Gestaltung sowie die zentralen Sozialfiguren, legitimen Praktiken und Konfliktarenen in Bibliotheken verändert haben. Die Darstellung erfolgt dabei, anders als in Kapitel 4, nicht vorrangig chronologisch, sondern entlang der drei Dimensionen Diskurse, Materialität und Praktiken, die den Mehrwert meiner Heuristik verdeutlichen sollen.

Die Arbeit schließt mit einem Fazit in Kapitel 8. Dort synthetisiere ich die zentralen Ergebnisse meiner Untersuchung und arbeite ihre Beiträge für die Digitalisierungs- und soziologische Bibliotheksforschung sowie für die Architektursoziologie heraus.

2. Digitalisierung

2.1 Digitalisierung als sozio-technischer Wandel

Das transformative Potential computerbasierter Informationstechnologien wird seit Mitte der 1990er Jahre intensiv diskutiert. Denn »die mikroelektronische Informationsverarbeitung speichert nicht nur Wissen – wie etwa ein Buch –, sondern produziert Wissen. Der Computer stellt Wissen her, das ihm niemand eingegeben hat« (Popitz 1995: 16). Die Einführung des Computers zeitigte für die Gesellschaft ebenso »dramatische Folgen wie zuvor nur die Einführung der Sprache, der Schrift und des Buchdrucks« (Baecker 2007: 7). Und mit dem Internet, dessen Interaktivität, globaler Reichweite, Geschwindigkeit, Vernetzungsmöglichkeiten und angeblicher Unkontrollierbarkeit veränderte sich die Welt bis zur Unkenntlichkeit (Curran 2012: 3). Mittlerweile existiert eine große Bandbreite an Studien zu den Folgen derjenigen gesellschaftlichen Veränderungen, die in den letzten Jahren vor allem unter dem Begriff der ›Digitalisierung‹ in den Blick genommen wurden. Ob in den Kommunikations- und Medienwissenschaften (Krotz 2007; Couldry/Hepp 2013, 2018; Hepp et al. 2015), den Politikwissenschaften (Jacob/Thiel 2017; Berg et al. 2020) oder der Philosophie (z. B. Burow et al. 2019; Seubert 2019; Dröge 2020): der Verweis darauf, dass wir in einer Zeit unaufhaltenden Wandels *durch* Digitalisierung leben, ist längst zum selbstverständlichen Bestandteil des argumentativen Bezugsrahmens geworden.

Die Annahme, Digitalisierung sei die Triebkraft eines umfassenden sozialen Wandels, ist dabei keineswegs selbstverständlich. Denn historisch wurde die Frage, ob Technik die Entwicklung der Gesellschaft bestimmt oder umgekehrt, nämlich durchaus unterschiedlich beantwortet (Passoth 2008: 11). Jan-Hendrik Passoth unterscheidet die Techniktheorien der vergangenen 150 Jahre in diesem Zusammenhang danach, ob ihnen eher technizistische Erklärungsmuster zugrundeliegen, welche Technik als treibende Kraft setzen, oder kulturalistische, die technologische Entwicklungen als Folge gesellschaftlicher Entwicklungen begreifen (ebd.: 18). Drei Phasen seien dabei beobachtbar: eine erste Phase Ende

des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in der technizistische Erklärungsmuster dominieren (ebd.: 15); eine zweite Phase Mitte des 20. Jahrhunderts, in der – unter dem Eindruck zweier Weltkriege – kulturalistische Erklärungsmuster überwiegen; sowie eine dritte Phase, in der seit den 1960er und 1970er Jahren eine zunehmende Ausdifferenzierung von Erklärungsmodellen erkennbar werde.

Mit dem Aufkommen des Begriffs der Digitalisierung scheinen technizistische Muster jedoch erneut in den Vordergrund gerückt zu sein. Denn auch wenn Techniksoziolog:innen spätestens seit den 1980er Jahren betonen, dass technologische und gesellschaftliche Entwicklungen in Form einer »Ko-Konstruktion« bzw. »Ko-Materialisierung« stets in wechselseitigen Konstitutionsverhältnissen zueinander stehen (Carstensen et al. 2014: 35), fokussiert die Literatur zur Digitalisierung weitestgehend auf die Frage, wie diese sich auf die Gesellschaft auswirkt. Stand die sozialwissenschaftliche Theoriebildung in den 1970er und 1980er Jahren also im Zeichen der Frage, »wie und in welcher Form die gesellschaftlichen Bedingungen unsere Technologien bestimmen« (Passoth 2008: 16), scheint sich in den letzten Jahren wieder verstärkt die Annahme durchgesetzt zu haben, dass es vor allem technologische Entwicklungen sind, die – unter dem Label der Digitalisierung – gesellschaftliche Veränderungen hervorrufen.

Der Begriff der Digitalisierung ist dabei vergleichsweise neu und wird erst seit 2010 breiter verwendet, um die Wechselwirkung von Technik und Gesellschaft zu beschreiben. Im deutschsprachigen Raum wurde ›digital‹ zwar bereits in den 1980er Jahren adaptiert (Loleit 2004), erst als substantiviertes Konzept werden mit dem Begriff aber auch umfassende Prozesse angesprochen und schließlich ein weitreichender Wandel *durch* Digitalisierungsprozesse unterstellt (Passig/Scholz 2015). In den 1960er und 1970er Jahren standen vielmehr Begriffe wie »Automation«, »Automatisierung« und »Roboterisierung« im Vordergrund, in den 1980er und 1990er Jahren wurde von »Computerisierung« gesprochen (ebd.: 175). Der Begriff Digitalisierung war bis weit in die 2000er Jahre hinein dagegen primär technisch belegt und bezeichnete lediglich die Überführung von analogen Daten in digitale Formate. Wenn Anfang der 1990er Jahre von Digitalisierung die Rede ist, ist zunächst also immer die Digitalisierung *von etwas* gemeint. Erst nach 2010 findet der Begriff erstmals eine breitere Verwendung und meint die »informationstechnisch induzierte Rekonfiguration ökonomischer, politischer und kultureller Zusammenhänge oder der Gesellschaft insgesamt« (Schrape 2021: 75).

Als Zeitdiagnose hat der Begriff der Digitalisierung frühere gesellschaftsdiagnostische Begriffe wie die der »Informationsgesellschaft«, der »Kontrollgesellschaft« oder der »Wissensgesellschaft« (Stehr 1994; Bittlingmayer 2005; Maasen 2016) heute weitestgehend abgelöst. Der von allen Seiten beschworene ›Wandel durch Digitalisierung‹ hebt sich gegenüber konkurrierenden Zeitdiagnosen also

als besonders diskursmächtig und öffentlichkeitswirksam hervor – und ist auch in der Soziologie Digitalisierung längst zum Schlüsselbegriff avanciert (Block et al. 2022: 7). Über den vordergründigen Konsens darüber, dass es einen Wandel durch Digitalisierung gibt, der alle Lebensbereiche erfasst, wird in vielen Positionen nur implizit deutlich, was der Begriff der Digitalisierung überhaupt fassen soll.

Digitalisierung als Computer- oder Kulturtechnik

Ein Großteil der Studien zu Digitalisierung in der Soziologie bindet Digitalisierung an die Erfindung und Durchsetzung bestimmter computerbasierter Technologien. So beschreibt Dirk Baecker Digitalisierung beispielsweise als Sequenz einer Reihe technologischer Innovationen: die »Erfindung und Durchsetzung des Computers (ab 1941), des Fernsehens (ab 1950), des PCs (ab 1976), des Internets (ab 1989), des Smartphones (ab 1994) und des Internets der Dinge« (Baecker 2018a: 12). Für Andreas Reckwitz liegt der Kern der Digitalisierung im »Zusammenspiel algorithmischer Verfahren des Computing, der Digitalisierung medialer Formen und des Kommunikationsnetzwerks des Internets« (Reckwitz 2017: 226).

Gegen die exklusive Verknüpfung von Digitalisierung und Computertechnik wendet sich Sybille Krämer, die Digitalisierung umfassender als ein Ensemble von Symbolisierungspraktiken bzw. Kulturtechniken begreift, das durch drei Basisphänomene gekennzeichnet ist. Erstens die Datenbank, das heißt die »inhaltsneutrale Anordnung selbstständiger Textbausteine nach einem Register« (Krämer 2020: 2), die, anders als narrative Texte, keinen Anfang und kein Ende bzw. keine chronologische Entwicklung kennt. Zweitens der Code, mit dem Rechnen nicht mehr das Operieren mit Zahlen bedeutet, sondern ein Operieren »mit Zeichen, die Zahlen repräsentieren können, aber nicht müssen« (ebd.). Und drittens die Programmierung, die nicht einfach nur als Zahlenrechner fungiert, sondern als »symbolverarbeitende Maschine« wirksam wird (ebd.). Diese drei Prinzipien – die inhaltsneutrale Anordnung selbstständiger Textbausteine nach einem Register, das Nutzer:innen einen schnellen Zugriff auf sonst unübersehbar große Textmengen liefert (Datenbank), das Binärsystem und darauf aufbauende Algorithmen (Code) sowie lauffähige Verfahren symbolverarbeitender Maschinen (Programmierung) – sind laut Krämer charakteristische Merkmale des Digitalen, die nicht erst mit dem Computer entstanden sind. Die Datenbank sei, in Form alphabetisch angeordneter Wörterbücher und Enzyklopädien, vielmehr eine frühneuzeitliche Gelehrtenteknologie. Das Binärsystem und darauf beruhende Rechenalgorithmen führt Krämer auf Leibniz zurück, und das Prinzip der Programmierung auf die Analytische Maschine auf dem Papier von Charles Babbage sowie auf das Programm von Ada Lovelace (und damit an den Anfang des 19. Jahrhunderts),

die bereits mit Verfahren arbeitete, die auch heute noch üblich für das Programmieren sind.

Digitalisierung, gekennzeichnet durch die Datenbank, den Code und Programmierung, wird so Teil einer viel weiter zurückreichenden Kulturgeschichte der Symbole und Zeichen, die Menschen grundsätzlich schon seit den ersten Höhlenmalereien, Schriftzeichen und mathematischen Symbolen begleiten. Die ›Geburt des Digitalen‹ erfolgt in Krämers Perspektive also nicht erst durch Maschinentechniken, sondern bereits mit dem Alphabet, das sich als Prototyp eines digitalen Systems verstehen lasse. Denn durch dieses werde das Sprechen »als ein – bis auf Atempausen – lückenloser Lautstrom«, durch die alphabetische Verschriftung in eine digitale Zeichensequenz mit Leerstellen verwandelt (ebd.: 1).

Auch Armin Nassehi bindet das Aufkommen von Digitalisierung explizit nicht an eine bestimmte Hardware. Konstitutiv ist in seiner Perspektive vielmehr das Aufspüren von *Mustern* als Kern des Digitalen. Die »funktionale Erklärung für den Siegeszug der digitalen Gesellschaft« liegt in einer solchen Betrachtung in der Gesellschaftsstruktur selbst begründet, »die einen Bedarf für die Verwendung von nicht unmittelbar sichtbaren, in diesem Sinne datenförmigen und damit zählbaren Formen der Informationsverarbeitung erzeugt und auffindet« (Nassehi 2019: 67).

In der Literatur zur Digitalisierung kursieren also ganz unterschiedliche Konzeptualisierungen dessen, was mit dem Begriff überhaupt gemeint ist. Onnen bezeichnet Digitalisierung deshalb auch als »weasel word«, das – im Gegensatz zu Schlagworten, die Sachverhalte in einem einprägsamen Wort subsumieren – Sinnzusammenhänge eher verwischt, als diese prägnant anzuzeigen (Onnen 2021: 19). Die Bandbreite an Studien, die den Begriff Digitalisierung immer noch ins Zentrum ihrer Analyse stellen, weist zugleich darauf hin, dass er trotz oder gerade wegen dieser Unschärfen für die Analyse von Gegenwartsgesellschaften immer noch anschlussfähig ist (wenn auch immer stärker als *buzzword*, das Aufmerksamkeit im wissenschaftlichen Betrieb erzeugt).

Zwischen Disruption und Kontinuität: Historisierungen der Digitalisierung

Mit den verschiedenen Verständnissen von Digitalisierung verbindet sich zugleich eine jeweils unterschiedliche Historisierung und Einordnung dessen, was durch Digitalisierung geschieht (vgl. auch Hergesell et al. 2021; Fuhrmann/Von Stetten 2022; Büchner et al. 2022). In der Perspektive, die Digitalisierung an das Aufkommen digitaler Informationstechnologien bindet, erscheint sie als struktureller und disruptiver Wandel der modernen Gesellschaft (Benkler 2006; Shirky 2009; Reckwitz 2017; Baecker 2018a). Bei Dirk Baecker und Andreas Reck-

witz sind Digitalisierungsprozesse dagegen frühestens in den 1960er bzw. im engeren Sinne in den 1980er Jahren zu verorten, in denen sich die »technische und technologische Struktur der Gesellschaft in einer derart grundsätzlichen Weise um[wälze], wie es seit der Industrialisierung nicht der Fall war« (Reckwitz 2017: 226). Diese ist entsprechend als Disruption bzw. »technologische Revolution« (ebd.: 105) zu betrachten und ziehe eine »tiefgreifende Veränderung von Struktur und Kultur der Gesellschaft« (Baecker 2018a: 10) nach sich. In der Perspektive, die Digitalisierung als ein Set bestimmter Kulturtechniken fasst (Nassehi 2019; Krämer 2020) erscheint Digitalisierung dagegen als Fortsetzung oder Intensivierung bereits bekannter, d.h. prinzipiell kontinuierlich verlaufender Prozesse. Veränderungen sind so nicht ausgeschlossen, werden aber als verhältnismäßig geordnete und damit vorhersehbare Prozesse gedeutet (vgl. auch Wandelt/Schmidt-Lux 2022).

Die soziologisch tradierte Frage nach der Qualität gesellschaftlichen Wandels (Strasser/Randall 1979; Boudon 1986) bewegt sich also auch in der Diskussion zur Digitalisierung entlang der Frage, ob die Veränderungen als Disruption oder nicht doch als kontinuierlicher Wandel einzustufen sei (vgl. auch Wandelt/Schmidt-Lux 2022). Wichtig ist deshalb eine klare Historisierung von Digitalisierungsprozessen. Denn auch wenn in der Regel von *dem* digitalen Kapitalismus (Staab 2019) oder *der* digitalen Gesellschaft (Nassehi 2019) die Rede ist, werden mit dem Begriff jeweils ganz unterschiedliche Technologien, Dynamiken und gesellschaftliche Auswirkungen angesprochen. Überzeugender als Ansätze, die Digitalisierung entweder als radikale Neuentwicklung und disruptive Innovation oder als bloße Fortsetzung bzw. Intensivierung bereits bestehender Prozesse begreifen, sind deshalb solche, die konkrete Zeitspannen, Technologien und diskursive Dynamiken innerhalb des »umbrella terms« Digitalisierung in den Fokus rücken.

Digitalisierung als gradueller Prozess

Im Unterschied zu Positionen, die Digitalisierung *entweder* als Fortsetzung bestehender Prozesse *oder* als disruptiven Bruch beschreiben, fasst Felix Stalder die »Kultur der Digitalität« als zweifachen Prozess: einerseits als »Folge eines weitreichenden, unumkehrbaren gesellschaftlichen Wandels«, dessen Anfänge teilweise bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen, andererseits als Entwicklung, die sich seit den 1960er Jahren massiv beschleunigt habe und »immer weitere Kreise der Gesellschaft« erfasse (Stalder 2016: 11). Ungefähr um das Jahr 2000 hätten sich schließlich viele bis dahin voneinander unabhängig ablaufende Entwicklungen verbunden, verstärkt und verändert, wodurch eine »neue kulturelle Konstellation« entstanden sei (ebd.). Diese Konstellation beschreibt Stalder als »je-

nes Set von Relationen, das heute auf der Basis der Infrastruktur digitaler Netzwerke in Produktion, Nutzung und Transformation materieller und immaterieller Güter sowie in der Konstitution und Koordination persönlichen und kollektiven Handelns realisiert wird« (ebd.: 18). Auch Stalder bindet Digitalisierung somit nicht primär an die Einführung und Nutzung spezifischer Technologien. In seinem Verständnis von Digitalität ist »weniger die Dominanz einer bestimmten Klasse technologischer Artefakte, etwa Computer« zentral, noch könne »das ›Digitale‹ vom ›Analogen‹, das ›Immaterielle‹ vom ›Materiellen‹ abgegrenzt werden« (ebd.: 18; vgl. dazu auch Passoth 2017). Stalders Ansatz positioniert sich damit zwischen den Polen von Kontinuität und Disruption: weder fasst er Digitalisierung als quasi ahistorische Struktur, die unvermittelt auftaucht und alles umwälzt, noch ignoriert er die deutlichen gesellschaftlichen Transformationen seit der Jahrtausendwende, die über eine bloße Fortsetzung des Bekannten hinausgehen.

Weil sich die Veränderungen, die mit dem Begriff der Digitalisierung gefasst werden sollen, nicht »als radikaler Bruch in kurzer Frist mit allseits klar benennbaren Folgen« vollziehen, sondern als Prozess über mehrere Jahrzehnte, der »durch vielfältige Ungleichzeitigkeiten und Uneindeutigkeiten geprägt« ist (Schrape 2021: 141), plädieren auch Dolata und Schrape dafür, Digitalisierung grundsätzlich als graduellen (Dolata/Werle 2007; Dolata 2011) bzw. inkrementellen Prozess (Schrape 2021) zu begreifen. Dieser Prozess beginnt mit den ersten digitalen Großrechenanlagen in den 1950er-Jahren (baut aber auf zahlreichen anderen technologischen Entwicklungen auf) (ebd.: 47) und wird von Schrape in insgesamt fünf Phasen dargestellt: In einer ersten Phase (ab ca. 1955) entsteht die sogenannte Informationsgesellschaft zunächst als *Idee* (ebd.: 55). In den Sozialwissenschaften wird der Begriff der Informationsgesellschaft insbesondere von Alain Touraine (1969) und Daniel Bell (1973) populär gemacht, denen zufolge Informationen und die Verarbeitung von Daten zu einem immer wichtiger werdenden Wirtschaftssektor werden. Bis weit in die 1970er Jahre hinein bleiben Computer allerdings ein Nischenphänomen, das nur in wenigen Großorganisationen Anwendung findet und zwar in Filmen, Büchern etc. thematisiert wird, im Alltag aber noch keine Rolle spielt (ebd.: 57). Dies ändert sich in der zweiten Phase der digitalen Transformation, der »beginnenden Computerisierung der Lebenswelt« in den 1980er Jahren, in der massentaugliche Heimcomputer entwickelt werden. Daneben etablieren sich auch komplexere Systeme zur elektronischen Datenverarbeitung (EDV) im Groß- und Einzelhandel, in Krankenhäusern, in der Industrie und einigen Dienstleistungsbereichen – nicht zuletzt auch in Bibliotheken (ebd.: 59). Die dritte Phase markiert die »initiale gesellschaftliche Aneignung« und damit auch Kommerzialisierung des Internets, die – auch dank der »katalysierenden Wirkung des World Wide Web« – eine rasante Vernetzung

in Teilen der westlichen Welt hervorbrachte: »1997 erreichte das Internet in den USA eine ›frühe Mehrheit‹; Ende 2000 nutzten in den USA bereits über 50 Prozent der Bevölkerung das Internet. In Deutschland wurde dieser Wert im Jahr 2003 erreicht« (ebd.: 65).

Eine vierte Phase des ›Web 2.0‹ und des Aufstiegs von Plattformunternehmen macht Schrape nach 2005 aus. Nach einer kurz andauernden Ernüchterung infolge der geplatzten Börsenspekulationsblase um Start-up-Firmen im IT-Bereich im Jahr 2000 gewinnen techniko-optimistische Einschätzungen darin erneut an Dynamik (ebd.: 68). Insbesondere drei Erwartungen prägen in dieser Phase den Diskurs: (1) das Aufbrechen starrer Rollenverteilungen zwischen Produzent:innen und Konsument:innen (die sich im Begriff des ›Prosumers‹ und der ›Weisheit der Vielen‹ verdichtet finden); (2) der Bedeutungsverlust journalistischer Massenmedien gegenüber nutzerzentrierten Austauschprozessen; und (3) eine Demokratisierung gesellschaftlicher Entscheidungsprozesse (ebd.: 70). In der fünften Phase (nach 2010) kommt es laut Schrape schließlich zur »sozialen Vergegenwärtigung der Digitalisierung«. Mit dem Wachstum des Marktes für Informations- und Kommunikationstechnik, der zunehmenden ökonomischen Bedeutung großer IT-Konzerne und der steigenden lebensweltlichen Relevanz von Plattformen wird Digitalisierung so schließlich auch im öffentlichen Diskurs nicht mehr als bereichsspezifisches Phänomen, sondern als *gesamtgeseftliche* Dynamik verstanden (ebd.: 73). Konstitutiv dafür ist der starke Anstieg der globalen Nutzung des Internets, das nach 2010 von mehr als der Hälfte der Weltbevölkerung genutzt wird, schließlich aber auch die Erfindung und zunehmende Verbreitung des Smartphones (insbesondere in Folge der Einführung des ersten iPhones von Apple im Jahr 2007). Zwar ersetzt das Smartphone den Computer nicht, es ergänzt ihn aber um ein zweites Gerät, das eine neue Art der Internetnutzung ermöglicht. Letztere zeichnet sich aufgrund der verstärkten Einbindung in den Alltag durch die Erweiterung »individueller Erfahrungsräume« aus, geht aber auch mit deutlich erweiterten Möglichkeiten der situativen Echtzeitauswertung von Datenbeständen für die (immer stärker konzentrierten) Anbieter einher (ebd.: 79). Über die stetig selbstverständlicher werdende lebensweltliche Nutzung dieser mobilen IT-Endgeräte treten die Konsequenzen von Datafizierung, Informatisierung und Digitalisierung deutlich hervor (so verfügen im Jahr 2020 99 % der 14–29-Jährigen über ein Smartphone (ebd.: 78)).

Tab. 13: Phasen der digitalen Transformation

1. Phase (ab ca. 1955)	2. Phase (ab ca. 1980)	3. Phase (ab ca. 1993)	4. Phase (ab ca. 2005)	5. Phase (ab ca. 2010)
Emergenz der Informationsgesellschaft als Idee	beginnende Computerisierung der Lebenswelt	initiale gesellschaftliche Aneignung des Internets	»Web 2.0« und Aufstieg der Plattformunternehmen	soziale Vergegenwärtigung der Digitalisierung

Abb. 1: Phasen der digitalen Transformation

Quelle: Schrape 2021: 81.

Dieses Phasenmodell von Schrape ist nicht das einzige, das Digitalisierung als historische Entwicklung weiter ausdifferenziert. Auch Susanne Lang (2017) rekonstruiert die *Geschichte des Internets* in fünf Phasen und geht dabei noch detaillierter auf dessen spezifische Anwendungsbereiche und Nutzungsformen ein. In der ersten von Lang rekonstruierten Phase (zwischen 1962 und 1992) wird die Technologie des Internets zunächst als militärische Struktur und später als Kommunikationsnetz ARPANET von vier Universitäten entwickelt. Eine breite kommerzielle Nutzung ist in diesem Zeitraum noch nicht vorgesehen. Erst in der zweiten Phase (zwischen 1993 und 2003) erfolgt die Öffnung und Weiterentwicklung des Internets zu einem Massenmedium. Die dritte Phase nach 2004 ist dann durch den Ausbau und die gesteigerte Benutzer:innenfreundlichkeit des Internets geprägt. Im Mittelpunkt steht dabei das Design und die Nutzer:innenerfahrung – also die Frage, »wie sich ein Service für EndnutzerInnen »anfühlt« –, ein Ansatz, der zu dieser Zeit unter dem Begriff »Web 2.0« verhandelt wird (Lang 2017: 20). Die vierte Phase nach 2007 beschreibt Lang als Beginn der intensiven Ausdehnung des Internets in neue Lebensbereiche, ausgelöst durch die Erfindung des Smartphones. Die Einführung und Verbreitung mobiler Endgeräte verändert auch für Lang die Nutzung des Internets auf eine entscheidende Weise: Dieses »verlässt das Arbeitszimmer und wird zum permanenten Lebensbegleiter« (ebd.: 21).

Auch Jan Hendrik-Passoth beschreibt die Erfindung und Durchsetzung des Smartphones als »Höhepunkt einer Entwicklung, in der sich »die zunehmend immer kleiner und preiswerter werdende Technologie ihren Weg in das alltägliche Leben der Menschen bahnt« (Passoth 2017: 160). Technik wird dabei im alltäglichen Gebrauch zunehmend unsichtbar und weniger eindeutig als solche wahrgenommen (Passoth 2008: 160). Gleichzeitig verschärfe sich damit, so Passoth, das Ungleichgewicht zwischen denen, »die die Funktionsweise dieser Netzwer-

ke des Technischen noch verstehen, und denen, die sie nutzen, ohne zu wissen, warum und wie sie eigentlich arbeiten« (ebd.). Schon zum Verständnis der einzelnen Komponenten ist ein hohes Maß an spezialisierter Expertise notwendig, wodurch sich das Ungleichverhältnis zwischen professionellen technischen Expert:innen und den Anwender:innen weiter verstärkt (ebd.: 161). In dieser Phase findet mit dem *Internet der Dinge*, bei dem auch andere Geräte über das Internet kommunizieren, schließlich eine »weitere Ausweitung in vormals dem Sozialen vorbehaltenen Bereichen des Lebens statt« (Lang 2017: 21 f.). Seitens der Anbieter ist damit ein starker Fokus auf die Frage nach der Interoperabilität verbunden, also der Fähigkeit unterschiedlicher Systeme, nahtlos zusammenzuarbeiten (ebd.: 20). In der fünften Phase (nach 2010) setzt sich schließlich das Prinzip *Software as a Service (SaaS)* durch, das die Kontrolle über Daten und Software in den Vordergrund rückt (Lang 2017). Lang beschreibt damit die wachsende Bedeutung von Cloud-Computing-Dienstleistungen, die von spezialisierten Anbietern über das Internet erbracht werden und klassische, lizenzbasierte Modelle ersetzen.

Michael Seemann bietet dagegen eine weitere Perspektive auf Digitalisierung als historische Entwicklung an. Mit Blick auf popkulturelle Phänomene, erfolgreiche Filme, Serien und Bücher rekonstruiert er eine Abfolge unterschiedlicher *Narrative*, die mit Digitalisierungsprozessen in Verbindung gebracht werden (Seemann 2020). Zunächst sei die popkulturelle Thematisierung des Internets durch eine Phase der frühen Netzutopien (1985–1995) charakterisiert gewesen, in denen (zugeschriebene) individuelle Identitätsmerkmale dank der vermeintlichen Anonymität im Netz nicht mehr relevant waren, was eine völlig neue Freiheit versprach. Daran habe sich eine Phase der Remediation (1995–2005) angeschlossen, in der »Konzepte aus der physischen Welt schlichtweg in die digitale übertragen wurden« (ebd.). Als Beispiel dafür nennt Seemann den Begriff des *Cyberspace*, der im Digitalen als Raum mit drei Dimensionen projiziert wird. Erst gegen Ende der Remediations-Phase (um das Jahr 2005 herum) bildete sich auch eine Gegenbewegung, in der neue Medien entstanden, »die diesen Namen auch verdienen« – d.h. digitale Technologien, die nicht einfach versuchen, ihre analogen Pendanten zu ersetzen, sondern die in ihrer Struktur neu sind und erst durch das Internet ermöglicht wurden. Dazu zählt Seemann den Aufstieg von Suchmaschinen, insbesondere Google sowie andere Dienste und soziale Medien, die neue Möglichkeiten boten, mit digitalen Objekten zu arbeiten, sie zu teilen, weiterzuleiten und über diese zu kommunizieren. Dem gefolgt sei eine Phase des Kontrollverlusts (2005–2015), in der Menschen auf einmal anfangen, »alle möglichen Daten in das Internet zu laden, selbst die privatesten« (Seemann 2020: 5). Das Smartphone und das *Internet of Things* ebneten den Weg eines allgegenwärtigen Kontrollverlusts, der mit Big Data und der Auswertung von großen Datenmengen, »aus denen ungeahnte Informationen aus vorhandenen Datenmassen destilliert werden« deut-

lich machte, »dass niemand verschont bleibt, dass wir alle – Menschen, Unternehmen, Regierungen und Institutionen – die Kontrolle verloren haben« (ebd.) Während die Phase der frühen Netzutopien durch optimistische Vorstellungen geprägt war, ist die Phase des Kontrollverlusts durch die Erkenntnis geprägt, dass die Verbreitung, Nutzung und Kontrolle von Datenströmen grundsätzlich nicht mehr steuerbar ist – weder für Individuen noch für Institutionen.

Ab 2014 zeichne sich zunehmend eine Phase des ›neuen Spiels‹ ab, die davon geprägt sei, »dass einzelne Menschen und Institutionen die Dynamiken des Kontrollverlusts durchschaut haben und neue Strategien entwickelt haben, um in dieser Welt ihre Ziele zu erreichen« (ebd.: 6). Wer keine Kontrolle über die Datenströme hat, könne zwar nicht verhindern, dass Informationen an die Öffentlichkeit gelangen, über das ständige Streuen von Falschnachrichten ließe sich die Informationsverbreitung jedoch so diskreditieren, dass »niemand mehr weiß, was wahr und was falsch ist« (ebd.).

Diese veränderten Narrative rund um Digitalisierungsprozesse und deren normative Bewertung bilden sich in ähnlicher Weise auch in der soziologischen Literatur ab: von Castells Hoffnung auf die aufstrebende »Gegenmacht« marginalisierter Gruppen (Castells 2007) bis hin zur pessimistischen Diagnose eines »Überwachungskapitalismus« (Zuboff 2019). Die Bandbreite der Literatur und der normativen Rahmungen verdeutlicht, dass jeweils ganz unterschiedliche Technologien in den Blick genommen werden, wenn von ›der Digitalisierung‹ die Rede ist. Der Technikoptimismus der 1990er Jahre, der mit Digitalisierung u.a. die Hoffnung auf mehr Transparenz, mehr Demokratie und mehr politische Beteiligung verband (Chun 2011), richtet sich auf andere Entwicklungen als der Technikpessimismus der 2010er Jahre, der mit Digitalisierungsprozessen die Gefahr einer Perpetuierung von Ungleichheiten, einer stärkeren Monopolisierung von Macht und einer umfassenden Überwachung in Verbindung bringt (Zuboff 2015, 2019). Digitalisierung interessiert jetzt vor allem unter den Vorzeichen von Privatheit und Öffentlichkeit, Überwachung und Kontrolle und sozialer Segregation (vgl. auch Schmidt-Lux/Wohlrab-Sahr 2020). Die in den 1990er Jahren vorherrschende Hoffnung auf den Abbau von Hierarchien ist in den 2010er Jahren längst enttäuscht, »die in die Zukunft gerichtete Zuversicht zerbrochen – der saisonabhängige Hype ist auf eine stagnierende Zukunft reduziert« (Lovink 2019: 10).

Besondere Überzeugungskraft gewinnt Schrapes Historisierung insofern dadurch, dass sie nicht nur die Einführung oder Durchsetzung spezifischer Technologien als Grundlage für die Phaseneinteilung heranzieht, sondern jeweils auch den Diskurs bzw. die öffentliche Debatte um Digitalisierung berücksichtigt. Die schnelle Verbreitung des Internets führt Schrape nicht nur auf kostengünstigere Geräte und Onlinezugänge zurück, sondern auch auf eine spezifische Art der

Berichterstattung in den 1990er Jahren, in der die gesellschaftsverändernden Potenziale der neuen Technologien in den Vordergrund gestellt werden und die die Nutzung des Internets erstrebenswert erscheinen lässt. Dieser Diskurs hob u.a. darauf ab, das massenkompatible Internet der 1990er-Jahre nicht als staatliche oder unternehmerische Top-down-Innovation zu lancieren, sondern als Produkt kumulativer Bottom-up-Dynamiken. Rasch galt das World Wide Web als freies oder befreiendes Medium, das in demokratischeren Öffentlichkeitsstrukturen münden, politische Kräfte dezentralisieren und Menschen empoweren sollte (Schrape 2021: 65).

Schrape beschreibt Digitalisierung als *sozio-technischen* Wandel, in dem Pfade nicht deterministisch durch bestimmte Technologien vorgeprägt sind, sondern auch über Diskurse und Akteure begünstigt, befördert, ermöglicht oder verhindert werden. Der Vergleich verschiedener Phasenmodelle verdeutlicht gleichzeitig, dass erst durch das Zusammenspiel von Kommerzialisierung des Internets, Durchsetzung des World Wide Web und der Verfügbarkeit erschwinglicher Heimcomputer die Grundlage für das gelegt ist, was heute gemeinhin als digitales Zeitalter beschrieben werden kann. Digitalisierung lässt sich also in unterschiedlicher Weise historisch ausdifferenzieren. Auch diese Präzisierung kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei dem, was gemeinhin als ›Wandel durch Digitalisierung‹ bezeichnet wird, um einen sozio-technischen Prozess handelt, der sich »weder unabhängig von übergreifenden gesellschaftlichen Dynamiken noch losgelöst von den sozioökonomischen Bereichen verstehen lässt, in denen Digitaltechnik entwickelt und eingesetzt wird« (Schrape 2021: 81–82). Technik setzt sich erst dann durch, wenn sie anschlussfähig an verbreitete soziale Praktiken und Überzeugungen ist oder anschlussfähig gemacht wird (ebd.: 82). Das Internet spielt in diesem Prozess eine wichtige, aber längst nicht die einzige Rolle. Die *Folgen* von Digitalisierung lassen sich aus Technologien deshalb nicht einfach ableiten.

Gesellschaftliche Folgen der Digitalisierung

So disparat die Begriffsbestimmungen der Digitalisierung sind, so heterogen stellt sich auch die Studienlage zu ihren gesellschaftlichen Folgen dar. Neben gesellschaftstheoretisch ausgerichteten Ansätzen (Kucklick 2014; Baecker 2018a; Stalder 2016; Nassehi 2019; Zuboff 2019) finden sich auch Arbeiten, die den digitalen Wandel auf der Mesoebene von Organisationen (z.B. Büchner 2018a, 2018b; Alaimo/Kallinikos 2021) untersuchen, ebenso wie Studien, die sich gezielt mit einzelnen Technologien befassen. Dominante Themen sind hierbei u.a. die intensiviertere Erfassung und Auswertung von zu Daten geronnenen Interaktionen im Kontext von Big Data (Kitchin 2014; Reichert 2014; Süssenguth 2015;

Aradau/Blanke 2017; Mau 2017; Lushetich 2021), die Datafizierung verschiedener gesellschaftlicher Bereiche (Mau 2017; Houben/Prietzl 2018), die Funktionsweise des Plattform-Kapitalismus (Kirchner/Beyer 2016; Srnicek 2017; Dijck et al. 2018; Lovink 2019) sowie der Einfluss von Algorithmen und Künstlicher Intelligenz als zunehmend relevanter und konstitutiver Teil des Sozialen (Drösser 2016; Seyfert 2017; Lange et al. 2019; Seyfert 2021). In Frage steht hier aus soziologischer Perspektive beispielsweise die Rolle von Algorithmen bei der Anbahnung von Beziehungen (Slater 2013), die Auswirkungen der Nutzung sozialer Medien (und ihrer algorithmischen Steuerung) auf politischen Protest (Kneuer et al. 2015; Mortensen et al. 2018), die Transformation der Arbeitswelt durch digitale Technologien (Staab/Nachtwey 2016; Staab 2019) oder die Effekte von KI-Anwendungen auf politische Willensbildungsprozesse (Unger et al. 2019).

Trotz der heterogenen Studienlage lässt sich eine Reihe gemeinsamer bzw. wiederkehrender Strukturmerkmale ausmachen, mit denen die Gesellschaft im digitalen Zeitalter gekennzeichnet wird. Zur Rekonstruktion dieser Merkmale werden im Folgenden vier prominente Ansätze referiert, die trotz einiger Überschneidungen jeweils unterschiedliche Aspekte des Digitalen akzentuieren. Die *digitale Gesellschaft*, so lässt sich schlagwortartig zusammenfassen, ist erstens eine Gesellschaft der Granularität (Kucklick), zweitens eine Gesellschaft der Gemeinschaftlichkeit, der Referentialität und der Algorithmizität (Stalder), drittens eine Gesellschaft der Singularität und Visualität (Reckwitz) sowie viertens eine Gesellschaft der Ver- und Entnetzung (Stäheli).

Strukturmerkmale des Digitalen

Im Jahr 2014 beschrieb Christopher Kucklick die digitale Gesellschaft auf dem Weg in das »Zeitalter der Ungleichheit« als *granulare* Gesellschaft (Kucklick 2014). Das grobkörnige Wissen der vor-digitalen Gesellschaft werde dabei nach und nach durch ein hochauflösendes Bild der Wirklichkeit und neue Arten der Vermessung ersetzt, die weitreichende Folgen für alle gesellschaftlichen Bereiche nach sich ziehen: »Unsere Körper, unsere sozialen Beziehungen, die Natur, unsere Politik, unsere Wirtschaft – alles wird feinteiliger, höher auflösend, durchdringender erfasst, analysiert und bewertet denn je« (Kucklick 2014: 10). Diese neue Granularität führe dazu, dass bisher verborgene Unterschiede zwischen Menschen hervorträten und es zu einer »Explosion von Unterschiedlichkeit« (Kucklick 2014: 12) komme: »Wir werden radikal vereinzelt, singularisiert« (ebd.). Der Durchschnitt, das Maß der Moderne, verliere an Bedeutung, wie Kucklick am Beispiel der Medizin erläutert (ebd.: 1–21; 42–47). Weil jeder einzelne Körper durch Digitalisierungsprozesse immer detaillierter in seiner Einzigartigkeit erfasst werden kann, verliere der Vergleich mit einem Durchschnittskörper oder

einem durchschnittlichen Krankheitsverlauf an Aussagekraft und Bedeutung: »Die bisherige Ausnahme – der präzise definierte Einzelne – wird zur neuen Norm und die bisherige Norm irrelevant« (ebd.: 14). Weil beispielsweise der Blutzuckerspiegel von Diabetespatient:innen kontinuierlich vermessen werden kann, wird eine Behandlung, die sich am Durchschnitt orientiert, zunehmend fragwürdig: »Je genauer nämlich einzelne Patienten vermessen werden, umso schärfer treten die Unterschiede zwischen ihnen und ihren Krankheiten hervor – und desto mehr zerbricht die Illusion, es jeweils mit ein und demselben Leiden zu tun zu haben« (ebd.: 13). Das Maß des Durchschnitts wird von einer zunehmenden Individualisierung abgelöst, die durch die Erfassung von Echtzeit-Daten durch digitale Technologien ermöglicht wird. Granularität bezeichnet dabei das Maß der Auflösung, die Präzision von Daten: je feinkörniger diese sind, umso granularer wird die Gesellschaft dieses neuen Typs (ebd.: 10).

Wenige Jahre später greift Felix Stalder ebenfalls das Motiv der Singularisierung auf. In der von ihm konstatierten »Kultur der Digitalität« werde es, insbesondere in den sozialen Medien, immer mehr zum Ziel des Subjekts, »eine eigene, singuläre Identität zu etablieren« (Stalder 2016: 140). Dieser Prozess, so Stalder, richte sich aber nach außen und bedarf einer Verbindung mit anderen. Die Singularisierung vollziehe sich notwendigerweise in Abhängigkeit von einer Gemeinschaft: Erst über einen *kollektiv* getragenen Bezugsrahmen werden Bedeutungen stabilisiert, Handlungsoptionen generiert und Ressourcen zugänglich gemacht (Stalder 2016: 12 f.). Für Stalder ist daher gerade die Gemeinschaftlichkeit das zentrale Merkmal der digitalen Gesellschaft, auch wenn er die Konstitution von Gemeinschaftlichkeit und Singularität als »gleichzeitige und reziproke Prozesse« beschreibt (ebd.: 141). Die Produktion dieses kollektiven Bezugsrahmens funktioniere im Digitalen dabei in hohem Maße referentiell, d.h. über »die Nutzung bestehenden kulturellen Materials« (ebd.). Referentialität stellt für Stalder daher ein weiteres zentrales Strukturmerkmal des Digitalen dar. Sie bezeichnet den Umgang mit »einer nicht zu überblickenden Masse von instabilen und bedeutungs-offenen Bezugspunkten«, in dem das Neuzusammenstellen bereits existierender Materialien nicht nur Bedeutung erzeugt, sondern auch die Identität von Subjekten sowie die Handlungsfähigkeit von Gemeinschaften stabilisiert (ebd.). »Auswählen und Zusammenführen« würden so zu »basalen Akten der Bedeutungsproduktion und Selbstkonstitution« (ebd.: 13). Neben Gemeinschaftlichkeit und Referentialität führt Stalder schließlich Algorithmizität als drittes Strukturmerkmal des Digitalen an. Algorithmizität versteht er als Ansammlung »automatisierter Entscheidungsverfahren, die den Informationsüberfluss reduzieren und formen« und der menschlichen Wahrnehmung somit überhaupt erst zugänglich machen (ebd.). Diese Prozesse seien für eine digitale Gesellschaft prägend, da sie aus der Fülle an Datenmengen Informationen extrahieren, die wie-

derum die Grundlage für singuläres wie gemeinschaftliches Handeln bilden. Algorithmizität ist somit nicht nur ein Mittel zur Bewältigung von Komplexität, sondern konfiguriert durch ihre Selektionsmechanismen die Bedingungen, unter denen Bedeutungen erzeugt und Entscheidungen getroffen werden (ebd.: 12–13).

In der Gesellschaftsdiagnose von Andreas Reckwitz aus dem Jahr 2017 nimmt wiederum der Prozess der Singularisierung einen prominenten Platz ein. Die spätmoderne Gesellschaft beschreibt Reckwitz gar als eine »Gesellschaft der Singularitäten« (Reckwitz 2017), in der das »komplizierte Streben nach Einzigartigkeit und Außergewöhnlichkeit« nicht nur subjektiver Wunsch, sondern zur paradoxen gesellschaftlichen Erwartung werde (ebd.: 9). Habe in der Industriegesellschaft das Primat der sozialen Logik des *Allgemeinen* gegolten, sei es nun das Primat des Besonderen, das zum gesellschaftlichen Ideal und zur gesellschaftlichen Norm werde. Diese Transformation verdankt sich laut Reckwitz einer Koinzidenz dreier Faktoren, die sich seit den 1970er Jahren gegenseitig verstärkt hätten: einer »sozio-kulturellen Authentizitätsrevolution, getragen vom Lebensstil der neuen Mittelklasse«; der »Transformation der Ökonomie hin zu einer postindustriellen Ökonomie der Singularitäten« und der »technischen Revolution der Digitalisierung« (ebd.: 103). Für Reckwitz stellt Digitalisierung also zunächst nur *einen* Faktor in der Transformation der Gesellschaft hin zu einer Orientierung zu Singularität dar, die er vor allem seit den 1990er Jahren in verschiedenen Bereichen beobachtet (ebd.: 73). Diese drei Faktoren, so Reckwitz, »verzahnen« und verstärken sich gegenseitig; Digitalisierung komme aber »eine herausgehobene Rolle zu« (Reckwitz 2017: 73), weil diese »erstmalig in der Geschichte eine Infrastruktur zur Verfügung [stellt]«, welche die »Fabrikation von Singularitäten und von Kultur systematisch und in nie zuvor dagewesenem Umfang ermöglicht« (ebd.: 105). Singularisierung dürfe dabei nicht als der dominante *Produktionsmodus* der Spätmoderne missverstanden werden, sondern werde zur vordergründigen *Logik* (die vor dem Hintergrund einer Struktur des Allgemeinen wirke) (ebd.: 19). Eine prominente Rolle in der Gesellschaftsdiagnose von Reckwitz kommt aber auch Bildern zu. Denn die digitale Kultur sei in erheblichem Maße eine Kultur der Visualität (ebd.: 235). Diese »Kultur der Visualität« sei weiterhin durch ihren »Affektcharakter« gekennzeichnet. Nur sekundär seien Bilder im Internet durch ihren Informationscharakter beschrieben, primär sei es die »ästhetische oder narrative Form« des Visuellen, mit dem ein bestimmtes Gefühl erzeugt werden soll und welche die Informationsfunktion in den Hintergrund treten lasse (ebd.). Während Texte im Internet an die zweite Stelle rückten, seien Bilder omnipräsent und dominierten die digitale Kultur.

Die hier referierten Strukturmerkmale des Digitalen – Granularität, Gemeinschaftlichkeit, Referentialität, Algorithmizität, Singularität und Visualität – sind nur ein kleiner Ausschnitt der vielen Gesellschaftsdiagnosen zur digitalen Ge-

sellschaft. Zuletzt hat der Hype um Digitalisierung in der Soziologie etwas abgenommen. Dies ist auch ein Hinweis auf eine neue Selbstverständlichkeit digitaler Technologien (vgl. Apprich 2015: 171 f.), die unter dem Begriff der »Post-Digitalität« verhandelt wird. Der Präfix ›Post‹ meint dabei keineswegs eine Zeit nach dem Internet: »Vielmehr geht es bei der Diskussion um eine Neubewertung eben jener Medientechnologien und -praxen, die durch den Aufstieg des Internet zum Massenmedium vor nun gut dreißig Jahren Teil unserer Lebensrealität geworden sind« (ebd.). Die Nutzung digitaler Technologien ist zunehmend zur Norm geworden, während ihre Nicht-Nutzung als Abweichung wahrgenommen wird. Das Internet ist jetzt nicht mehr nur die zentrale Informations- und Kommunikationsinfrastruktur im Privaten, sondern bildet auch die grundlegende Ermöglichungsstruktur von Wirtschaft, Bildung und Kultur. Besonders die Corona-Pandemie hat diesen Wandel beschleunigt: Digitale Technologien hielten Einzug in Lebensbereiche, in denen sie zuvor keine oder nur eine marginale Bedeutung hatten. Schulen wurden ›ins Digitale verlegt‹, Theateraufführungen gestreamt, Kinofilme über große Plattformen von zuhause aus abrufbar gemacht (Beuerbach et al. 2021). Mehr als die Hälfte aller Jobs in Deutschland lässt sich mittlerweile *remote* verrichten. Die Ausbreitung digitaler Technologien ist, anders gesagt, so weit fortgeschritten, dass nicht mehr die Nutzung digitaler Technologien, sondern ihre *Nicht-Nutzung* begründet und legitimiert werden muss. Die Entscheidung, auf digitale Technologie zu verzichten wird in der Folge eher zu einer bewussten (und damit potentiell aufwändigeren) Entscheidung, die mitunter nur einer ganz bestimmten Elite vorbehalten bleibt. Urs Stäheli diskutiert diese Tendenzen auch als Praktiken der »Entnetzung« bzw. »Strategien der externalisierenden Analogisierung«, die z.B. in Form des Digital-Detox Tourismus »einen analogen Ort außerhalb digitaler Netzwerke schaffen« (Stäheli 2021: 16). In seiner *Soziologie der Entnetzung* (2021) analysiert Stäheli die digitale Gesellschaft daher als ein Spannungsfeld zwischen Dynamiken der Vernetzung und Entnetzung. Netzwerke durchdringen aufgrund der Entwicklung digitaler Kommunikationstechnologien heute zwar nahezu jeden gesellschaftlichen Bereich, die Euphorie rund um das Konzept der Vernetzung sei mittlerweile aber ein Stück weit abgeklungen. Einerseits nimmt die Konnektivität zwar immer mehr zu, andererseits begegnen uns heute auch immer mehr Taktiken der *Entnetzung*, u.a. als Ausdruck einer »Sehnsucht danach, nicht kommunizieren zu müssen, nicht erreichbar zu sein und nicht beobachtet zu werden«, welche sich nicht selten in »nostalgischen Figuren einer besseren Welt jenseits der Vernetzung« äußere (Stäheli 2021: 8). Solche Strategien verdeutlichen auch, dass Digitalisierung von Betrieben und Institutionen, Abläufen und Praktiken nicht mehr uneingeschränkt mit *Fortschritt* assoziiert wird (vgl. dazu auch Cramer 2014: 11). Vielmehr markiert die digitale Gesellschaft zunehmend ein Spannungsfeld, in dem sowohl die Selbstverständlichkeit

digitaler Technologien als auch die Sehnsucht nach analogen Rückzugsorten und Gegenwelten Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklungen sind.

Die thematisierten Gesellschaftsdiagnosen bieten Hinweise auf essentielle Querschnittstechnologien – insbesondere den Heimcomputer, das Internet und mobile Endgeräte – und mögliche Folgen von Digitalisierungsprozessen. Das hohe Abstraktionsniveau solcher Diagnosen birgt jedoch die Gefahr, die Spezifika einzelner Technologien zu übersehen. So sind beispielsweise soziale Medien zwar allgemein als digitale Medien definierbar, insofern sie »der Bereitstellung und Unterstützung menschlicher Kommunikation auf algorithmisch vermittelten Social-Networking-Plattformen im Internet dienen«, gemeinsam haben diese Plattformen aber zunächst nur ihre Genese im Digitalen (Schrape/Siri 2019: 1053). Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive sei es daher »nicht dienlich von *den* sozialen Medien insgesamt zu sprechen. Vielmehr bildet jedes soziale Medium durch seine Programmierung, seinen unternehmerischen Zweck und die damit verbundene Vorstellung des Zielpublikums spezifische Regeln und Formen der Kommunikation aus« (ebd.). Jedes soziale Netzwerk folgt somit einer je spezifischen Medienlogik (ebd.: 1056). Diese Logiken entfalten ihre Wirkung in unterschiedlichen Feldern jeweils auf spezifische Weise und werden erst in Form unterschiedlicher Nutzungspraktiken konkret. Dabei verändern sich die Produktionsbedingungen kontinuierlich, wie sich auch auf allen populären Plattformen seit ihrer Gründung mehrfach gezeigt hat. Diese Veränderungen im Blick zu behalten, ist eine zentrale Aufgabe der Forschung zu sozialen Medien (ebd.). Dies gilt für soziale Medien im Speziellen genauso wie für Digitalisierung im Allgemeinen. Will man keinem Technikdeterminismus anheimfallen, der aus techniksoziologischer Perspektive seit langem kritisiert wird (Rammert 2016), einem Großteil der gesellschaftstheoretischen Abhandlungen zu Digitalisierung aber immer noch eingeschrieben ist, sind Gesellschaftsdiagnosen deshalb grundsätzlich nicht ausreichend, um valide Aussagen zu den Folgen von Digitalisierung zu treffen.

Um zu erfahren, wie sich *Architektur* unter digitalen Bedingungen darstellt, reicht es daher nicht aus, als allgemeingültig angenommene Strukturmerkmale »der Digitalisierung« einfach auf das Feld der Architektur zu übertragen. Genauso wenig lassen sich Erkenntnisse aus anderen gesellschaftlichen Feldern (wie der Medizin, der Politik oder Ökonomie) bruchlos für die Architektur übersetzen. Welche Veränderungen sich aus den beschriebenen Digitalisierungsprozessen und im Zuge der Durchsetzung bestimmter Technologien tatsächlich ergeben (und welche nicht), muss für das Feld der Architektur vielmehr im Einzelnen untersucht werden.

2.2 Architektur und Digitalisierung

Im Gegensatz zu anderen Künsten ist Architektur stark von äußeren Kontextfaktoren abhängig, die beeinflussen, was, wie und in welchem Umfang gebaut wird. Dazu zählen die Verfügbarkeit von Baumaterialien (Backsteine, Sand, Nägel, Stahlträger etc.), rechtliche Rahmenbedingungen und Vorschriften sowie die finanziellen Mittel der Bauherren. Diese Abhängigkeit macht Architektur besonders konjunkturanfällig, da sie auf die Verfügbarkeit von konkreten Materialien und finanziellen Ressourcen angewiesen ist. Ereignisse wie die Finanzkrise 2007/2008 beeinflussen daher nicht nur das Bauvolumen, sondern auch die Art der realisierbaren Projekte. Dass dies nicht nur eine quantitative Frage ist, haben Monika Grubbauer und Pedro Arantes deutlich gemacht. Weil öffentliche Mittel zur Rettung des Finanzsystems abgezogen wurden, seien in der Finanzkrise nicht nur viele neue Projekte gestrichen oder bereits geplante und in Auftrag gegebene Großprojekte annulliert worden (Arantes 2012: 210), sondern auch die Bereitschaft deutlich zurückgegangen, viel Geld in spektakuläre, besonders teure Bauprojekte mit ausladender Geste zu stecken (Grubbauer 2011: 57). Der Zusammenbruch der Finanzmärkte zur Zeit der Finanzkrise hat sich also nicht nur auf das zur Verfügung stehende Geld – das Kapital der Bauherren, d.h. der Auftraggeber:innen der Architektur – sondern auch auf die Formensprache der Architektur ausgewirkt. Gestalterische Elemente, die von Exzess und Verschwendung zeugen, wurden in diesem Zuge von einer Formensprache abgelöst, die stärker durch Nüchternheit und Mäßigung gekennzeichnet ist – als passendere Symbolik einer »von Knappheit geschüttelten Produktion« (Arantes 2012: 211). Die Geschichte der Architektur ist damit an ganz unterschiedliche Faktoren gebunden: einerseits an die traditionelle Chronik der industriellen Revolution, in deren Verlauf neue Materialien erschlossen und andere Konstruktionsweisen und Fertigungstechniken möglich wurden (Carpo 2012: 27). Andererseits aber auch an die politische und wirtschaftliche Geschichte des jeweiligen Kontextes, in dem gebaut wird. Medientechnologien und Digitalisierungsprozesse sind demnach zwar nur ein Bruchteil der zahlreichen Kontextfaktoren, die Architektur prägen. Gerade ihre Rolle im Spannungsfeld von alten und neuen Entwurfs- und Fertigungspraktiken sowie der Transformation architektonischer Ausdrucksformen macht sie jedoch zu einem bedeutsamen Gegenstand architektursoziologischer Untersuchungen. Ob und inwiefern digitale Technologien bestehende Entwurfs- und Fertigungspraktiken verändern, neue Ausdrucksformen eröffnen oder spezifische Beschränkungen mit sich bringen, erfordert dabei eine eingehendere Analyse ihrer Bedeutung und Wirkung im architektonischen Feld.

2.2.1 Architektonisches Arbeiten unter digitalen Bedingungen

Seit den 1990er Jahren haben Digitalisierungsprozesse zu einem tiefgreifenden Wandel des architektonischen Arbeitens geführt. Mit den Arbeitsmitteln, Entwurfs- und Darstellungswerkzeugen haben sich dabei auch ihre Anwendungsweisen verändert. Augenscheinlich wird (1) der zunehmende Einsatz von Computern und Software im Entwurfsprozess; (2) ein stärker vernetztes Arbeiten, das sich anfangs noch auf die interne Zusammenarbeit von Büros beschränkte, nunmehr aber auch büroübergreifende, globale Kooperationen der am architektonischen Entwurfsprozess Beteiligten zulässt (Bovelet 2018) und (3) eine verstärkte Produktion, Verwendung und Bedeutung digitaler Renderings und Bilder im Entwurfs-, Kommunikations- und Marketingprozess von Architektur.

Der digital turn

Bereits seit den frühen 1980er Jahren nutzen Architekt:innen sogenannte Computer Aided Design-Programme (CAD). Verhältnismäßig früh hielt der Computer also Einzug in das architektonische Arbeiten. Die ersten rechnergestützten Konstruktionssysteme unterschieden sich zunächst allerdings nur unwesentlich von traditionellen Handzeichnungen. Mithilfe von CAD-Programmen ließen sich diese zwar sauberer ausführen und Bauteile schneller zeichnen, konstruktiv wirkte sich das rechnergestützte Entwerfen zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht aus. Wirksam wurden Computer in Architekturbüros eher als »Übersetzungswerk für analog entwickelte Ideen und nicht als Werkzeug zur Generierung der Form per se« (Schneider 2012: 235). Wie Mario Carpo konstatiert: »Es ist ein wohlbekanntes Muster in der Geschichte des techno-sozialen Wandels, dass neue Technologien, die ein großes Potenzial für Veränderung haben, oft zuerst zur Nachahmung von bereits existierenden, alten Technologien eingesetzt werden« (Carpo 2012: 53). Die ersten CAD-Programme dienten primär der Herstellung von Fertigungs- bzw. Herstellungsunterlagen, d.h. der Dokumentation bereits vorab fertig entworfener Modelle. Konventionelle CAD-Software wurde im architektonischen Bereich also bereits seit den 1980er Jahren als zusätzliches Hilfsmittel verwendet, änderte das architektonische Arbeiten aber nicht unmittelbar.

Erst mit zunehmender Rechnerleistung wurden auch komplexere Systeme verfügbar, in denen architektonische Modelle als dreidimensionale Körper modelliert werden können (3D-CAD). Als schließlich Designprogramme aus dem Animations- und Computerspielbereich Anwendung in der Architektur fanden (Schneider 2012; Höfler 2016), änderte sich auch der architektonische Entwurfsprozess merklich. Obgleich in der Architektur umstritten ist, ob diesbezüglich tatsächlich von einem Paradigmenwechsel gesprochen werden kann, oder ob

es sich nicht in erster Linie um die Erweiterung bereits bestehender gestalterischer Möglichkeiten mit den Mitteln der digitalen Entwurfssoftware handelt (Schneider 2012: 13), werden diese Wandlungsprozesse in der Architekturtheorie unter dem Begriff des *digital turn* verhandelt, der in der Regel auf das Jahr 1990 (Schirrmacher 2017) oder 1992 (Carpo 2012) datiert wird. CAD-Programme lassen sich jetzt auch als Modellierungssoftware zur Entwicklung und Optimierung der Form eines Bauwerks im Arbeitsprozess einsetzen und ermöglichen es so, Formen aus dem Bereich der topologischen Geometrie mit nicht-orthogonalen Oberflächen zu bearbeiten (Schneider 2012: 11).

Anfang der 2000er Jahre entsteht schließlich die Formel einer *digitalen Architektur*, die zu diesem Zeitpunkt als Architektur definiert wird, die in allen Phasen des architektonischen Arbeitens (Entwurfskonzept, Entwurfsentwicklung, Detailentwurf, Bauplanung und Realisierung) strategisch computerbasierte Medien einsetzt (Yu-Tung 2003 in ebd.: 29). Intensiv diskutiert wird zu dieser Zeit das sogenannte parametrische Entwerfen, mit dem architektonische Formen anhand bestimmter Anfangsparameter variabel erzeugt werden können. Um eine Form zu erzeugen, werden lediglich die Verhältnisse bestimmt, über die eine Bandbreite an gestalterischen Möglichkeiten erzielt werden kann. Festgelegt wird also nicht die Form selbst, sondern die Regeln, denen diese Form folgen soll. Bei einfachen geometrischen Figuren, zum Beispiel einem Kreis, beeinflusst die Parameteränderung lediglich Radius und Umfang; besteht eine Funktion hingegen aus mehreren geometrischen Grundformen, lässt sich auch eine deutlich größere Formvarianz generieren. Dadurch wird eine Art *individualisierte Massenproduktion* möglich (vgl. Carpo 2016: 20 f.). Aus Sicht der Architekturtheorie lässt sich damit vom Beginn des digitalen Zeitalters in der Architektur sprechen.

Parametrisches Entwerfen und Blob-Architektur

Auch wenn sich seit Mitte der 1990er Jahre zunehmend Bauwerke oder Objekte finden, die computergestützt und teilautomatisiert entworfen werden, gibt es bis zur Jahrtausendwende nur sehr wenige Architekt:innen, die die Möglichkeit parametrischen Entwerfens voll ausschöpfen. Von einem radikalen Wandel könne deshalb, so Schneider in ihrer Rekonstruktion von zwischen 1995 und 2005 entstandener, sogenannter Blob-Architektur, nur in Bezug auf die Experimente einer »sehr innovativen und agilen, jedoch überschaubaren Avantgarde gesprochen werden« (Schneider 2012: 13). Als Methode und Stil wird parametrisches Design in der Architektur Anfang der 1990er vor allem durch den Architekten Greg Lynn bekannt (Höfler 2016). Diskursiv gewinnt das Phänomen der Blob-Architektur dennoch massiv an Bedeutung. Denn diese mache »durch eine Formgebung auf sich aufmerksam, die sie von der übrigen Umgebung deutlich abhebt, sodass man fast

geneigt ist, von einem entstehenden ›Computerstil‹ zu sprechen« (ebd.: 12). Komplexe, ineinander verschränkte und gekrümmte Formen werden zu den Markenzeichen der neuen digitalen Technologien und lösen eine Welle der Begeisterung für den neuen technologischen Wandel aus (Carpo 2012: 54). Bei diesen Bauwerken handelt es sich in der Regel allerdings um Solitäre in Form öffentlicher Gebäude wie Museen, Kaufhäuser oder Bürotürme großer Unternehmen, die sich den Luxus eines außergewöhnlichen Baus gewissermaßen als Markenzeichen leisten (Schneider 2012: 12).

Der technologische Optimismus in der Architektur der 1990er Jahre lässt sich als Teil eines allgemeinen Technikoptimismus interpretieren, der mit dem Aufkommen des Internets Hoffnungen auf eine völlig neue, demokratische, egalitäre Zukunft verbindet. Auch in der Architektur flachen diese Hoffnungen mit der Zeit allerdings ab. In formaler wie konstruktiver Hinsicht steht die Blob-Architektur gleichzeitig ganz unzweifelhaft in der Tradition der plastischen Bauten des 20. Jahrhunderts. So erscheint die Blob-Architektur in ihrer Formensprache »zunächst so fremdartig, dass der Gedanke, es könnten sich historische Bezüge finden, abwegig erscheint« (Schneider 2012: 13). Bei näherem Hinsehen handelt es sich allerdings »keineswegs um eine Errungenschaft des digitalen Zeitalters und besonders originäre Formen«, sondern vielmehr um eine Fortführung traditionsreicher Experimente mit bewegter Architekturform« (ebd.). Die »Übergangsjahre« der Blob-Architektur blieben im 20. Jahrhundert verankert, weil sich »bisher keine revolutionäre neue Formensprache oder Konstruktionsmethode herausgebildet hat und sich der eigentliche Wandel im Verborgenen vollzieht« (ebd.: 236). Der eigentliche Wandel würde – soweit sich dies am Beispiel der Blob-Architektur erkennen lasse –, somit nur bedingt in der realisierten Architektur oder einer neuen Formensprache sichtbar, sondern eher auf der Ebene der Arbeitsprozesse, beispielsweise in Form des ›file-to-factory‹, also eines Prozesses, bei dem digitale Entwurfsdaten direkt zur Herstellung von Bauteilen verwendet werden, ganz ohne manuelle Zwischenschritte oder Umwandlungen. Die Blob-Architektur der Jahrtausendwende interpretiert Schneider deshalb als Symptom einer Übergangsphase, in der noch zwischen analogen und digitalen Verfahren gependelt wird, die »in Form und Konstruktion noch im 20. Jahrhundert beheimatet sind, während sie in ihrer Ausführung gleichzeitig bereits auf das Potential des Computers angewiesen sind und erste gebaute Versuche ›der Aufnahme der Logik des digitalen Zeitalters in den Gehalt der Architektur‹ darstellen« (ebd.: 236).

Renderings und die Kultur der Visualität in Architekturbüros

Renderings sind digital erzeugte Bilder, die geplante architektonische und städtebauliche Räume visualisieren, dabei allerdings nicht vorrangig architektonische Ideen oder bautechnische Zusammenhänge abbilden (wie dies in der Architekturdarstellung mithilfe von Plänen, Schnitten oder Ansichten der Fall ist), sondern auf die Vermittlung von Erzählungen über die geplanten Projekte abzielen. Sie sollen also weniger die formalen Eigenschaften von Gebäuden darstellen, als vielmehr bestimmte Imaginationen seitens der Betrachter:innen hervorrufen. Dies liegt auch daran, dass Renderings bereits in sehr frühen Phasen des Entwurfsprozesses erstellt und häufig deutlich vor Baubeginn veröffentlicht werden (Mélix 2022: 117). Die Bildproduktion folgt also weniger der Logik des Planungs- oder Entwurfsverlaufs, sondern bestimmten Kommunikationsabsichten. Vielfach werden diese Bilder nicht von den Architekturbüros selbst, sondern durch spezialisierte Visualisierungsbüros erstellt. Gerade bei großen Projekten liegt durch »die Vielzahl und große Verbreitung von Renderings deshalb eine besondere Definitionsmacht bei den beauftragten (Visualisierungs-)Büros und damit indirekt bei den privaten Entwicklungsfirmen als Auftraggeber:innen« (ebd.: 122). Diese Visualisierungsbüros preisen ihre Bilder »selbst gerne als stories an und sprechen in Interviews davon, dass sie mit den Renderings eine Übersetzungsleistung vollbringen, um die Kommunikation zwischen Architekturbüros, Immobilienentwicklungsfirmen, staatlichen Stellen und der Öffentlichkeit zu ermöglichen« (ebd.: 98).¹

Dass Bilder von Architektur so wirkmächtig geworden sind, lässt sich allerdings nicht allein aus der Verfügbarkeit von Programmen zur Herstellung von Renderings ableiten. Erst mit der Durchsetzung des Internets als kommerzieller Infrastruktur nach 1995 werden schließlich die Voraussetzungen für eine bisher ungekannte Zirkulation von Bildern geschaffen und erst mit dem Aufkommen von Smartphones und Instagram im Jahr 2010 gewinnt die Architekturfotografie nochmals wesentlich an Bedeutung. Insbesondere mit dem Erscheinen des Apple iPhone im Jahr 2007 beginnt »eine neue Ära des Mediennutzungsverhaltens, das

1 In ihrer Untersuchung zweier großmaßstäblicher Stadtentwicklungsprojekte in Lagos (Nigeria) und in New York (USA) stellt Sophie Mélix heraus, dass Renderings im Kontext des spekulativen Urbanismus deshalb nicht nur wesentlich zur Legitimation von Stadtentwicklungsprojekten beitragen, sondern innerhalb architektonischer Planungsprozesse auch eine hohe Eigendynamik entwickeln, da sich diese – trotz dynamischer und komplexer Projektentwicklung – über lange Zeiträume beständig halten. Renderings fertiger Gebäude werden häufig lange vor der Fertigstellung von Bauplänen visualisiert, aber auch bis weit nach der Fertigstellung der Gebäude immer wieder weiterverwendet. Längst veraltete Entwürfe stellen damit eine relative Konstante dar und die in den Renderings visualisierten Räume etablieren sich durch deren Wiederholung bereits vor ihrer materiellen Realisierung (Mélix 2022: 117). Ermöglicht wurden Renderings durch Programme wie ArchiCAD, Rhinoceros und andere Software.

maßgeblich vom Mobilitätsfaktor geprägt ist. Inhalte können seitdem »on the go« immer und jederzeit konsumiert werden. Hinzu kommt die Popularisierung der Smartphone-Fotografie, die erst durch die eingebauten hochauflösenden Kameras möglich wurde« (Kulig 2022: 1).

Konstitutiv dafür ist auch Instagram, das seit seiner Einführung schnell zur beliebtesten Anwendung zum Aufnehmen und Teilen von Fotos (und später auch Videos) geworden ist. Auch wenn sich die Medienlogik von Instagram seitdem kontinuierlich verändert hat: das Teilen von Bildern (und Videos) ist der Kern von Instagram geblieben. Architekturfotos gehören dabei zu den beliebtesten Motiven. Manche Accounts haben im Netz Hunderttausende Follower und erreichen so deutlich mehr User:innen als klassische gedruckte Architekturmagazine. Das Teilen von Architekturfotos auf Instagram ist im Zuge dessen nicht länger zufälliges Nebenprodukt eines fotogenen Designs, sondern wird zu einem *Hauptanliegen*, das die Ambitionen von Bauherren und Designer:innen antreibt (Wainwright 2018). Gute Architektur wird zunehmend Architektur, die sich gut fotografieren lässt (Arantes 2012: 7). Anders gesagt: Architektur soll zunehmend »instagrammable« sein (Wainwright 2018).

Der Architekturhistoriker Arantes geht sogar so weit, in der Produktion und Zirkulation von Bildern den dominanten Produktionsmodus von Architektur im digitalen Zeitalter zu sehen. Nicht die Architektur selbst, sondern ihre Bilder seien es, die den größten Teil des ökonomischen Ertrags von Architektur ausmachen. Ihre Zirkulation und mediale Verbreitung sorgen dafür, dass Geld (von Investor:innen, Tourist:innen, aus öffentlichen Mitteln usw.) generiert wird – eine Dynamik, die Arantes auf den Begriff der »rent of form« der Architektur im digitalen Zeitalter bringt (Arantes 2012: 2 f.). Diese bezieht sich sowohl auf Renderings als auch auf spektakuläre Fotografien, die in Zeitschriften, im Internet und insbesondere über Instagram verbreitet werden. Dabei zeichnen sich die dramatisierenden und dramatisierten Fotografien weniger durch ihren Informationscharakter als durch ihre affektive Wirkung aus. Im Mittelpunkt steht weniger die *Funktion* der Gebäude oder deren Nutzung, sondern eine Form, die Arantes als »seductive form« (Arantes 2012: 6) bezeichnet. Das Resultat dieser Vorherrschaft des Visuellen sei ein »ceaseless quest for uniqueness« (ebd.), also das unaufhörliche Streben nach der Einzigartigkeit von Architektur.

Dass Fotos und Renderings in der Architektur im digitalen Zeitalter an Bedeutung gewinnen, bedeutet jedoch keineswegs, dass sie immer auch als hilfreiches oder legitimes Gestaltungsmittel angesehen und genutzt werden. Gerade die Avantgarde der Architektur scheint in den letzten Jahren verstärkt wieder zu Handzeichnung und Modellbau zu greifen. Chris Dähne stellt deshalb keine synchrone, »sondern eher eine sich umkehrende Entwicklung zwischen dem technischen Bild und dem digitalen Entwurf zeitgenössischer Architektur« (Dähne

2021: 113) fest. Je intensiver Digitalisierung die Arbeitsprozesse prägt, desto stärker erhalten architektonische Darstellungen »eine abstrahierte und hybride bildliche Qualität«, während die zugrunde liegenden Fakten und Daten unsichtbar bleiben – jene Daten, »mit denen eine digitale Architektur generiert und etwa als stimmungsvoll-malerisches oder abstrakt-grafisches Bild medialisiert wird« (ebd.). Durch ihre foto- und hyperrealistische Qualität können Renderings nämlich bereits früh im Entwurf eine feste Erwartungshaltung schaffen, die den Entwurfsprozess aus Sicht der Architekt:innen deutlich unflexibler macht. Reichte früher eine grobe Zeichnung, erfolgt heute zu einem sehr frühen Zeitpunkt eine digitale Visualisierung, die sehr detaillierte, aber auch sehr dauerhafte Imaginationen schafft, durch die sich die Architekt:innen in ihrer Gestaltungsfreiheit eingeschränkt und um die Prozesshaftigkeit ihrer Arbeit betrogen fühlen (Wandelt/Schmidt-Lux 2021a).

Digitale Technologien haben Architekt:innen also gleichermaßen neue Möglichkeiten eröffnet und neue Einschränkungen mit sich gebracht. Zwar erleichtern digitale Hilfsmittel die Modifikation architektonischer Entwürfe, doch führen sie mitunter auch zu einer frühzeitigen Festlegung im Gestaltungsprozess, der durch den Einsatz von Software bereits in frühen Phasen diszipliniert wird.

2.2.2 Die gebaute Umwelt im Zeitalter der Digitalisierung

Uneindeutig und bislang eher randständig behandelt bleibt dagegen die Frage, ob und auf welche Weise sich die gebaute Umwelt im Zuge von Digitalisierungsprozessen verändert hat. Zwar wird diskutiert, ob Architekturen seit den 1990er Jahren verstärkt auf ihre fotografischen Qualitäten hin entworfen werden (Arantes 2012; Tafel 2019) und ob in diesem Zusammenhang lange verpönte gestalterische Elemente, wie z.B. ornamentale Fassaden (Gleiter 2002) und spektakuläre Außenhülle (Arantes 2012), wieder *en vogue* geworden sind. Eine Untersuchung, ob und inwiefern sich diese Veränderungen systematisch zeigen und auf Digitalisierungsprozesse rückbezogen werden können, steht allerdings noch aus. In der Soziologie werden Digitalisierungsfolgen für die gebaute Umwelt ausschließlich auf ihre Disposition hin diskutiert, laufend Daten zu erfassen, zu produzieren und zu verarbeiten. Vielfach fehlt es dabei schon an einer konzeptionellen Beschreibung des Zusammenhangs von Digitalisierung und gebauter Umwelt. Heuristisch schlage ich deshalb vor, das Verhältnis von Digitalisierung und Architektur auf drei Weisen genauer zu fassen: als *Architektur durch Digitalisierung*, *Architektur für Digitalisierung* und *Architektur der Digitalisierung*.

Als *Architektur durch Digitalisierung* verstehe ich Architekturen, die erst durch digitale Technologien realisierbar geworden sind. Einschlägige Beispiele dafür

sind die Blob-Architektur von Peter Eisenmann aus den 1990er Jahren und die parametrischen, komplexen und unregelmäßigen Formen und Entwürfe von Zaha Hadid, die zwar teils auf tradierten, gestalterischen Ideen basieren, deren Konstruktion sowie zeit- und budgetgerechte Realisierung aber von digitalen Werkzeugen abhängt.

Als *Architektur für Digitalisierung* fasse ich hingegen Architekturen, die sich erst aus den Anforderungen der digitalen Datenverarbeitung und -speicherung mit dem Aufkommen der allgemeinen Nutzung des Internets in den 1990er Jahren ergeben haben. Einschlägiges Beispiel hierfür sind Servergebäude bzw. Rechenzentren, die seit Mitte der 1990er Jahre entstanden. Vorher z. B. als Server- und Technikräume in bestehende Räumlichkeiten integriert, begannen viele Internet-Unternehmen während der Dotcom-Blase in den Jahren 1997 bis 2000 mit dem Bau eigener Datenspeichergebäude (Neubauer 2022: 17). Charakteristisch ist für diese Architekturen, dass es sich in der Regel um wenig aussagekräftige, »gesichtslose Gebäude« (ebd.: 20) mit geringem gestalterischen Anspruch handelt, die sich weitestgehend außerhalb der öffentlichen Wahrnehmung befinden. Katharina Neubauer beschreibt diese Datenspeichergebäude analytisch deshalb auch im Spannungsfeld von architektonischer Bedeutungslosigkeit und gleichermaßen hoher gesellschaftlicher Relevanz – die sich aus der Abhängigkeit von Inhalt und Funktion dieser Gebäude als elementarem Teil der digitalen Infrastruktur ergibt (ebd.: 22).

Die Architekturen dieser Datenspeichergebäude variieren von transportierbaren, temporären und modularen Einrichtungen und umgenutzten, bestehenden Gebäuden bis hin zu gigantischen, neugebauten Lagerhallen (ebd.: 18). Ihre Lage ist der breiten Öffentlichkeit meist nicht bekannt, wird in der Regel aber auch nicht explizit verheimlicht (ebd.: 332). Die Gebäude liegen fast immer losgelöst und zurückgesetzt von der öffentlichen Straße (ebd.: 334) abseits großer Stadtzentren und an Standorten, an denen Menschen selten zufällig vorbeikommen; »in fast allen Fällen handelt es sich um extrem große Areale, die als gesichertes Werksgelände mit eigenen Zufahrten und Pfortnerhäuschen aufgebaut sind. Die Grundstücke funktionieren in den meisten Fällen wie Inseln losgelöst vom Kontext, die einzigen Verbindungsstränge sind die Zuwegungen« (ebd.: 333). Der Mensch stellt als Planungsmaßstab dieser immer größer werdenden Bauten allerdings keinen Bezugspunkt dar: »So lassen sich bestimmte Abschnitte nur mit Autos passieren, weil Fußwege nicht vorhanden sind. Die Gebiete sind nicht auf die Proportion des Menschen angelegt; die Entfernungen sind weit und die Strecken öde« (ebd.: 334). Die Form, Gestalt und das Material der Gebäude lässt sich als »Ausdruck von Anonymität, Abschottung und Geheimhaltung« lesen, aber auch für »Sicherheit und Schutz, um empfindliche Daten zu bewahren« (ebd.: 15).

Neben Gebäudetypen, die *durch* Digitalisierungsprozesse erst ermöglicht oder gezielt *für* deren Anforderungen gestaltet wurden, fasse ich drittens *Architektur(en) der Digitalisierung* als Architekturen, die bereits seit langem existieren, sich durch Digitalisierungsprozesse aber verändern. Zu diesem dritten Typ zählen zahlreiche Gebäudekategorien, die während der Moderne entstanden sind, darunter Büros (Prinz 2012), Firmenzentralen (Schmidt-Lux 2020) und Kontrollzentren (Schröder 2022) – nicht zuletzt aber auch Bibliotheken, die den zentralen Untersuchungsgegenstand meiner Arbeit bilden.

2.3 Digitalisierung in Bibliotheken

Technik, definiert als »die Gesamtheit der kreativ und künstlich eingerichteten Wirkzusammenhänge, die aufgrund ihrer Form, Funktionalität und Fixierung in verschiedenen Trägermedien zuverlässig und dauerhaft erwünschte Effekte hervorbringen« (Rammert 2016: 12), ist nichts grundsätzlich Neues in Bibliotheken. Das »Innovationstempo« (Rösch et al. 2019: 41) ist in den Bibliotheken des 19. und frühen 20. Jahrhunderts allerdings noch nicht sonderlich hoch. Technische Errungenschaften wie die Gasbeleuchtung oder elektrisches Licht halten in der Regel erst verhältnismäßig spät Einzug in Bibliotheken. Aus Sorge um den wertvollen Bücherbestand gilt elektrisches Licht, das bereits Ende des 19. Jahrhunderts vielfach eingesetzt wurde, in Bücherräumen »selbst mancher Bibliothek von Weltruf« noch im Jahr 1930 als gefährlich (Rösch et al. 2019: 41). Während technische Neuerungen in den damals an Bibliotheken angeschlossenen Buchbinderwerkstätten verhältnismäßig schnell Einsatz finden, adaptieren Bibliotheken diese oft nur mit erheblicher Verzögerung. In der Berliner Staatsbibliothek wird erstmals im Jahr 1887 mit der Installation von elektrischem Licht begonnen und ab 1895 war sie vollständig mit Glühbirnen beleuchtet. Weitere Errungenschaften wie das Telefon, die Klimaanlage, Förderbänder, Addiermaschinen für statistische Zwecke, Fotolaboratorien oder Fernschreiber werden in Bibliotheken vielfach erst nach dem Zweiten Weltkrieg genutzt. Und auch mechanische Schreibmaschinen, die bereits in den 1860er-Jahren erfunden und wenige Jahre später serienmäßig produziert wurden, werden erst ein knappes Jahrhundert nach ihrer Erfindung zum Hilfsmittel für Katalogisierungsarbeiten in Bibliotheken (ebd.: 41–42). Obgleich die »zweite technologische Revolution« (Popitz 1995: 15) mit der Maschinenteknik bereits im 18. Jahrhundert einsetzt (und sich über die Technologie der Elektrizität im 19. Jahrhundert bis zur Mikroelektronik im 20. Jahrhundert fortführt), halten Maschinen als Mittel der Effizienzsteigerung und der Automatisierung also erst spät Einzug in Bibliotheken. Erst im »vollmechanisierten Bibliotheksbau« des 20. Jahrhunderts zählt »elektrische Be-

leuchtung, Zentralheizung, automatische Belüftung und Luftbefeuchtung, häufig auch mit Vollklimatisierung« zur standardmäßigen Ausstattung von Bibliotheken (Weimann 1975: 107).

Einen wichtigen Bezugspunkt in der Entwicklung von Technik in Bibliotheken bildet der Begriff der ›Masse‹. In der umfassenden Darstellung der Technikgeschichte in den Bibliotheken des 20. Jahrhunderts des Bibliothekars Karl-Heinz Weimann aus den 1970er Jahren erscheint Technik beispielsweise vielfach als *Lösung* für Probleme des »Massenzugangs und der Massenbenutzung«: »Fahrstühle, Lastenaufzüge, Transportbänder, Kastenförderanlagen usw. lösen alle Transportprobleme des Massenzugangs und der Massenbenutzung« (Weimann 1975: 107). Die Herausforderungen, die durch die hier genannte »Masse« gestellt werden, hängen in diesem Fall historisch insbesondere mit dem Bauboom der Universitätsbibliotheken und den wachsenden Studierendenzahlen in den 1960er- und 1970er-Jahren zusammen (vgl. Liebers 1968), wurden aber keineswegs erst im 20. Jahrhundert problematisiert. Bereits im 19. Jahrhundert klagen Hofbibliothekare der Königlichen Bibliothek über eine ›massenhafte‹ Nachfrage seitens Gelehrter, weshalb der Zutritt zur Königlichen Bibliothek auf maximal 10 Personen begrenzt wird (Wilken 1828). Anfang des 20. Jahrhunderts wird der ›Massenandrang‹ in die Berliner Stadtbibliothek zum Problem erklärt, das über einen Neubau gelöst werden soll (vgl. dazu z.B. Wahlich/Lux 2001: 235), und die 1970er Jahre werden im Bibliothekswesen vollumfänglich zum »Zeitalter des Massenandrangs« (Plassmann 1972: 152).

Die Verwendung des Begriffs der »Masse« ist dabei durchgehend negativ konnotiert. Formulierungen wie »massenhaft auftretende Studenten« oder »Massenbenutzung« durch »wenig oder überhaupt nicht Qualifizierte« in Folge von Bildungsreformen an Schulen, Hochschulen und Universitäten, »der die Bibliotheken mit ihrem Leihverkehr nicht gewachsen sind« (Vorstius/Joost 1977: 102), verdeutlichen, wie der Begriff zur sozialen Distinktion und Hierarchisierung diene. Wie Hannelore Bublitz zutreffend analysiert, zeigen sich hier die »Abgrenzungsstrategien einer geistig-kulturellen Aristokratie von der ›vulgären Masse‹« (Bublitz 2015: 65). Die »Masse« fungiert als Negativfolie, von der sich die Elite abhebt, wobei »das Bild ›der Masse‹, der ungeformten in höchstem Maße formbaren Materie negativ, das der Elite(n) hingegen positiv besetzt ist« (ebd.).

Informationstechnologien in Bibliotheken: Automatisierung, Digitalisierung, Virtualisierung

Seit dem frühen 20. Jahrhundert prägt das Bild der Massen das Erscheinungsbild großstädtischer Wirklichkeiten: »Als ›amorphe Masse‹, gleichsam unstrukturiert und damit unüberschaubar, bevölkern sie die urbanen Ballungszentren der mo-

dernen Metropole« (Bublitz 2015: 9). Auch der Einzug von Informationstechnologien in den 1970er Jahren wird mit Verweis auf das »starke Informationsbedürfnis der industriellen Massengesellschaft und der Bedeutung von Wissenschaft und Forschung als Produktivkraft in der hoch technisierten und industrialisierten Gegenwart« (Vorstius/Joost 1977: 100) begründet. Während bis in die 1940er-Jahre jedoch »vor allem Massenproduktion, große Industrieanlagen und Massentransportmittel« das Verständnis von Technik prägen, zeichnen sich die ersten Nachkriegsjahrzehnte durch das »Aufkommen einer ganz anderen Form der Technik« (Passoth 2008: 117) aus. Insbesondere die während des Zweiten Weltkriegs strategisch bedeutsamen Entwicklungen in Kryptografie und Nachrichtentechnologie führten zu einem rasanten Fortschritt der Informationstechnologie in den folgenden Jahrzehnten. Technik wird in der Nachkriegszeit nun nicht mehr analog zur Maschine verstanden, sondern vielmehr zu einem »sich in allen Bereichen unabhängig von der konkreten Ausgestaltung durchsetzenden Wirkprinzip« (Passoth 2008: 117).

Aus bibliothekswissenschaftlicher Sicht stellt sich die Entwicklung von Informationstechnologie in Bibliotheken in drei Etappen dar: Einer ersten Stufe der *Automatisierung* ab den 1960er Jahren, in der erstmals elektronische Datenverarbeitungstechniken (EDV) in Bibliotheken (insbesondere in wissenschaftlichen Bibliotheken) eingesetzt wurden, um Katalogisierungsarbeiten zu erleichtern und die Ausleihverbuchung zu vereinfachen (Rösch et al. 2019: 42). Dem folgt eine zweite Stufe der *Digitalisierung*, in der ab den 1980er Jahren digitale Medien auftreten und in direkte Konkurrenz zu Medien in Papierform in der Bibliothek treten. Voraussetzung dafür sind die Erfindung des Personalcomputers (1981) und Speichermedien wie der CD-ROM (1985) und DVD (ca. 1996), die zu Sammelobjekten der Bibliothek werden. Der Begriff Digitalisierung ist auch hier zunächst primär technisch belegt und bezeichnet lediglich die Überführung von analogen Daten in digitale Formate. Wenn in diesem Zusammenhang von Digitalisierung die Rede ist, ist zunächst also immer die Digitalisierung von etwas gemeint (vgl. dazu auch Passig/Scholz 2016). Publikationen werden in Bibliotheken retrospektiv digitalisiert und in den Bestand aufgenommen, der Zugriff auf all diese Medien ist allerdings noch lokal. Sie gehören physisch zum Bestand der jeweiligen Bibliothek und sind damit zunächst auch nur dort in den Räumen und in der vorhandenen technischen Infrastruktur zugänglich (ebd.: 43).

In einer dritten Stufe, die im bibliothekarischen Kontext als *Virtualisierung* beschrieben worden ist (die sich einfacher formuliert aber auch als Vernetzung umschreiben lässt), erfolgt ab den 1990er Jahren der Anschluss von Bibliotheken an das Internet und World Wide Web (Prozesse, die heute meist synonym verwendet werden). Damit stehen digital basierte Telekommunikationsstrukturen zur Ver-

fügung, die nicht nur einen stationären Zugriff, sondern den Zugriff von prinzipiell *allen* Rechnern aus erlauben, die an das Internet angeschlossen sind (ebd.: 44). Ab Mitte der 1990er Jahre werden digitale Bibliothekskataloge, Volltextdatenbanken und Verbundkataloge entsprechend frei über das Internet und von zuhause aus recherchierbar.

Tabelle 12: EDV-basierte Entwicklungsschritte des Bibliothekswesens

Entwicklungsstufen	Eigenschaften	Einsatzbereiche	Ergebnisse
Automatisierung (etwa ab 1963)	Rationalisierung zahlreicher Arbeitsabläufe durch EDV-Einsatz	Katalogisierung Ausleihverbuchung Erwerbung interne Verwaltung	Bandkatalogausdrucke, Mikrofiche-Kataloge, Katalogdatenbanken („Online-Kataloge“), später als „OPAC“ zugänglich für Benutzer
			Ausleih-, Erwerbungs- und Katalogisierungsmodulare, integrierte Geschäftsgänge, Aufbau EDV-gestützter Gesamtkataloge (z. B. ZDB)
			Verbundkatalogisierung mit Fremddatenübernahme
Digitalisierung (ab 1980er-Jahren)	Erweiterung des Bestandes um digitale Medien	Bestandserweiterung, Bestandsschutz (retrospektive Digitalisierung von Printpublikationen)	Bibliografische Datenbanken, Volltextdatenbanken, Faktendatenbanken
			Digitale Publikationen in diversen Formaten als Sammelobjekt
			Digitale Unikate, Hybridpublikationen und retrospektiv digitalisierte Werke
Virtualisierung (Vorläufer ab 1975; im eigentlichen Sinne ab 1990er-Jahren)	Externer Zugriff auf Katalogdatenbanken und digitale Volltexte über digitale Netze	Einbeziehung von Internetquellen in Erschließungs- und Informationsvermittlungsaktivitäten	Virtuelle Kataloge, Web-Kataloge, Virtuelle Fachbibliotheken, Portale
			Vermittlung von Informationskompetenz (z. B. Online Tutorials)
			Sammlung, Speicherung, Erschließung, Bereitstellung und Verbreitung von Open-Access-Publikationen (institutionelle und fachliche Repositorien)
			Personalisierte Informationsdienstleistungen (z. B. Pushdienste)
			Digitale Auskunft, Auskunft und Informationsvermittlung im Verbund

Abb. 2: EDV-basierte Entwicklungsschritte des Bibliothekswesens

Quelle: Rösch et al. 2019: 46.

Nachdem technische Innovationen in den Bibliotheken des 19. und frühen 20. Jahrhunderts noch verhältnismäßig langsam adaptiert werden, nimmt die Einführung der EDV im Bibliothekswesen aus bibliothekarischer Sicht eine »rasend schnelle Entwicklung« (ebd.: 42). Zahlreiche Arbeitsabläufe werden rationalisiert und interne Vorgänge optimiert. Von besonderer Bedeutung für Bibliothekar:in-

nen ist die Einführung des sogenannten OPAC, des Online Public Access Catalogues, einem elektronischen Bestandskatalog, der in den 1980er Jahren beginnt, die damals gängige Art von Bibliothekskatalogen, die Zettelkataloge, zu ersetzen. Mit der Einführung des OPAC verändert sich das bibliothekarische Arbeiten von Grund auf. Mitarbeiter:innen pflegen Daten nun nicht mehr in einen Zettelkatalog ein, sondern erfassen, katalogisieren und ordnen diese in einem elektronischen System (vgl. auch Wandelt 2021: 63). Dadurch ändern sich u. a. die Machtverhältnisse zwischen Nutzer:innen und Bibliotheksmitarbeiter:innen, die ihren Expert:innenstatus nicht länger über eine Informationsasymmetrie in der Auskunft über Bücher sichern können. Von außen betrachtet sind die Tätigkeiten von Bibliothekar:innen in den 1990er Jahren aber noch nicht durch Disruptionen gekennzeichnet: So zeigt sich die BAUWELT im Jahr 1997 betont unbeeindruckt vom ›Digitalisierungs-Grad‹ der neuen Bibliothek. Zwar seien neue Datenträger dazu gekommen, unter den insgesamt 300.000 Neuerwerbungen der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt pro Jahr seien aber nicht mehr als 3000 elektronische Datenträger zu finden. Die neuen Medien würden zwar in eigenen Sektionen aufbewahrt und wiesen eine andere Haltbarkeit auf, auch diese müssten allerdings sachgemäß gepflegt und »wie eh und je von Hand aus dem Regal genommen und wieder zurückgestellt werden« (Bauwelt 1997a: 1110). Die sachgemäße Sammlung, Ordnung und Konservierung von Medien bleibt die Kernaufgabe der Bibliothek und wird von den Bibliothekar:innen mit den gleichen Handgriffen bedacht. Zwar ist die Haltbarkeit der neuen Speichermedien deutlich kürzer – CDs halten beispielsweise fünfzig Jahre, säurefreies Papier dagegen zehnmal länger – das, was konkret in Bibliotheken passiert, bleibt allerdings weitestgehend konstant.

Vieles deutet darauf hin, dass Technik in Bibliotheken lange auf der Stufe der ›Automatisierung‹ verbleibt. Architektursoziologisch stellt sich die Geschichte von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung also augenscheinlich anders dar als aus primär bibliothekswissenschaftlicher Sicht auf die Arbeitsabläufe in Bibliotheken und Tätigkeiten von Bibliothekar:innen. Denn am äußeren Erscheinungsbild von Bibliotheken ändert sich im Zuge von Automatisierungsprozessen zunächst wenig: Die Umstellung von Zettelkatalogen auf elektronische Kataloge bedeutet im ersten Schritt, Zettel für Zettelkataloge oder unhandliche Bandkataloge auf Computer-Endlospapier (Leporellodruck) auszudrucken (Rösch et al. 2019: 42). Mittels EDV wurden zwar neue Standards in der Katalogisierung von Medien gesetzt, die gesellschaftliche Bedeutung von Bibliotheken, ihre Architektur und Nutzung blieben von der Einführung elektronischer Datenverarbeitung aber zunächst weitestgehend unberührt. Auf dieser Ebene werden Veränderungen erst nach 1995 manifest.

3. Methoden

3.1 Die Untersuchung von Aneignungsprozessen als genuine Architektursoziologie?

Eine der sozialtheoretischen Grundlegungen der Architektursoziologie ist die Beschreibung von Architektur als einem eigenlogischen Medium (Fischer 2009, 2010; Fischer/Delitz 2009). Aufgrund ihrer Materialität und ihrem Bezug zum Körper, die weder in Text noch in Bildlichkeit aufgingen und die »weder sprachanalog noch ›sprachlos« seien (Delitz 2009: 86), funktioniere Architektur nicht wie Sprache, Text, Bilder, Skulpturen, Musik oder technische Artefakte. »Architektur wird gesehen, durchschritten, betastet; wir liegen, sitzen, stehen in ihr« (ebd.: 87). Architektur »wendet sich an den Körper und affiziert uns: sie langweilt, regt uns auf, stößt uns ab« (Delitz 2015: 261). Architektur drückt Gesellschaft nicht bloß aus, veranschaulicht, spiegelt usw., sondern ist konstitutiver Teil des Sozialen (Fischer/Delitz 2009; Delitz 2010, 2015, 2017), der eine *Differenz* in das soziale Gefüge einführt (Delitz 2009). Der Begriff »Medium«, so Heike Delitz, »sperrt sich gegen den Begriff vom ›Ausdruck«, in den die Relation von Architektur und Gesellschaft nur zu oft gefasst wird« (Delitz 2015: 258).

Diese Prämisse hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Studien inspiriert (u.a. Göbel 2015, 2016; Müller/Reichmann 2015; Leuenberger 2018; Neubert 2018, 2020). Vielfach ausgehend von leib-phänomenologischen Annahmen und praxistheoretischen Überlegungen, gilt das Forschungsinteresse in einem Großteil dieser Studien *nicht* primär der gebauten Form, sondern den »Routinen der täglichen Praxis von Nutzern in der Interaktion mit den baulichen, innen- wie außenräumlichen Komponenten« (Göbel 2016: 201). In den Blick gerät über diese Studien vielfach »das Spannungsverhältnis zwischen vorgegebenem, architektonischem Design und den Gebrauchslogiken, die durch Praktiken des Bewohnens entstehen« (Göbel 2016: 204). Gefragt wird z.B. danach, in welcher Weise Architektur auf Nutzer:innen zurückwirkt, ob und wie Architektur Interaktionen, Situationen oder soziale Kontexte verändert und ob Architektur dementsprechend

als Akteur zu betrachten ist (vgl. auch Müller/Reichmann 2015: 7). In den Blick kommt so u.a. die Interaktion von Personen mit und in (aufgewerteten) urbanen Ruinen (Göbel 2015, 2016), die Rolle der gebauten Umwelt im Arbeitsalltag von Menschen in unterschiedlichen, beruflichen Kontexten (Neubert 2018, 2020) oder die (disparate) Wahrnehmung von Museumsarchitektur durch unterschiedliche Nutzer:innengruppen (Leuenberger 2018).

Im Kern dieser neueren Studien der Architektursoziologie steht die Frage nach der *Aneignung* von Architektur. Methodologisch interessiert Architektur dann weniger als isoliertes ›Objekt‹ bzw. als »schon bestimmtes Objekt« (Neubert 2018: 30), denn als *Teil* eines sozialen Zusammenhangs bzw. im konkreten Vollzug. Von Interesse ist, anders gesagt, weniger die ›Architektur selbst‹ als die »Erfahrungs- und Sinnbildungsprozesse, innerhalb derer diese zur Geltung kommt« (ebd.). So argumentiert Hanna Göbel beispielsweise, dass es die *Atmosphären* (und nicht die Gebäude selbst) sind, die von Nutzer:innen erfahren werden und die dementsprechend zu betrachten sind (Göbel 2016: 204); für Christine Neubert wird Architektur erst dann interessant, wenn sie von Nutzer:innen relevant gemacht wird (Neubert 2018), und Theresia Leuenberger stellt die unterschiedlichen Arten Architektur wahrzunehmen (und nicht die gebaute Umwelt selbst) in den Mittelpunkt ihres Forschungsinteresses (Leuenberger 2018).

Wertvolle Einblicke ergeben sich darüber in die soziale Wirksamkeit von Architektur. Der Fokus auf *Internalisierungsprozesse*, d.h. die »Übernahme der objektiven Welt ins subjektive Bewusstsein und in den individuellen Körper« (Steets 2015: 211), die in einem »leiblich erfahrenen Gefühl von Stimmigkeit« resultieren (ebd.: 217), verspricht deshalb eine Erweiterung, weil sich die Forschung zu Architektur – insbesondere die Architekturtheorie, von der sich die Architektursoziologie in spezifischer Weise abzugrenzen sucht, – bislang vorwiegend mit Theorien und Techniken des Entwerfens bzw. einer Auslegung der Architektur beschäftigt hat (ebd.: 249). Anders als in diesen architekturturnen bzw. architekturpraktischen Disziplinen ergibt sich die Aufgabe der Architektursoziologie dann in einer Untersuchung dessen, wie Menschen die gebaute Umwelt rezipieren und nutzen, welche Routinen diese befördert oder hemmt usw.

Für eine historisch angelegte Untersuchung, die Architektur als aufschlussreiche »kultursoziologische Messgröße gesellschaftlichen Wandels« (Neubert 2018: 20) nutzbar machen will, stoßen diese Ansätze jedoch an methodische Grenzen. Denn: Wie lassen sich Internalisierungsprozesse von Bibliotheken im historischen Vergleich fassen? Wie lassen sich Praktiken im Umgang mit Architektur also historisch fassen, die in der Praxistheorie »nichts anderes als Körperbewegungen darstellen«, bzw. »in aller Regel einen Umgang von Menschen mit ›Dingen‹ bedeuten« (Reckwitz 2003: 290)? Heike Delitz verfolgt über

die Untersuchung von Architektur demgegenüber ein dezidiert historisches Interesse. In ihrer historischen Dispositivanalyse interessiert sie sich für den Vergleich der Architektur verschiedener Gesellschaften zu unterschiedlichen Zeiten. Betrachtet werden dazu »Architekturen im 20. Jahrhundert in der *Gestalt*, die sich die imaginäre Gesellschaft in ihnen verschafft. »Entlang des bergsonischen Mottos, nichts beiseitezulassen – die Gefüge und Gestalten [einzelner Gebäude] mit ihren Affekten, Perzepten und Imaginationen so detailliert wie nötig« zu beschreiben – verfolgt sie Architektur dazu »entlang einer historischen Achse des Anders-Werdens« (Delitz 2010: 217). Im Ergebnis entsteht darüber eine historische Soziologie, die methodisch als Dispositivanalyse umgesetzt wird (ebd.: 218).

Der Fokus von Heike Delitz Architektursoziologie ist die Frage, wie sich die Architektur der Moderne Anfang des 20. Jahrhunderts von derjenigen »davor« unterscheidet, anders gesagt, »welche Gestalten und Gefüge sich das Soziale in seinen Architekturen »wählt«, welche »neuen« Falten im sozialen Stoff sich bilden« (Delitz 2010: 324). Eine klare Trennung der verschiedenen Dimensionen, über die Gebäude gesellschaftlich konstruiert werden – und damit dem, was Architekt:innen über die Effekte ihrer Bauten sagen (oder vielmehr behaupten) und den konkreten Praktiken ihrer Nutzer:innen – tritt so zugunsten einer diachronen Betrachtung in den Hintergrund (bzw. ist sozialtheoretisch auch nicht erwünscht). Betont wird vielmehr das Verbindende von Diskursen und Materialität in den »*Gefügen*, in denen sich je die Artefakte und Einzelnen mit den Diskursen ihrer Zeit verbinden« (ebd.).

Von Berger/Luckmann (und insbesondere von Peter Berger) ausgehend fragt Silke Steets dagegen danach, welche Rolle Gebäude bei der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit spielen und wie daraus der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt entsteht (Steets 2015: 8). Anders als Heike Delitz, begreift Steets die gesellschaftliche Hervorbringung und Wirkung von Architektur als differenzierten Prozess von *Externalisierung*, *Objektivierung* und *Internalisierung* (Steets 2015, 2016; Steets/Schmidt-Lux 2020). Im Entwerfen und Bauen von Gebäuden externalisieren sich Deutungen über die Welt (Externalisierung); als materielle Objektivierungen werden sie schließlich zu Bestandteilen der »intersubjektiv geteilten und für gewiss gehaltenen Wirklichkeit einer Gesellschaft« (ebd.: 236) (Objektivierung) und zeitigen so auf vielfältige Art und Weise soziale Effekte (ebd.: 234), wenn Menschen sie sich in spezifischer Weise aneignen (Internalisierung).

Über diese Betrachtungsweise von Architektur kommt Steets zu einem völlig anderen Ergebnis als Heike Delitz, die – beispielsweise in ihrer Studie zur Gartenstadt in Hellerau – schlussfolgert, dass sich die Diskurse, die Materialität und die Praktiken der Architektur der Lebensreformbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts verstärken und überlagern. Die kleinsten, solide und zweckmäßig gebau-

ten Wohnungen der im Jahr 1911 neu errichteten Gartenstadt in Dresden, »auf die es besonders ankommt, da sie für die neuen ›Arbeitermassen‹ entworfen sind«, involvierten, so Delitz, einen Affekt der Bescheidenheit, »der sich auf die Koexistierenden übertragen soll und es vermutlich auch tat« (Delitz 2010: 226).

Dass die Visionen von Architekt:innen und Nutzer:innen durchaus voneinander abweichen, zeigt dagegen Silke Steets in »Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt« (2015). Am Beispiel der Bauhaussiedlung in Dessau-Törten und auf der Grundlage einer fotografischen Dokumentation der Siedlung sowie narrativen Interviews mit Bewohner:innen (vgl. ebd.: 217–224) rekonstruiert sie, wie sich Menschen in der berühmten Siedlung von Walter Gropius eingerichtet haben (ebd.: 216). Darüber bekommt sie in den Blick, wie und warum Bewohner:innen Teile ihrer (Eigentums-) Bauhauswohnungen umgebaut haben, in welcher Weise Vorstellungen des Architekten und der Bewohner:innen divergieren und an welchen Stellen sich Visionen einer modernen Lebensführung in der Moderne realisiert haben (oder auch nicht) – und damit auch, wie unterschiedlich oder gar widerstreitend Konzeption und Vorstellungen von Architekt:innen und Bewohner:innen sein können, welche die Visionen von Gropius nicht einfach bruchlos übernommen, sondern Grundrisse im Laufe der Jahre umgestaltet und Räume schlichtweg umgenutzt, kurz gesagt: sich die Wohnungen auf je spezifische Weise zu »eigen« gemacht haben.

Auch am Beispiel des Films »Kohlhaas Houselife« zeigt Steets, wie architektonische Vision und Alltagspraktiken divergieren. In diesem wird gezeigt, wie sich die Putzfrau Guadalupe Acedo die *Maison à Bordeaux*, einen vom Stararchitekten Rem Kohlhaas entworfenen Wohnbau, aneignet bzw. mit diesem umgeht. Von Interesse ist dabei ihre »tägliche Arbeit als Putzfrau, also das Schrubben, Wischen und Saugen von Dingen und Wohnräumen« (Steets 2015: 212), anders gesagt: die Praktiken in, mit und in Abhängigkeit der *Maison à Bordeaux*, und zwar mit Blick auf die Frage: »Wie viel Haus prägt die Putzfrau (und wie viel Putzfrau das Haus)?« (Steets 2015: 154). »Ihr Umgang mit dem Gebäude«, so Steets, »ist typisch für ihre gesellschaftliche Position« (Steets 2015: 159) – und ihre Körpertechniken andere als die der Familie, die das von Rem Kohlhaas entworfene Haus bewohnt. *Wer* mit einem Gebäude umgeht, macht also einen Unterschied dafür, *wie* mit diesem umgegangen wird.

3.2 Externalisierung, Objektivation, Internalisierung

Folgt man dem Prozessmodell von Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung, »dann erzeugt jede soziologische Analyse des Gebauten, die auch nur einen dieser drei Aspekte außer Acht lässt, ein einseitiges, ja verzerrtes

Verständnis des Gebauten« (Steets/Schmidt-Lux 2020: 239).¹ Gerade weil sich die architektursoziologische Forschung mehrheitlich bislang jeweils nur einem dieser Aspekte gewidmet hat (Jones 2016; vgl. dazu auch Steets 2015: 246), gilt es vielmehr immer alle drei Dimensionen in den Blick zu nehmen. Die Untersuchung von Internalisierungsprozessen ist demnach *ein* wichtiges Element der Untersuchung von Architektur, aber nicht das einzige, das es zu untersuchen gilt. Architektur lässt sich damit weder unabhängig von Diskursen bzw. »diskursiven Aufladungen« (Steets/Schmidt-Lux 2020) und »legitimatorischen Erzählungen« (Steets 2015: 248) verstehen, noch getrennt von den »Praktiken-Komplexen« (Steets/Schmidt-Lux 2020: 233) betrachten, in denen sie wirksam wird. Zu untersuchen ist dann nicht nur, wie Menschen Gebäude internalisieren bzw. wie sie als Bestandteil von Praktiken wirksam werden, sondern auch, »wer, wie, mit welchen Interessen und in welchen Zusammenhängen Gebäude realisiert« (Steets 2015: 246), welche Annahmen über die Welt im Entwurfsprozess getroffen werden und wie sich diese objektivieren, d.h. wie die Gebäude beschaffen, gestaltet und in der Welt sind. Erst so wird ein umfassender Blick auf Architektur ermöglicht, der »Gebäude in ihrer Materialität« ernstnimmt, »ohne in einen physikalischen Determinismus zu verfallen« (ebd.: 56).

Welche Weltdeutungen verbinden sich mit Bauentwürfen, architektonischen Interventionen und realisierten Gebäuden (Steets 2015: 91)? Welches »Selbst-, Welt- und Sozialverhältnis« liegt einem einem geplanten oder realisierten Bauwerk zugrunde? »Wie deutet der Architekt seine Rolle innerhalb des Entwurfs- und Bauprozesses? Wie werden Gebäude und Menschen über Architektur zueinander in Beziehung gesetzt?« Und: »Auf welchem Verständnis von Gesellschaft basiert ein Entwurf?« (ebd.). Diese Fragen gilt es zu klären, um die Externalisie-

1 Je nach Fragestellung kann es dennoch sinnvoll sein, nur einen oder zwei Aspekte des trialektischen Modells genauer zu fokussieren. So konzentriert sich David-Joshua Schröder in seiner Untersuchung des Wandels von Kontrollzentralen beispielsweise nur auf den Aspekt des »materiell-visuellen Gestaltungsraumes«, den er »als erklärungsbedürftiges Phänomen erst einmal ›für sich‹ betrachtet« (Schröder 2022: 23). Rekonstruiert werden darüber die »sich hierüber anzeigenden sozialen Verhältnisse« (ebd.: 25). In Anlehnung an Norbert Elias nimmt er die materiell-räumlichen Strukturen von Kontrollzentralen als »Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen ernst« (ebd.: 23), ohne »dass diese zwangsläufig auch sozialtheoretisch als Epiphänomen ausgewiesen würden« (ebd.: 24). Diese Vorgehensweise ist im beschriebenen Fall sinnvoll, weil es hier weniger um die typologische Verortung von Einzelfällen geht als um die Beschreibung und Analyse von Kontrollzentralen als räumlicher und materieller Ausprägung sozialer Kontrolle in *historischer* Perspektive. Gleichzeitig gerät darüber aus dem Blick, dass Architektur erst durch Zuschreibungen zu einer sozialen Tatsache wird, »weil sie hier erst ihr sinnvolles, Unterschiede bedeutendes Sein erhält, weil sie hier benannt, bewertet und klassifiziert wird« (Diaz-Bone 2002a: 232) und erst als Teil von Praktiken eine Wirkung entfaltet, die sich weder unabhängig vom Ort (vgl. dazu Steets 2015: 196) noch unabhängig vom Nutzungskontext (Neubert 2018) bzw. Personenkreis vermittelt (Leuenberger 2018).

rungsprozesse von Architektur in den Blick zu bekommen. Weil Architektinnen und Gestalter gerne davon sprechen, dass Gebäude ›Probleme‹ lösen, fragt Silke Steets mit Blick auf Entwurfstechniken und -strategien wissenssoziologisch danach, »wie ein Problem überhaupt definiert wird und was eine architektonische Lösung des Problems legitimiert« (ebd.). Steets exemplifiziert dies am Beispiel von unterschiedlichen ›Lösungen‹ des ›Problems Kochen‹ und geht dafür *historisch-vergleichend* vor (auch wenn sie dies verfahrenstechnisch nicht explizit so bespricht). In ihrer Rekonstruktion unterschiedlicher ›Lösungen‹ – u.a. der Entwürfe der Küchen in der Gropius Siedlung Dessau-Törten der berühmten Frankfurter Küche von Margarethe Schütte-Lihotzky aus den 1920ern, und der Küche in Rem Koolhaas *Maison à Bordeaux* – kommt sie u.a. zu dem Schluss, dass gerade in jenem die »Kochfunktion aus dem eigentlichen Wohn- und Lebensbereich exkludiert« ist – und Kochen insofern »nicht als soziales Ereignis verstanden wird, sondern als Dienstleistung, die auf der Hinterbühne (im Untergeschoss) vorbereitet und auf der Vorderbühne (der mittleren Ebene) präsentiert und konsumiert wird« (Steets 2015: 119).

Über diese Ausführungen lässt sich implizit erschließen, wie eine Untersuchung von Externalisierungsprozessen aussieht und auch für eine historische Untersuchung von Architektur umgesetzt werden könnte. Komplizierter wird es mit Blick auf eine Untersuchung der Internalisierungsprozesse von Architektur, d.h. die Frage, »wie sich der Mensch die gebaute Umwelt aneignet beziehungsweise – wissenssoziologisch formuliert – wie er materielle Objektivationen internalisiert« (Steets 2015: 180) und wie Architektur »gehandhabt, das heißt, wie sie im Alltag internalisiert wird« (Steets 2015: 213). Den Prozess der Internalisierung definiert Steets als »die Übernahme objektiver Weltdeutungen in das subjektive Bewusstsein und den individuellen Körper, wobei das eine das andere jeweils bedingt« (ebd.). Dieser impliziert bestimmte körperliche Habitualisierungen, Körpertechniken und Bewegungsweisen (vgl. dazu Steets 2015: 173), »die Übernahme subsinnweltspezifischer Institutionen und Wissensformen« und das »Sich-vertraut-Machen mit einer für diese Subsinnwelt spezifischen gebauten Umwelt« (Steets 2015: 159). Silke Steets illustriert am Beispiel der Bauhaussiedlung in Dessau-Törten, wie eine solche Untersuchung methodisch umgesetzt werden kann (vgl. ebd.: 217–224).

Zumindest partiell lassen sich Internalisierungsprozesse von Architektur, wie das Beispiel von Guadalupe Acedo zeigt, deren Umgang mit der *Maison à Bordeaux* sich im Film »Koolhaas Houselife« dokumentiert, auch über Filme ableiten (vgl. Steets 2015: 206–217). Denn die alltäglichen subjektiven Sinngebungs- und Interpretationsleistungen, aus denen sich das Soziale konstruiert, sind keineswegs individuell und beliebig, sondern vollziehen sich im Rückgriff auf einen gesellschaftlichen Wissensvorrat (Berger/Luckmann 1966), der sich auch durch mediale

Produkte, wie Filme, Serien und Romane konstituiert. »Mediale Produkte geben Deutungen von Wirklichkeit vor, die in der Aufnahme durch ein verstreutes Publikum die Verhältnisse der sozialen Wirklichkeit verändert haben und weiterhin verändern, auf welche wiederum mediale Produkte rekurren« (Peltzer/Keppler 2015: 8). Diese Darstellungen mögen zwar nicht immer einer realisierten Praxis entsprechen, lassen aber zumindest vermittelt auf solche schließen.

In »Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt« eröffnet und skizziert Steets einige Wege, um die Prozesse von Externalisierung, Objektivation und Internalisierung von Architektur jeweils auch empirisch zu untersuchen. Insbesondere ihre Studie der Bauhaussiedlung von Gropius zeigt im Detail, wie sich Aneignungsprozesse von Architektur rekonstruieren lassen. Für eine historische Untersuchung lassen sich Steets Beispiele dennoch nur sehr begrenzt anwenden. Dies liegt auch daran, dass Steets Buch primär eine *Sozialtheorie* von Architektur bleibt und damit nicht primär auf methodische Ausführungen dazu abzielt, wie sich Architektur forschungspraktisch untersuchen und in konkrete Verfahren der qualitativen Sozialforschung übersetzen lässt. Im Folgenden entwickle ich deshalb Schritt für Schritt meine Heuristik einer »Architektur- und Raumordnung«. Dazu nutze ich eine ganze Reihe von in der qualitativen Sozialforschung etablierten Erhebungs- und Auswertungsmethoden, die kurz erläutert und in ihrem Verhältnis zueinander reflektiert werden. Zusammengefasst sind dies erstens eine (insbesondere von Foucault inspirierte) Variante der historischen Diskursanalyse, mit der ich den Wandel des Redens über Bibliotheken rekonstruiere, zweitens eine sequentielle Betrachtung der Baugeschichten von Bibliotheken, über die ich den Wandel des Bauens von Bibliotheken untersuche sowie drittens fokussiert ethnografische Untersuchungen bzw. *thick comparisons* von Bibliotheken.

Auch wenn diese drei methodischen Verfahren bzw. Forschungsstile ursprünglich unterschiedlichen Traditionen entsprungen sind (und sich deshalb auch mit unterschiedlichen Methodologien verbinden), begreife ich diese als grundsätzlich kompatible Verfahren, die sich neben einigen Unterschieden auch durch viele Gemeinsamkeiten auszeichnen, u.a. ein abduktives Vorgehen (vgl. Rosenthal 2008: 61 ff.) und den Grundsatz des kontinuierlichen Vergleichs. Als »methodologische Klammer« für diese unterschiedlichen Verfahren stützte ich mich auf Leitlinien der Grounded Theory (Corbin/Strauss 2008) (zum Verhältnis von Grounded Theory und Diskursanalyse vgl. Diaz-Bone 2002 und Strübing 2018). Forschung verstehe ich dementsprechend als fortlaufenden Erkenntnisprozess, im Zuge dessen Datenerhebung und -analyse sowie Theoriebildung als »wechselseitig funktional voneinander abhängige Prozesse« zwangsläufig parallel ablaufen (Strübing 2004: 14). Mein Forschungsprozess verlief also keineswegs linear, sondern als ständige Abfolge und Ineinandergreifen verschiedener Phasen von Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriebildung. Entlang

grundsätzlicher Prämissen qualitativer Sozialforschung gab es in meiner Arbeit demnach keine fest definierte Phase der Datenerhebung, die zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen war, sondern immer wieder neu erfolgende Erhebungsphasen, die aufgenommen wurden, sobald Daten aus vorherigen Erhebungsphasen ausgewertet, neue Aspekte zutage gefördert und weitere Fragestellungen generiert wurden.

Die Grounded Theory (vgl. insbesondere Glaser/Strauss 1967; Strübing 2004; Corbin/Strauss 2008; Mey/Mruck 2011; Clarke/Keller 2012; Charmaz 2014) ist dabei weniger als konkrete Methode (im Sinne eines starren Sets präskriptiver Verfahrensregeln), denn als flexibler Forschungsstil (vgl. Strübing 2018b: 124 ff.) zu verstehen, der aber – anders als die Diskursanalyse oder ethnographische Verfahren – eine »konzeptuell verdichtete, methodologisch begründete und in sich konsistente Sammlung von Vorschlägen [enthält], die sich für die Erzeugung gehaltvoller Theorien über sozialwissenschaftliche Gegenstandsbereiche als ausgesprochen nützlich erwiesen haben« (Strübing 2004: 7).

Die grundlegende Kompatibilität von Diskursanalyse und Grounded Theory besteht meiner Einschätzung nach darin, den Vergleich als grundlegende Operation zu teilen. Das was in der Diskursanalyse als der historische Vergleich stattfindet, passiert in der GT über die minimale und maximale Kontrastierung, d.h. über die Grundfrage: »Was bleibt bei aller unvermeidlichen Variation in den Fällen dann doch konstant in Bezug auf das Phänomen, um dessen theoretische Konzeptionalisierung es jeweils geht?« (Strübing 2018b: 128).²

2 Diskursanalyse und Grounded Theory setzen in der soziologischen Grundfrage nach Handlung und Struktur zwar andere Akzente, sind aber nicht grundsätzlich unvereinbar (Strübing 2018a). Beide »Stile« seien, so Strübing, nicht nur ungefähr zur selben Zeit entstanden, sondern auch gleichermaßen in einer Kritik an bis dato bestehenden Überzeugungen und methodischen Ansätzen motiviert: zum einen an essentialisierenden Wahrheiten, zum anderen mit Blick auf eine (ebenfalls essentialisierende) Trennung von Theorie und Praxis. Vor diesem Hintergrund lassen sich Diskursanalyse und Grounded Theory theoretisch-methodologisch als Zuspitzungen begreifen, in deren Kombination sich die Schwächen der jeweils anderen Position zum Teil ausgleichen lassen. Während die Diskursanalyse den »Raum des Sagbaren« absteckt, liegt der Fokus der Grounded Theory i. d. Regel auf den verschiedenen Handlungsstrategien einzelner Individuen (deren Autonomie bzw. Gestaltungsmöglichkeiten damit eine verhältnismäßig starke Aufwertung zukommt). In einer Verbindung beider Methodologien liegt also auch die Chance begründet, die beiden »Pole« von Struktur und Handlung noch weiter zu synthetisieren. Denn auch die Diskursanalyse interessiert sich letztlich für die »Autonomie« des Menschen – wenn auch zunächst dadurch, dass sie deren äußere Grenzen, deren Möglichkeiten und Beschränkungen aufzeigt und auch die Grounded Theory – so ließe sich auf der anderen Seite argumentieren – interessiert sich letztlich für die Strukturen, wenn sie individuelle Handlungsstrategien untersucht, schließlich aber zu allgemeineren Theoriezusammenhängen verdichtet.

Produktiv gewendet, lassen sich die beiden Methodologien also als Ergänzung betrachten: Wo die Diskursanalyse Möglichkeiten wie Beschränkungen auf struktureller Ebene in den Blick nimmt, kann die Grounded Theory die unterschiedlichen Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb dieses größeren Rahmens

aufzeigen. Diese Probleme verlieren auch dadurch an Schärfe, als dass weder die Aussagen von Foucault noch von Corbin und Strauss durch eine besondere Dogmatik oder kategorische Strenge gekennzeichnet sind. Während Foucault dazu aufforderte, sich seiner Ausführungen frei wie eines Handwerkskoffers zu bedienen, wiesen Corbin und Strauss immer wieder darauf hin, dass es sich bei der GT lediglich um Hilfestellungen handle und nicht um strenge Verfahrensregeln. Dies bedeutet gleichzeitig nicht, dass sich alle Techniken der Grounded Theory – im Sinne eines ›anything goes‹ – einfach bruchlos auch im Kontext diskursanalytischer Forschung anwenden lassen. »Sobald die Vernetzung der Grounded Theory zum Symbolischen Interaktionismus und Pragmatismus zum Tragen kommt«, so Diaz-Bone, sperrt sich beispielsweise das Kodierparadigma – eine zentrale Technik der GT, um ein Phänomen aus verschiedenen Perspektiven betrachten bzw. das Verbindungsgeflecht eines Phänomens in den Blick zu bekommen (Strübing 2018b: 135) – »für einen diskursanalytischen Einsatz« (Diaz-Bone 2002a: 200). Denn hinter dem Kodierparadigma steckt die »pragmatistisch-interaktionistisch motivierte Vorstellung, dass Strukturen nur im Handeln existieren und zwar indem sie im Handeln fortgesetzt reproduziert, aber auch modifiziert und neu erzeugt werden« (Strübing 2018b: 135). Als solche ist die Grounded Theory im Kern an Handlungen und Ausprägungen verschiedener Handlungsstrategien interessiert, in denen Handeln und Umwelt auf unterschiedliche Weise zueinander in Beziehung gesetzt werden. In Abgrenzung dazu geht es bei der Diskursanalyse nicht um einzelne, individuell zurechenbare Handlungen und Handlungsstrategien, sondern um kollektiv geteilte, zu einem bestimmten Zeitpunkt als wahr geltende Wissensbestände.

Lösen lässt sich dies, wenn Elemente impliziter Sozialtheorien, die dem theoretischen Ansatz der Untersuchung entgegenstehen, ersetzt bzw. in eine mit der Diskursanalyse besser vereinbare Theoriesprache übersetzt werden. Im konkreten Falls des Kodierparadigma lässt sich beispielsweise passender von Problemlagen sprechen als von Ursachen. Darüber kann der Anschein vermieden werden, dass es bei der Untersuchung der Idealkonzeptionen von Bibliotheksarchitektur um so etwas wie die Erhebung *tatsächlich* verfügbarer Ursachen bzw. eine objektive Wahrheit handeln könnte. Der Begriff der Problemlagen trägt also dem Umstand Rechnung, dass der Bibliotheksbau bzw. die Umgestaltung von Bibliotheken immer mit einer bestimmten Problemdefinition einhergeht, die sich im Laufe der Jahre ändert. (Der Begriff des ›Problems ist hier weniger in seinem negativ konnotierten Sinne als Ärger oder Unannehmlichkeiten bereitende Frage gemeint, sondern vielmehr allgemein als Art und Weise der Thematisierung bzw. Aufgabe, die es aus Sicht der Akteur:innen mit dem Um- oder Neubau zu lösen gilt.) Ähnlich motiviert spreche ich zweitens nicht von Konsequenzen, sondern von *Bedeutungen*. So soll der Anschein vermieden werden, dass es bei der Untersuchung um eine Erhebung tatsächlich beobachtbarer Konsequenzen geht; stattdessen geht es mir immer nur um die (historisch wandelbaren) Konstruktionen dessen, was bewirkt werden *soll*. Analog dazu verstehe ich auch den ›Kontext: immer nur als denjenigen Kontext, wie er aus Sicht der Akteur:innen wirksam wird (vgl. dazu auch Clarke/Keller 2012: 112). Corbin und Strauss definieren diesen als die strukturellen Bedingungen bzw. Umstände, die eine Situation beeinflussen (Corbin/Strauss 2008: 87). Diskursanalytisch modifiziert ist allerdings weniger von Interesse, in welchem Kontext das Phänomen *tatsächlich* stattfindet, als die Frage welcher Kontext in diesem Zusammenhang relevant gemacht wird und auf welche Art und Weise dies geschieht. Auch die intervenierenden Bedingungen als diejenigen »strukturellen Bedingungen, die auf die Handlungs- und interaktionalen Strategien einwirken, die sich auf ein bestimmtes Phänomen beziehen« und welche die »verwendeten Strategien innerhalb eines spezifischen Kontexts erleichtern oder hemmen« (Strübing 2018a: 76) spielen nur als Teil einer spezifischen Konstruktion eine Rolle (und nicht als tatsächliche, objektiv gegebene Bedingungen). Diskursanalytisch reformuliert geht es also weniger um die individuelle Zuordnung von Handlung, sondern (stärker poststrukturalistisch informiert) um die Identifikation bestimmter, geteilter Praktiken bzw. als wahr legitimierter Aussagen. Von Interesse ist also weniger, welcher Akteur mit welcher Strategie ein bestimmtes Problem bearbeitet (und damit auch die Vielfalt von Strategien), sondern welche Strategie als besonders legitim ausgewiesen wird.

Der wesentliche Unterschied zwischen Diskursanalyse und Grounded Theory besteht im Zeithorizont des Vergleichs: Während die Diskursanalyse (so wie Foucault sie in seinen historischen Studien zur Anwendung gebracht hat) Aussagenformationen verschiedener Zeitpunkte vergleicht, setzt die Grounded Theory Fälle desselben Zeithorizonts zueinander in Beziehung. Die Kombination von Diskursanalyse und GT diene mir insofern auch dazu, Veränderungen im Zeitverlauf feststellen zu können (Diskursanalyse), die Varianz in den Veränderungen in den Bibliotheken aber gleichzeitig fallabhängig in ihrer Unterschiedlichkeit und Differenzierung (Grounded Theory) ernstnehmen zu können.

Im Ergebnis entstanden sind so *thick comparisons* von Bibliotheken. Der Begriff lehnt sich an Clifford Geertz dichte Beschreibung an (1973) und trifft mein Vorgehen auch deshalb, weil mit ihm das Verhältnis von Ethnographie und Grounded Theory als »reziprokes Ergänzungsverhältnis« denkbar wird (Strübing 2022: 282). Als diejenige Methode, die am konsequentesten nicht-reduktiv operiert, den »aspektuellen und dimensional Reichtum des erforschten Gegenstands« bewahrt und diesem Rechnung trägt, hilft die Ethnographie dabei vorschnelle Schlüsse zu vermeiden (ebd.: 290) – die sich ergeben können, wenn Daten gänzlich aus ihrem Kontext gerissen würden; Die Grounded Theory kann dagegen der Gefahr einer reinen Verdopplung des Feldes der Ethnographie, d.h. einer letztlich zu deskriptiven bzw. »dünnen« Beschreibung, zuvorkommen (ebd.: 287).³

3.3 Die Architektur- und Raumordnung in Bibliotheken. Diskurse, Materialität, Praxis

Silke Steets Prozessmodell von Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung zeigt einen sozialtheoretischen Weg auf, über den Architektur in ihrer

³ Der Begriff der *thick comparisons* taucht auch in einem Artikel von Jörg Niewöhner und Thomas Scheffer aus dem Jahr 2010 auf. Über Geertz hinausgehend, argumentieren die Autoren, dass über *thick comparisons* nicht nur Handlungen ausschließlich in ihrem Kontext verständlich werden, sondern auch die Beschreibung von Phänomenen nur im Kontext ihrer Entstehung zu betrachten ist. Anders als in klassischen, theoriegeleiteten Vergleichen, bei denen ein gemeinsamer Maßstab bereits vorab festgelegt wird, entsteht der Vergleich in der Ethnographie erst durch die Beteiligung der Forscher:in (Niewöhner/Scheffer 2010: 5). Was genau verglichen wird, kann deshalb nicht im Voraus gewusst werden. Erst durch das Eintauchen in die Felder und durch den Wechsel zwischen verschiedenen Kontexten entwickeln sich sowohl die Felder selbst als auch die Konzepte, mit denen gearbeitet wird (ebd.). Dies galt in meiner Forschung für Vergleichsdimensionen wie die Lautstärke von Bibliotheken, die ich nicht Apriori »ans Feld« herantrug, sondern die sich im Kontext des Forschungsprozesses und in meiner Interaktion unterschiedlicher Bibliothekskontexte als relevant herausstellte.

Mehrdimensionalität gefasst werden kann. Wie aber lassen sich diese Überlegungen für eine historische Untersuchung der Architektur von Bibliotheken produktiv machen? Festhalten lässt sich zunächst, dass die Architektur von Bibliotheken zum einen durch Vorstellungen und Konzeptionen dessen hervorgerufen wird, was Architektur sein soll; wie gute, wahre und schöne Bibliotheken aussieht, welche Funktionen diese übernehmen sollen und welche Bedeutungen ihnen zukommt; zum anderen aber auch durch ihre Materialität, d.h. die Gebäude, die in der Welt stehen und ganz eigene Effekte entfalten und schließlich die Praktiken, die in Bibliotheken stattfinden, über die sich Nutzer:innen, diese in spezifischer Weise aneignen und diese internalisieren. Im Folgenden rekapituliere ich die Methoden, die zur Untersuchung dieser drei Dimensionen zum Einsatz kamen.

3.3.1 Der Wandel des Redens über und in Bibliotheken. Diskurse

Grundsätzlich liegen jeder sozialen Praxis Vorstellungen und Konzeptionen eines Sein-Sollenden und Richtigen zugrunde (vgl. Rosa et al. 2020: 14). Auch wenn sich diese nicht vollständig in der Praxis verwirklichen, gilt es diese normativen Ansprüche zu betrachten, »um zu einer angemessenen Analyse des ›Ganzen‹ zu gelangen« (Rosa et al. 2020: 14). Dies gilt auch für Architektur, deren Diskurse über »eine eigene strukturierende Realität [verfügen], die keine sekundäre ist« (Diaz-Bone 2002b: 171). Konzeptionen des Sein-Sollenden konstituieren Architektur ganz wesentlich mit. Ein mittlerweile gut etablierter methodischer Zugriff auf das Sein-Sollende in der qualitativen Sozialforschung stellt die Diskursanalyse nach Foucault dar.

Foucault selbst hat die Diskursanalyse nicht explizit als Forschungsprogramm entwickelt. Aus seinen umfangreichen Schriften lassen sich zwar implizit Rückschlüsse auf methodische Verfahrensschritte schließen,⁴ ein konkretes ›Rezept‹ findet sich hier aber nicht. Die Datenanalyse von Foucault ist vielmehr, so Diaz-Bone treffend, auf eine »besondere Kunstfertigkeit angewiesen«, die »Elemente des richtigen Timings« mit solchen der »interpretatorischen Intuition« verbindet, »sich abzeichnende neue Elemente im richtigen Moment erkennt und diese –

4 Einzelne Essays lassen Rückschlüsse auf die von Foucault zur Anwendung gebrachten Verfahrensschritte zu, so z. B. über Foucaults Text zu Dumézils Strukturalismus, in dem folgende Schritte expliziert werden: »1. Sich einen Korpus (eine Menge) geben 2. Alle Variationen aufstellen 3. Zwischen den Elementen dieser Erzählungen und den Elementen analoger Erzählungen eindeutige Beziehungen herstellen 4. Die relevanten und die nicht relevanten Variationen feststellen 5. Die Texte seriell ordnen« (Foucault in ebd.: 195).

durch den theoretischen Blick inspiriert – in bestimmter Weise so verknüpft, dass sich auf die sie bildende Praxis schließen lässt« (Diaz-Bone 2002a: 195). Über einen solchen Zugriff identifizierte Foucault, der vielfach als Urheber der Diskursanalyse ausgewiesen wird, beispielsweise die sich wandelnden Grenzziehungen zwischen Gesundheit und Krankheit bzw. Vernunft und Wahnsinn im Westeuropa des 16. bis 18. Jahrhunderts (Foucault 1961), die historisch kontingenten Weisen gesellschaftlicher Überwachung und Bestrafung (Foucault 1975) oder die beweglichen Manifestationen staatlicher Macht (Foucault 1978a, 1978b).⁵ Dazu verglich Foucault eine größere Menge an Texten auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede; u.a. Regierungstexte, Kinderbücher, aber auch Quellen wie Rezepte, die er auswertet ohne nach dem Quellentyp oder Verfasser zu unterscheiden. Kennzeichnend ist seine Herangehensweise als »reiner Empirist«, der zur Datengrundlage »einfach ein Ensemble von Sprechakten nimmt, die zu einer Zeit als seriöse galten« (Dreyfus et al. 1994: 83). »Dieses Vertrauen auf die ›Oberfläche‹ von Texten und die Erwartung, dass sich dort die Ordnung des Denkens zeigt, ist [...] weniger Ausweis einer interpretatorischen Naivität, als vielmehr begründet in einer methodologischen Strenge, die verlangt, dass man nicht versuchen soll auf ein hinter den Texten liegendes, individuelles Bewusstsein zu schließen« (Diaz-Bone 2002a: 194). Wandlungsprozesse lassen sich so besonders zuverlässig feststellen, weil sie nicht vorausgesetzt, sondern empirisch vorgefunden werden, wenn (von wem auch immer) plötzlich gehäuft auf andere Art und Weise über ein bestimmtes Phänomen gesprochen wird.

Erst im Zuge der mittlerweile jahrzehntelang andauernden Rezeption im Anschluss von Foucault sind aus seinen Schriften auch stärker formalisierte Verfahren geworden. Hervorzuheben ist in diesem Kontext die Historische Diskursanalyse (vgl. dazu insbesondere Bublitz 2003; Landwehr 2008), die als Erhebungsverfahren und Auswertungsmethode zwar in ganz unterschiedlichem Grad formalisiert worden ist (vgl. insbesondere Bublitz 2003; Diaz-Bone 2002a; Kerchner/Schneider 2006; Keller 2008; Bührmann/Schneider 2008), grundsätzlich aber davon ausgeht, dass sich in diskursiven Formationen Regeln finden lassen, »die das jeweils historisch-spezifische a priori des Denkens im Diskursfeld selbst sind« (Diaz-Bone 2002a: 188). Konstitutiv für die Analyse ist ein Vergleich von Quellen in *diachroner* Perspektive. Gefragt wird also danach, wie sich Aussagenformatio-

⁵ Auch Norbert Elias Arbeit weist an vielen Stellen zentrale Charakteristika historischer Diskursanalysen auf. Insbesondere in seiner zwar erst 1969 veröffentlichten, aber bereits 1933 fertiggestellten Habilitationsschrift zur höfischen Gesellschaft (Elias 1933) wird dies deutlich. Hier rekonstruiert Elias den Wandel von Normen und Tabus bzw. verschiedenen Trieb- und Affektkontrollen auf der Grundlage eines historischen Vergleichs von Quellen wie Benimmbüchern, Grundrissen, aber auch Briefwechsel usw. (ebd.; Elias 1976a, 1976b).

nen im historischen Verlauf verändern.⁶ Ziel ist die Rekonstruktion von *Regeln*, nach denen Aussagenformationen zu einem bestimmten Zeitpunkt organisiert sind.⁷

Scheinbar individuelle Aussagen werden mithilfe der historischen Diskursanalyse als Teil eines ›Raums des Sagbaren‹ sichtbar gemacht, der zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort gilt. Ziel dieser – auch in Abgrenzung zu etablierten geschichtswissenschaftlichen Vorgehensweisen entwickelten – historischen Diskursanalyse ist explizit nicht die Interpretation der Aussageabsichten von Akteur:innen bzw. dem »was sie wirklich sagen wollten«, sondern eine Rekonstruktion der in einem Feld existierenden Möglichkeiten für Aussagen, dem faktisch Sag- und Denkbaren (Diaz-Bone 2002a: 188). Grundannahme dieser (post-)strukturalistischen Analyse ist, dass sich Aussagenformationen (unabhängig vom spezifischen Quellentyp oder der Autor:innenschaft) über einen bestimmten Zeitraum hinweg ähneln, in gewisser Hinsicht also stabil sind, gleichzeitig aber auch einem Wandel unterliegen, der sich in veränderten Aussagen niederschlägt und über diese feststellen lässt.

Handbücher zum Bibliotheksbau

Vor diesem Hintergrund schien die Historische Diskursanalyse bestens geeignet, um festzustellen, ob und wie sich die ›Weltdeutungen‹, die sich mit Bibliotheksarchitektur verbinden, verändert haben – und zwar, ohne bereits Theorien dazu einbringen zu müssen, ob oder wie und wann sich das ›Reden über Bibliotheken‹ im Zeitalter der Digitalisierung verändert hat. Vielmehr ließ sich so zunächst offen danach schauen, wie und wann sich welcher Aspekt verändert haben könnte. Voraussetzung dafür war zunächst die Eingrenzung eines mehr oder weniger abgegrenzter Quellenkorpus, aus dem hervorgehen kann, welches Problem Bibliotheken lösen sollen, wie Bibliotheken idealerweise gebaut werden und was sie darstellen sollen, usw. Deutungen dazu dokumentieren sich an ganz unterschiedlichen Stellen: In Äußerungen von Bibliothekar:innen und

6 Für einen Überblick über die unterschiedlichen Varianten, die sich hinter dem ausgesprochen disparat aufgefassten Begriff der Diskursanalyse verbergen vgl. insbesondere Keller 2008.

7 Anders als in anderen Varianten der Diskursanalyse, in denen Diskurse in synchroner Perspektive untersucht oder bestimmten Akteuren zugerechnet werden – indem unterschiedliche »Diskursstränge« voneinander unterschieden werden, wie dies beispielsweise bei der linguistischen oder »Kritischen Diskursanalyse« der Fall ist (Jäger 2015) – werden die Quellen dabei weder nach Textgattung noch nach Autor:innenschaft unterschieden. Erst so sensibilisiert die historische Diskursanalyse dafür, dass es überindividuelle Strukturen gibt, die über einen gewissen Zeitraum auf Dauer gestellt werden. Die Autor:innenschaft einzelner Personen und die Textgattung werden daher *nicht* als erklärende Variablen herangezogen und einzelne Positionen werden in der Analyse *nicht* auf bestimmte Positionen im sozialen Raum zurückbezogen, sondern zunächst gleichwertig gewichtet und bewertet.

Architekt:innen; in Broschüren, Zeitungsartikeln und politischen Dokumenten; auf Webseiten von Bibliotheken und in wissenschaftlichen Quellen; kurz: in allen möglichen Selbst- und Fremdzuschreibungen. Besonders explizit geäußert werden Vorstellungen darüber, was gute Bibliotheken bzw. Bibliotheksarchitektur ausmacht aber an den Stellen, wo Bibliotheken *neu* entworfen und geplant werden.

Weil Architekt:innen der Öffentlichkeit »*jenseits* des eigentlichen Entwurfs« immer häufiger auch »eine überzeugende, d.h. möglichst identitätsstiftende Geschichte« (vgl. auch Jones 2011) darüber erzählen, »was das Gebäude versinnbildlicht und wie es sich zu bestimmten Vorstellungen von Gesellschaft verhält« (Steele 2015: 201), finden sich solche Weltdeutungen meist schon in den Ausschreibungs- und Wettbewerbstexten, mit denen Architekturbüros um Aufträge buhlen. Besonders explizit ausbuchstabiert finden sich Vorstellungen darüber, was als gute, schöne und wahre Bibliotheksarchitektur gilt in Handbüchern zum Bibliotheksbau, in denen sich »z. T. anhand von beispielhaften Projekten – systematisch alle Themen [finden], die sich mit dem Bau und der Ausstattung von Bibliotheken beschäftigen« (Hauke/Werner 2016: 1).

Über einen historischen Vergleich solcher Handbücher zum Bibliotheksbau ließ sich rekonstruieren, was zu einem bestimmten Zeitpunkt jeweils als gute, schöne, wahre Bibliotheksarchitektur galt. Meine Hauptdatenquelle der Darstellungen, in denen der Diskurs um Bibliotheksarchitektur rekonstruiert wird, waren Handbücher zum Bibliotheksbau. Ausgewertet habe ich sowohl Bücher, die ganz explizit als Handbücher ausgewiesen sind (z.B. das »Handbuch Bibliotheksbau«, »Das praktische Handbuch der Bibliotheksarchitektur«), wie auch Bücher und Buchreihen, die zwar nicht explizit als »Handbuch« betitelt sind, in denen sich aber vielgestaltige Empfehlungen zur Gestaltung von Bibliotheken finden (z.B. der Titel »How to create a relevant public space«). Um den Datenkorpus weiter einzugrenzen, habe ich ausschließlich deutsch- und englischsprachige Handbücher ausgewertet. Größtenteils stammen diese aus dem Bestand der architekturgeschichtlichen Bibliothek an der Technischen Universität in Berlin, die um Quellen aus der Philologischen Bibliothek der Freien Universität in Berlin ergänzt wurden. Die älteste Quelle, die ich ausgewertet habe, ist ein Handbuch aus dem Jahr 1929; die neueste ein Buch zur Bibliotheksarchitektur aus dem Jahr 2022.

Architekturfachzeitschriften

Ein zweiter Quellentyp, den ich systematisch, d.h. mit einem Anspruch auf Vollständigkeit für die Phase zwischen 1995 und 2022 ausgewertet habe, sind Artikel in Architekturfachzeitschriften, in denen Bibliotheken zum Thema gemacht werden. Während die Handbücher zum Bibliotheksbau von Bibliothekar:innen

und Architekt:innen verfasst, an Bibliothekar:innen und Architekt:innen gerichtet sind und damit eher den Konsens zwischen Bibliothekar:innen und Architekt:innen abbilden, ist die Quellengattung der Architekturzeitschriften eher vom Blick der Architekt:innen geprägt. Formal enthalten die Architekturkritiken meist eine kurze Rekonstruktion und Bewertung des Planungs- und Bauprozesses, eine Beschreibung der städtebaulichen Umgebung des Baus sowie eine Beschreibung der Architektur, die z.B. über ein Durchschreiten des Gebäudes nachvollzogen wird, über freie Assoziationen an andere Typologien, Projekte oder Architekturen entwickelt oder interdiskursive Referenzen eingeleitet wird (z.B. bekannte Architekturprojekte anderer Architekt:innen, historische Vorbilder und Stile). Über die Auswertung der Zeitschriftenartikel in Architekturzeitschriften ließ sich vor allem nachvollziehen, nach welchen Kriterien »gute Bibliotheksarchitektur« zu bestimmten Zeitpunkten jeweils ausgezeichnet wurde. Über solche Wertzuschreibungen ließen sich zusätzlich Erkenntnisse gewinnen (vgl. dazu auch Berli et al. 2021).

Um den Datenkorpus der untersuchten Architekturzeitschriften einzugrenzen, habe ich für die Analyse drei deutschsprachige Architekturfachzeitschriften ausgewählt: Die monatlich erscheinende Zeitschrift BAUMEISTER; die 14-tägig erscheinende Zeitschrift BAUWELT sowie die einmal im Quartal erscheinende Zeitschrift ARCH+. Die drei ausgewählten Zeitschriften zählen zu den auflagenstärksten Architekturzeitschriften in Deutschland,⁸ unterscheiden sich mit Blick auf ihre Ausrichtung aber deutlich und decken damit ein recht breites Spektrum des Architekturdiskurses in Deutschland ab. Während die vierteljährlich erscheinenden Ausgaben der »1967 im Geiste emanzipativer Selbstaufklärung« gegründeten Zeitschrift ARCH+ auf eine »kritische Reflexion des gesellschaftlichen Anspruchs der gebauten Umwelt« abzielt und regelmäßig längere Aufsätze zu architektur-, aber auch breiter angelegten, gesellschaftstheoretischen Fragen veröffentlicht, finden sich in der BAUWELT tendenziell eher deskriptiv verfasste, kürzere Kritiken zu neu fertiggestellten Bauten und Informationen zu Architekturwettbewerben. Die Zeitschrift BAUMEISTER nimmt dagegen eine stärker designlastige Position ein. Das Spektrum, das mit den drei spezifischen Magazinen abgedeckt wird, beinhaltet also eine eher architektur- und gesellschaftstheoretische Ausrichtung (ARCH+), einen stärkeren Fokus auf die Berichterstattung über aktuelle Projekte (BAUWELT) und eine eher ästhetisch orientierte Perspektive (BAUMEISTER).

⁸ Die Zeitschrift ARCH+ erscheint mit einer Druckauflage von rund 10.000 Exemplaren; die BAUWELT mit einer Auflage von rund 12.000 Exemplaren und die BAUMEISTER mit einer Auflage von knapp unter 10.000 Exemplaren pro Ausgabe.

Zustätzlich führte ich insgesamt 30 Interviews für die Arbeit, davon zwölf Interviews mit Architekt:innen sowie dreizehn Interviews mit Bibliothekar:innen – meist in Leitungspositionen (vgl. dazu Meuser/Nagel 1989; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021). Einige weitere Gespräche führte ich als stärker informelle Gespräche im Sinne ethnografischer Interviews, unter anderem auf dem 7. Bibliothekskongress, der im März 2019 in Leipzig im Congress Center stattfand sowie auf dem 8. Bibliothekskongress am selben Ort. Um den Relevanzsetzungen der Interviewten dabei jeweils möglichst viel Raum geben zu können, legte ich all diese Interviews als möglichst offene Gespräche an, in denen ich nicht mehr als einen Stimulus vorgab, wobei ich diesen im Laufe der Forschung immer weiter anpasste. Stand in meiner Forschung zunächst expliziter zur Frage, wie die Gesprächspartner:innen Digitalisierungsprozesse überhaupt verstanden und in welcher Weise sich diese auf ihre Arbeit auswirkten, kaprizierte sich der Erzählstimulus in späteren Gesprächen meist stärker auf allgemeine Wandlungsprozesse, die berufsbedingt in Bibliotheken beobachtet und durchlebt wurden. Einen Großteil der Gespräche führte ich persönlich durch; einige wenige (coronabedingt) aber auch per ZOOM bzw. telefonisch.

3.3.2 Der Wandel des Gebauten von Bibliotheken. Die Materialität von Gebäuden

2008 kritisierte Oliver Schmidtke, dass die »Interpretation von ästhetischen Ausdrucksgestalten in der Soziologie ein Schattendasein« führt (Schmidtke 2008a: 5837). Nicht selten werde zwar untersucht »was Personen über ästhetische Gebilde sagen oder denken, nicht aber die ästhetischen Objekte selbst« (ebd.). Dabei seien nicht nur *alle* Objekte für die soziologische Analyse geeignet, Kunstwerke und Architektur stellten sogar ganz »besonders geeignete Ausdrucksgestalten für die soziologische Analyse« dar (Schmidtke 2008b: 5837). Denn als »bewusst gestaltete« Ausdrucksgestalten enthielten diese »verdichtete Interpretationen von Sachverhalten« (ebd.: 5838) – und ließen so Rückschlüsse auf eine »in ihr beheimatete Praxis« zu (ebd.). Spätestens seit der Etablierung der »Artefaktanalyse« als eigenem, methodischen Zugang der qualitativen Sozialforschung (Lueger/Froschauer 2018) steht außer Frage, dass auch ästhetische Ausdrucksgestalten als Träger von Sinngehalten interpretiert werden können. Wie dies für Architektur konkret aussehen kann, ist dennoch weitestgehend ungeklärt. Weil methodisch zu weiten Teilen »Neuland« betreten werde (Egger 2019: 85), verlange die Analyse von Architektur grundsätzlich nach explorativen Forschungsdesigns.

Obgleich Materialität als konstitutiver Teil des Sozialen in der soziologischen Theorie fest etabliert ist, methodische Vorschlägen zur dezidiert soziologischen

Untersuchung von Gebäuden sind immer noch die Ausnahme. Ansätze zu Sequenzanalysen von Architektur finden sich bei Vertretern der Objektiven Hermeneutik (vgl. Schmidtke 2008, 2008b; Egger 2019). Schmidtke illustriert seine Vorgehensweise der Analyse von Architektur am Beispiel einer Szene aus einem Film des britischen Regisseurs und Drehbuchautors Alfred Hitchcock. Über die Darstellung der typisch modernen Glasfassade eines Bürohauses zu Beginn des Films werde »eine radikale Öffnung praktiziert, die auf paradoxe Weise zugleich eine radikale Schließung bedeutet. Die spiegelnden Eigenschaften des Glases sorgen dafür, dass die Fassade bei Tage, wie im Film dargestellt, eher hermetisch verschlossen wirkt« (ebd.: 5840). Die in dem Film hervorgehobene orthogonale Rasterung der Fassade bringe zum Ausdruck, »dass für die in dem Gebäude sesshafte Praxis das Primat einer bestimmten Rationalität gilt«, sich in der dargestellten Architektur also etwas verkörpere, das für Praxis unter den Bedingungen der modernen Großstadt wesentlich sei: »Die Unterwerfung des modernen Lebens unter das Primat der formalen Rationalität« (ebd.: 5841).

Von einer bestimmten Gestaltung schließt Schmidtke also auf eine spezifische Praxis: »Die Unterwerfung des modernen Lebens unter das Primat der formalen Rationalität« – und unterstellt damit eine intersubjektiv geteilte Bedeutung bzw. Praxis. Gebäude bzw. materielle Objektivationen vermitteln über ihre Form allerdings *keine* universell verständliche Bedeutung oder Praxis (Steets 2015: 168). Funktional sind diese »nur im Hinblick auf die Situation, dessen Teil sie sind; abseits davon sind sie bedeutungslos oder bedeuten etwas ganz anderes« (ebd.). Methodisch verkompliziert dies die Frage, wie genau erhoben werden kann, wie Gebäude zu Bestandteilen der »intersubjektiv geteilten und für gewiss gehaltenen Wirklichkeit einer Gesellschaft« (ebd.: 236) werden und so auf vielfältige Art und Weise soziale Effekte zeitigen (ebd.: 234). Obgleich es eine ganze Reihe »symbolischer Gebäude« gibt, die sich durch »einen kollektiv-ritualisierten Umgang« auszeichnen (Hotel, Schwimmbad, Casino usw.) (Steets 2015: 177) – eine allgemeingültige, intersubjektiv geteilte und für gewiss gehaltene Bedeutung haben diese genauso wenig, wie sie eine für alle Nutzer:innen gültige Praxis nahelegen.

Vorsichtiger wurden Schmidtkes Überlegungen (Schmidtke 2008b) einige Jahre später von Jan Egger (Egger 2019) aufgegriffen. Ebenfalls ausgehend von methodologischen Überlegungen der Objektiven Hermeneutik zielt dieser darauf ab, von Gebäuden auf eine spezifische Praxis zu schließen, die mit einer spezifischen Architektur ermöglicht oder verhindert wird. Gegenstand der Rekonstruktion ist entsprechend der »objektive Sinn«, der aus der Architektur »abgelesen« werden kann und nicht das, »was sich die Erbauer dabei gedacht haben« (ebd.: 5). Im Vordergrund seiner Untersuchung von Schulbauten steht die Frage, welche »Bedeutungsstrukturen Schulen nach außen repräsentieren« (ebd.: 5) und wie »Architektur als Möglichkeitsraum die Praktiken der Schule

auf einer sublimen, vorbewussten Ebene« prägt (ebd.: 4). Anders als Schmidtke schließt Egger dabei nicht von subjektiven Assoziationen zu bestimmten architektonischen Gestaltungselementen auf eine Praxis, sondern sieht in Architektur lediglich eine *ideale* Praxis verkörpert. Schulbauten, den Gegenstand seiner Untersuchung, begreift Egger entsprechend als »Entwürfe einer idealen Praxis«, in der sich »Ideale von ‚guter Schule« (ebd.: 80) bzw. eine »kultur- und zeitgebundene Normalität« versinnbildlichen (Egger 2020: 279).

Die ideale Praxis, die sich in Schulbauten ausdrückt, lässt sich Egger zufolge rekonstruieren, indem Architektur Schritt für Schritt gedankenexperimentell durchschritten und möglichst auf alle Handlungsoptionen hin befragt wird. Egger illustriert dies am Beispiel einer Tür, für welche gedankenexperimentell erschlossen werden kann, welche Handlungsoptionen sich durch die spezifische Platzierung und Gestaltung der Tür eröffnen bzw. prinzipiell eröffnen könnten: »Auf die Architektur übertragen fungieren Türen oder Umfriedungen als Eröffnungsprozeduren: Ich kann vor dem Schulhaus stehen, die Schranke der Umfriedung durchschreiten und den Schulhof betreten. Alternativ kann ich das Schulgelände links liegen lassen« (ebd.: 35). In der Forschungspraxis geht es dann im Wesentlichen darum, »an jeder Sequenzstelle, an der Entscheidungen getroffen wurden, nicht nur die vollzogene Entscheidung, sondern auch die durch Regeln entstehenden alternativen Möglichkeiten zu rekonstruieren« (ebd.: 94). Gefragt wird also nach denjenigen Optionen, die sich an jeder Stelle bzw. jedem Element eines Gebäudes auf tun. Ziel der Analyse sind Hypothesen darüber, *welche Regeln* bzw. Strukturen dafür konstitutiv sind, dass bestimmte Optionen von Akteuren tatsächlich verfolgt wurden (und andere nicht). »Architektur hat den Charakter von Regeln, da sie Bedeutung erzeugt: zum Beispiel durch die Lage von Türen und Einfriedungen oder durch ihre Gesten. Man denke nur an die unterschiedlichen ‚Begrüßungen« durch die Eingangsbereiche von Hotels oder Gefängnissen« (ebd.: 35).

Sequenzanalysen von Architektur

Die Voraussetzung für eine solche Analyse von Architektur ist die Sequenz. Denn nur über die schrittweise Rekonstruktion des Handlungsspielraums an jedem einzelnen Punkt der Sequenz bzw. des Gebäudes offenbart sich der Möglichkeitsraum, der durch die Architektur präfiguriert wird. Weil Gebäude als Gesamtheit aber simultan wirken, so Egger, stelle genau dies – die Überführung eigentlich *simultan* wirkender Architektur in ein sequentielles Protokoll – methodisch die zentrale Herausforderung der Analyse von Architektur dar. Das methodische Grundproblem einer Analyse von Architektur nach der Objektiven Hermeneutik besteht, kurz gesagt, darin »Gleichzeitiges in Ungleichzeitiges« zu überführen

(ebd.: 92). Dieses Problem werde, so Egger weiter, allerdings dadurch entschärft, dass Gebäude zwar als Gesamtheit wirkten, gleichzeitig aber auch durch eine Reihe sequentieller Elemente gekennzeichnet sind. Erstens könne klar unterschieden werden, welche Bauteile bzw. welche gestalterischen Elemente sich dem Blick des Betrachters aufdrängten. Zweitens weise jedes Gebäude spezifische »Erschließungswege auf, über die man sich einem Gebäude annähert und es betritt« (ebd.: 91). Und drittens »lassen sich in der Architektur gewisse diachrone Elemente in der Baugeschichte festmachen, insbesondere wenn es sich um historisch gewachsene Gebäudegruppen handelt« (ebd.).

Jan Egger skizziert darüber drei mögliche Wege, Architektur in eine Sequenz zu überführen: erstens als ikonographische Analyse von Architektur, die dem Blick des Betrachters folgt und in der die Sequenzierung des Gebauten entlang der auffälligsten Elemente eines Gebäudes vollzogen wird bzw. denjenigen, die der Betrachter:in direkt ins Auge springen; zweitens als Sequenzierung anhand einer idealtypischen Annäherung bzw. Erschließung eines Gebäudes (in der Regel also von außen nach innen bzw. entlang der Wege, die durch die Architektur nahegelegt werden) sowie drittens einer Sequenzierung anhand der Baugeschichte eines Gebäudes, die dem »Arrangement der zu unterschiedlichen Zeiten entstandenen, hinzugekommenen Gebäudeteilen folgt« und damit eine Art »naturwüchsige Diachronie« darstellt (ebd.: 116). Für seine eigene Untersuchung entscheidet sich Egger schließlich für eine Mischform aus ikonographischer Analyse von Fotos von Gebäuden und ihrer Umgebung und einer teils chronologischen Betrachtung der Schulanlagen, um die »innere Gesetzmäßigkeit« der Um-, An- und Erweiterungsbauten erschließen zu können (ebd.: 80). Der Blick auf »die zahlreichen umgebauten und neu strukturierten Gebäude und Gebäudeteile« erlaube einen Rückblick auf »das historische Gewordensein« idealer Praxis-Entwürfe (ebd.: 88).

Dieses Vorgehen wirft methodologisch eine Reihe von Fragen auf. Zum einen die nach der »Natürlichkeit« seiner Protokolle, die zum »präferiertem Datenmaterial« (Wernet 2009: 17), wenn nicht sogar zur Voraussetzung der Objektiven Hermeneutik zählen – als Dokumentationen einer »möglichst unverstellten« Praxis (ebd.: 58). Bei Architektur handle es sich, so argumentiert Jan Egger, um ein »per se authentisches Protokoll« und eine »besonders günstige Datenquelle«, weil diese – im Gegensatz zu Interviewtranskripten – nicht speziell für die Analyse erzeugt oder editiert worden sei, sodass die Analyse »direkt am Gegenstand selbst erfolgen« könne. Auch aufgrund »lückenhaften Datenmaterials« der Baugeschichte der von ihm untersuchten Schulbauten (ebd.: 98) deren Datenlage er als »sehr schlecht, lückenhaft oder gar nicht vorhanden« bewertet und sich auch deshalb dazu entscheidet die Schulhäuser größtenteils in ihrer heutigen Nutzung zu betrachten (Egger 2019: 88), nimmt Egger letztlich aber keine solche Analy-

se der Architektur vor, sondern analysiert Fotos, Grundrisse und Zeichnungen. Diese bildlichen, zweidimensionalen Aufnahmen von Schulanlagen werden ikonographisch beschrieben und gedankenexperimentell durchschritten. Streng genommen liegt mit Eggers Form der Datenerhebung damit ein Protokoll vor, das in erster Linie *Eggers Interaktion* mit einem bestimmten Schulhaus protokolliert – und nicht die schulische, ideale Praxis im Allgemeinen. Nur schwerlich lassen sich die von ihm protokollierten Luftaufnahmen, Fotos, Grundrisse und Zeichnungen deshalb als ›natürliche Protokolle‹ einordnen, auf welche die Sequenzanalyse in den Paradigmen der Objektiven Hermeneutik im Besonderen angewiesen ist.

Zweitens bleibt unklar, was genau der Ertrag einer solchen vermittelten Analyse von Architektur ist, um auf eine ›ideale Praxis‹ zu schließen. Denn Architektur ist, dies erkennt auch Egger an, nur *eine* »Einflussstruktur, die Praktiken mitstrukturiert« und kann nur selten als *kausale* Ursache bestimmt werden (Egger 2019: 89). Egger erkennt also an, dass sich in Schulen ganz unterschiedliche Aneignungs- und Internalisierungsweisen von Architektur finden, konzeptualisiert Architektur letztlich aber doch als »Ausdrucksgestalt einer zu untersuchenden Praxis« (Egger 2019: 90). Die Analyse von Architektur wird so in den Dienst gestellt, um auf eine Praxis schließen zu können. Dies ist gerade dann nicht wirklich plausibel, wenn auch Praktiken untersucht werden können, um auf Praxis schließen zu können – Sequenzanalysen von Architektur benötigt es dafür nicht.

Anders als Schmidtke und Egger nutze ich Sequenzanalysen deshalb nicht, um auf eine *Praxis* zu schließen, welche durch die Darstellung und spezifische Gestaltung von Architektur suggeriert bzw. als Möglichkeitsraum vorgegeben wird. Stattdessen dienen mir Baugeschichten als Daten, um historische Wandlungsprozesse in der Materialität von Bibliotheksgebäuden festzustellen. Diese lassen zwar auch auf eine veränderte soziale Praxis schließen, diese lässt sich m. E. n. aber nicht unmittelbar über eine Analyse der Materialität von Architektur erheben (dafür müssten vielmehr die tatsächlichen Praktiken untersucht werden). Anders als Egger, der den Möglichkeitsraum der Architektur einzelner Schulanlagen in synchroner Perspektive herausarbeitet, Schulbauten also gegenwartsdiagnostisch in ihrer *heutigen* Nutzung protokolliert und analysiert (vgl. auch ebd.: 97), habe ich die Baugeschichten von Bibliotheken vielmehr zum Anlass genommen, um zu untersuchen, wie sich die Architektur von Bibliotheken in ihrer Materialität über den Einzelfall in diachroner Perspektive entwickelt hat.

Baugeschichten definiere ich in diesem Kontext als die Sequenz von faktischen Um-, Ein- oder Erweiterungsbauten, dem Hinzufügen oder Wegnehmen von Elementen, der materiellen (Um-)Gestaltung von Gebäuden, die Egger als Sequenzierung begreift, die dem »Arrangement der zu unterschiedlichen Zeiten entstandenen, hinzugekommenen Gebäudeteilen folgt« und damit eine Art »naturwüchsige Diachronie« darstellt (ebd.: 116). In historischer Perspektive

sind Sequenzanalysen von Architektur bzw. die Baugeschichten von Gebäuden aufschlussreich, weil die Ein-, Umbau- und Erweiterungsbaumaßnahmen von Gebäuden eine soziale Regelhaftigkeit aufweisen, in die sich historische Prozesse einschreiben, die aber auch sozialkonstitutiv sind. Der Blick auf die Baugeschichten einzelner Gebäude berücksichtigt außerdem, dass Gebäude nie als etwas fertiges, sondern als ohnehin stetig im Wandel begriffene Entitäten zu verstehen sind (vgl. insbesondere Latour/Yaneva 2008). Anders gesagt: Ein Gebäude »ruht« nie, auch wenn es fertiggestellt wird. Es wird »renoviert, verfälscht oder verwandelt« (Delitz 2009: 69–70).

Die materiellen Objektivationen von Bibliotheken habe ich dahingehend betrachtet, zu welchem Zeitpunkt einzelne Elemente eingebaut oder entfernt, verändert oder hinzugefügt worden sind und zu welchem Zeitpunkt bestimmte Gestaltungsstrategien und -stile vorherrschend waren. Das historische So-und-nicht-anders-geworden-Sein, also die chronologische Genese der Baugeschichte von Bibliotheken, interessierte mich vor diesem Hintergrund weniger mit Blick auf die Wirkung und Nutzung von Architektur bzw. in Hinblick auf eine soziale Praxis »hinter der Architektur« als vielmehr in Bezug auf den historischen Wandel der für Bibliotheksarchitektur jeweils typischen Elemente. Vorzugsweise wählte ich als Daten dazu bereits als »natürliche Protokolle« vorliegende Baugeschichten, die von Bibliotheken vielfach bereits selbst umfangreich dokumentiert sind. Gerade Staats- und Landesbibliotheken, in geringerem Ausmaß aber auch Universitätsbibliotheken und vereinzelt Stadtbibliotheken stellen solche Protokolle ihrer eigenen Baugeschichte vielfach auf ihrer Website frei zur Verfügung. Baugeschichten von Bibliotheken finden sich aber auch in kunstgeschichtlichen und architekturhistorischen Abhandlungen. Diese Darstellungen sind zwar faktisch nicht immer vollständig, enthalten also nicht unbedingt *alle* Details tatsächlich vollzogener Baumaßnahmen, bieten aber gerade deshalb auch den Vorteil, die aus Sicht der Bibliotheken wichtigsten Aspekte der Baugeschichte hervorzuheben und damit auch die Art und Weise abzubilden, in der Bibliotheken ihre Baugeschichte in ein erwünschtes Licht rücken.

In Baugeschichten finden sich Baumaßnahmen nie nur neutral beschrieben, sondern immer auch spezifisch gerechtfertigt und legitimiert. So dokumentiert sich über die detailliert auf der Webseite dokumentierte Baugeschichte der Stabi *Unter den Linden* zum einen eine Reihe historischer Ereignisse, die auf die Baugeschichte offenbar Einfluss genommen hat: Die Zerstörung des Gebäudes im Zweiten Weltkrieg; der Abriss des ruinösen Kuppellesesaals in den 1970er Jahren aufgrund begrenzter Baukapazitäten der DDR; die institutionelle Zusammenführung der beiden Standorte der bis dahin selbständig operierenden wissenschaftlichen Universalbibliotheken in Ost- und West-Berlin der SBB nach der Wende. Über diese Informationen lässt sich nicht nur der historische Kontext eines Ge-

bäudes rekonstruieren, deutlich wird auch welche Ereignisse auf welche Art und Weise offenbar als relevant für die Baugeschichte des Gebäudes erachtet werden (und auch welche nicht).

Als Datenmaterial sind solche öffentlich verfügbaren Baugeschichten als ›natürliche Protokolle‹ für Sequenzanalysen deshalb besonders gut geeignet, da sie sowohl faktische Daten zum Bau der Bibliotheken enthalten, als auch ›Legitimationserzählungen‹ (vgl. auch Steets 2015: 174) um die Neu-, Um- und Erweiterungsbauten einfangen können. In diesen findet sich in der Regel (und mitunter sehr detailliert) ausgewiesen wer, wann und aus welchem Grund einen Neu-, Um- oder Erweiterungsbau angestoßen hat, über welchen Prozess sich dieser vollzog und wie dieser bewertet wird. Dies war gerade in den Fällen interessant, in denen sich in den Baugeschichten faktisch eine ganz ähnliche Gestaltung, ein ähnlicher Umbau, Abriss, usw. zeigte, die zugehörige Legitimationserzählung aber ganz unterschiedlich ausfiel (vgl. Kapitel 6.1).

So wird der Abriss der (erst Ende der 1980er Jahre fertiggestellten neuen ›Magazintürme‹ in der Stabi *Unter den Linden* darüber legitimiert, dass diese von Anfang an in keiner Weise den »funktionalen und organisatorischen Anforderungen eines modernen Bibliotheksbetriebes« entsprochen hätten: »Weder waren sie klimatisiert noch mit einer Buchtransportanlage ausgerüstet, auch war der problemlose Übergang zum sonstigen Bibliotheksgebäude lediglich auf einer Ebene möglich« (SBB 2022). »Für die Wiederherstellung der funktionalen Mitte des Bibliotheksgebäudes Unter den Linden durch den Neubau eines zentralen Lesesaals«, so die SBB weiter, »mussten diese Magazintürme zunächst abgerissen werden« (SBB 2022 eigene Hervorhebung). Dieser ›Naturalisierung‹ des Abrisses der Magazintürme Anfang der 2000er lässt sich eine objektive bzw. latente Sinnstruktur gegenüberstellen: Denn funktional hätten die Türme genauso gut (und womöglich kostengünstiger) mit einer Buchtransportanlage ausgestattet werden können. Dass der Abriss von Gebäuden, genauso wie ihr Neu- oder Umbau nie alternativlos ist, sondern immer als kontingente Entscheidung betrachtet werden muss, wird über den Vergleich von Baugeschichten deutlich. Die Magazinierung von Büchern in Form von Büchertürmen nach den Plänen von Industriesilos stellt zu diesem Zeitpunkt schlichtweg keine legitime architektonische Lösung mehr dar. Dies zeigt, dass und wie Architektur in politische Legitimations- und Delegitimationsprozesse verwickelt ist.

Von Interesse für meine Analyse waren dabei zuvorderst die *geteilten* Elemente in den Baugeschichten der verschiedenen Bibliotheken. Denn nur über eine Rekonstruktion eines solchen *geteilten* Umbaus verschiedener Bibliotheken und verschiedener Akteure, so meine Annahme, würde sich etwas über Verschiebungen im Bauen von Bibliotheken aussagen und damit auch schlussfolgern lassen, ob und was sich (im Zuge von Digitalisierungsprozessen) an der Materialität von

Bibliotheken verändert hat. Nicht in allen Fällen lag ein derart detailliertes Protokoll wie im Fall der SBB vor. In diesen Fällen konnten fehlende Informationen über Zeitungsartikel und andere schriftliche Quellen, aber auch über Informationen in den Interviews mit Architekt:innen und Bibliotheksleitungen erschlossen werden.

3.3.3 Der Wandel des ›Normalen‹ in Bibliotheken. Legitime Praktiken und Sozialfiguren

In praxistheoretischer Perspektive sind Bibliotheken nicht als Zusammenspiel intentionaler gerichteter Handlungen von individuellen, scheinbar klar voneinander abgrenzbaren Akteuren zu betrachten, sondern als »heterogener Komplex von in hohem Maße informeller Verhaltensroutinen ›at work‹« (Reckwitz 2003: 284). Bibliotheken sind in einer solchen Perspektive Bündel von Praktiken, die zwar in und mit Architektur stattfinden, sich aber nicht auf der bloßen Grundlage von Architektur (bzw. Fotos oder Grundrissen) rekonstruieren lassen. Eine typische Praktik für die Bibliothek (der Moderne) ist das Lesen, das sich als Alltagstechnik im westlichen Bürgertum des 18. Jahrhunderts als spezifische Technik etabliert hat (Reckwitz 2003: 286; vgl. auch Kittler 1985: 89 ff.). In praxistheoretischer Perspektive ist dieses eben kein »monologisches Verhalten in Einsamkeit«, sondern eine »kollektiv geformte, im Hinblick auf das in ihr enthaltene know how höchst voraussetzungsreiche Aktivität«, die u.a. »die äußere körperliche Immobilität, eine extreme Fixierung von Aufmerksamkeit und vor allem die Fähigkeit einschließt, Signifikante in Signifikate zu verwandeln und die papiernen Markierungen in ›Bilder‹ und ›Ideen‹ in der mentalen ›Innenwelt‹ zu transformieren« (Reckwitz 2003: 286). Von Interesse sind damit weniger einzelne Subjekte, »die expliziten institutionellen Normen folgen« als die Praktiken, die »dem organisationellen Alltag seine Struktur verleihen« und offiziellen Gesetzen – oder einer ›idealen Praxis‹ – regelmäßig zuwiderlaufen und damit auch »verantwortlich für organisationelle Konflikte und unintendierte Transformationen sein können« (Reckwitz 2003: 290).

Das Mittel der Wahl, um Praktiken in den Blick zu bekommen, sind in der Regel teilnehmende Beobachtungen. Diese ergänzten meine Forschung gerade in den Fällen, in denen spezifische Aspekte und wichtige Sinnzusammenhänge in Bibliotheken über andere Erhebungsformen nicht oder nicht ausreichend Berücksichtigung erhielten. Neben zwei ein-wöchigen Feldforschungsaufenthalten in der 2015 eröffneten DOKKI Aarhus in Dänemark im Sommer 2020 sowie einem ein-wöchigen Aufenthalt in Oodi-Bibliothek in Helsinki in Finnland im Herbst 2021, besichtigte ich zwischen 2019 und 2023 eine ganze Reihe von Bibliotheken

in Augsburg, Berlin, Frankfurt, München – und grundsätzlich an jedem anderen Ort, an dem ich mich zwischen 2019 länger oder kürzer aufhielt. Teilnehmende Beobachtungen über längere Zeiträume mehrerer Wochen entstanden darüber hinaus an meinem Wohnort in Berlin (insbesondere in der Staatsbibliothek Ost *Unter den Linden*, der Staatsbibliothek West am Potsdamer Platz sowie der Volkswagenbibliothek der TU in Berlin). Aus diesem Datenmaterial sind keine in sich geschlossenen Fallstudien einzelner Bibliotheken und ihrer Lebenswelten hervorgegangen. Denn für meine historische Architektursoziologie interessierte ich mich nicht nur für die Praktiken der Bibliotheken der Gegenwart, sondern vor allem dafür, inwiefern sich diese womöglich verändert haben könnten. Teilnehmende Beobachtungen blieben für mich also nur *ein* Erhebungsinstrument neben anderen Datentypen.

Ein direkter Zugriff auf historische Bibliothekspraktiken ist schwierig. Über einige Umwege lassen sich aber dennoch aufschlussreiche Erkenntnisse darüber generieren, was jeweils als normal, zulässig und erwünscht galt, in diesem Sinne: eine Art ideale Praxis in Bibliotheken, die ich als *legitime Praktiken* bezeichne. Obgleich das Spektrum der Praktiken in Bibliotheken schon in synchroner Perspektive recht weit ist, – so zeichnen sich einige Bibliotheken durch laute Gaming Räume aus, während in anderen in Stille Archivalien gewälzt werden –, von Interesse war für mich in erster Linie die Frage, wie sich das, was in Bibliotheken als normal gilt und galt, verändert hat. Anders gesagt: Weil ich mich für meine *Theorie des Wandels von Bibliotheken* in erster Linie für die Frage interessiere, was in Bibliotheken jeweils als ›normal‹ gilt bzw. galt, habe ich im Sinne von *thick comparisons* (vgl. dazu Strübing 2022: 291) ausgesuchte Bibliotheken unter der Anwendung von Verfahrensgrundsätzen der Grounded Theory ethnografisch beforcht. Dazu habe ich Dokumente wie Benutzungs- und Hausordnungen, Bibliotheksatzungen, Angaben zu Öffnungszeiten, aber auch Aussagen von Besucher:innen, z.B. auf Blogbeiträgen oder in Online Rezensionen von Bibliotheken ausgewertet. Die hier festgesetzten Regeln mögen in der Praxis zwar nicht immer durchgesetzt und eingehalten werden (vgl. dazu Georgy 2011: 106), sind im historischen Vergleich aber dennoch aufschlussreich. Neben der Analyse von Benutzungs- und Hausordnungen von Bibliotheken, stellenweise aber auch Schildern (oder andere materialen Artefakten), über die sich kodifiziert findet, welchen Ge- und Verboten Nutzer:innen in Bibliotheken unterliegen und unterlagen, ließ sich so auch herausarbeiten, wie sich Bibliothekar:innen zum ›Normalen‹ in der Bibliothek verhalten. Über den historischen Vergleich von Benutzungs- und Hausordnungen ließ sich u.a. ableiten, wer in Bibliotheken überhaupt zur Benutzung berechtigt gewesen ist und welche Rechte und Pflichten mit der Benutzung verbunden gewesen sind, welche Rolle Bibliothekar:innen zukommt und kam und in

welchem Verhältnis Bibliothekar:innen und Nutzer:innen zueinander stehen und standen.⁹

Sozialfiguren

Hilfreich erwies sich in diesem Kontext auch eine Analyse der jeweils charakteristischen zeitgebundenen Sozialfiguren (vgl. dazu Moebius/Schroer 2010; Moser/Schlechtriemen 2018; Reckwitz 2007) in der Bibliothek. Sozialfiguren definieren Moebius und Schroer als »zeitgebundene historische Gestalten, anhand derer ein spezifischer Blick auf die Gegenwartsgesellschaft geworfen werden kann« (Moebius/Schroer 2010: 8). Sozialfiguren sind dabei »nicht mit Berufen oder Professionen gleichzusetzen«, sondern erfassen die sich historisch verändernden Subjektpositionen bzw. die Fremd- und Selbstbeschreibungen, Typisierungen und Identifizierungsschemata, durch welche das Soziale gekennzeichnet ist (vgl. dazu Moebius/Schroer 2010; Reckwitz 2007). Diese sind »nicht zu verwechseln mit bestimmten Rollen, die der Einzelne im Laufe seines Lebens sukzessive oder auch zu einem Zeitpunkt gleichzeitig übernimmt«, sondern zeichnen sich vielmehr durch bestimmte Tätigkeiten aus, die »sich mehr und mehr verselbstständigen« (ebd.).

⁹ Fassen lässt sich ein solcher Zugang als Fokussierte Ethnographie (Knoblauch 2001, 2005), die sich – wie der Begriff nahelegt – durch »die Fokussierung auf spezifische soziale Situationen und darauf bezogene Verfahren der Gewinnung und Untersuchung sozialer Prozessdaten auszeichnet« (Knoblauch/Vollmer 2022: 353). Damit handelt es sich bei der Fokussierten Ethnographie »eigentlich nicht um eine neue Methode, sondern um die Herausstellung einer besonderen Vorgehensweise ethnographischen Forschens« (ebd.: 354). Diese unterscheidet sich von »konventionellen Ethnographien« u. a. dadurch, dass die Forscher:in (in der Regel bereits bekannte) Felder über eine kürzere Dauer aufsucht (ebd.: 355). Nachdem sich ethnografisches Arbeiten lange vor allem über eines – Zeit (vgl. dazu Schönhuth 2022: 15) – legitimierte und Langzeit-Teilnahmen am sozialen Alltag eines Feldes in Form mehrjähriger Feldforschungsaufenthalte eine Forschungspraxis legitimierten, die in ihren Ursprüngen vor allem auf Talent bzw. persönlicher Kennerschaft der Forscher:in beruhte (vgl. dazu Pofert/Schröer 2022), existiert mittlerweile eine Vielzahl ethnographischer Forschungsansätze, in denen immersive, langjährige Aufenthalte im Feld nicht zwangsläufig Voraussetzung dafür sind, um Praktiken *in situ* zu beobachten. Anders als in der Fokussierten Ethnographie üblich habe ich die kürzere Dauer der Aufenthalte dabei nicht durch eine besonders datenintensive Erhebung ausgeglichen (z. B. durch die Erhebung von Videomaterial), über die sich Interaktionen in Bibliotheken hätten im Detail rekonstruieren lassen (vgl. dazu auch Tuma et al. 2013). Denn von primärem Interesse war für mich nicht die Erfassung der gesamten Lebenswelt einer einzelnen Bibliothek (als in sich geschlossener Fallstudie), sondern vielmehr ein genaueres Verständnis dessen, was in Bibliotheken als normal gilt. Untersucht habe ich also einzelne Praktiken in verschiedenen Bibliotheken anstelle der vielfältigen Dimensionen *einer* Bibliothek. Diese Vorgehensweise, die aus Sicht vieler klassisch »trainierter« Ethnograph:innen als oberflächlich diskreditiert werden muss, hielt ich deshalb für hinnehmbar, weil ich mehr an einer *Theorie des Wandels von Bibliotheken* als einer dichten Beschreibung der Lebenswelt einer einzelnen Bibliothek interessiert war. Diese setzte den Vergleich mehrerer Bibliotheken sowohl diachron, als auch synchron voraus.

Wie der Begriff und das Konzept der Praktiken erfassen Sozialfiguren das Soziale also nicht über spezifische Individuen oder Subjekte, sondern über typisierte Tätigkeiten, d.h. Praktiken als historisch gewachsene und kollektiv geteilte Bündel von Aktivitäten, die bestimmte körperliche Aktivitäten, aber auch verkörpertes Wissen implizieren. Legitime Praktiken und Sozialfiguren stehen in enger Verbindung. Denn das was in Bibliotheken erlaubt und erwünscht ist, als angemessen und legitim erachtet wird, ist auch von den Identifizierungsschemata, den Fremd- und Selbstzuschreibungen und habituellen Dispositionen der Bibliothekar:innen abhängig (und wirkt andererseits auch auf diese zurück).

Besondere Erwähnung finden sollten an dieser Stelle auch die von mir ausgewerteten Online-Rezensionen von Bibliotheken. Denn in Teilen der qualitativen Sozialforschung wird Forschung, die auch (oder nur) auf Online-Daten zurückgreift vielfach immer noch stark exotisiert und problematisiert (vgl. dazu Schmidt-Lux/Wohlrab-Sahr 2020). Demgegenüber betrachte ich online erhobene bzw. gesammelte Daten als selbstverständlichen Teil des Sozialen, der zwar seine Besonderheiten hat, die »aber produktiv gemacht und weiter aufgeklärt werden können, anstatt sie als Argument gegen die Verwendung [...] als soziologische Quelle zu verwenden« (Schmidt-Lux 2015: 5). In Bezug auf Google-Rezensionen im Besonderen sind mögliche Manipulationen bzw. von bots verfasste Rezensionen zu nennen, die von kommerziellen Dienstleistern (insbesondere gastronomischen Einrichtungen) zur gezielten Aufwertung und Absatzsteigerung gekauft und eingesetzt werden. In Bibliotheken ist dieser Effekt allerdings wenig plausibel. Spezifisch ist für die Rezensionen weiterhin, dass diese anonym verfasst werden können, wobei Bewertungen in der Praxis von einigen Personen mit ihrem Klarnamen verfasst werden, von einem größeren Teil der Nutzer:innen allerdings unter einem Pseudonym. Die Frage wer die Rezensionen verfasst und welche Milieus damit erfasst sind, bleibt also letztlich offen (vgl. dazu auch Schmidt-Lux 2015: 78 ff.). Dies erschwert eine sozialstrukturelle Analyse, das begrenzte Wissen um die teilnehmenden Personen wird gleichzeitig nur dann zum Problem, »wenn statistische Auswertungen unternommen und dafür Daten zur Grundgesamtheit bzw. Stichprobe benötigt werden. Interessiert man sich dagegen für die innere Logik der Diskussionen, das Spektrum der hier vertretenen Positionen, für Argumente und Themen, kurz: die kommunikative Ordnung und wissenssoziologische Aspekte« (Schmidt-Lux 2015: 81) bieten auch Bewertungen in Form von Google-Rezensionen ganz hervorragende Erkenntnismöglichkeiten über ›das Soziale‹ (Zum Ertrag von Bewertungen für die Soziologie, vgl. auch Berli et al. 2021).

4. Bibliotheken in der Moderne

4.1 Die Herausbildung der Bibliothek als eigene Bauaufgabe Mitte des 19. Jahrhunderts

Bereits in den frühen Hochkulturen Ägyptens und Mesopotamiens existierten Sammlungen von Schriftstücken, in denen Tonziegel und Papyrusrollen in Regalen, Kisten oder Tonkrügen aufbewahrt wurden (Weimann 1975: 18). Historische Darstellungen zur Entwicklung des Bibliothekswesens setzen daher in der Regel im 5. Jahrtausend v. Chr. an (z. B. Weimann 1975; Battles 2003; Jochum 2011), mitunter sogar im 7. Jahrtausend v. Chr. (Baur-Heinold 1972). Allerdings handelte es sich bei diesen Sammlungen noch nicht um eigenständige Bibliotheksgebäude, vielmehr waren sie an Tempelanlagen angegliedert oder mit ihnen identisch. Sie befanden sich somit zwar in festen Bauwerken – in ägyptischen Steinbauten oder mesopotamischen Ziegelbauten –, dienten jedoch als »undifferenzierte Dokumentensammelstellen, die gleichzeitig und ungeschieden die Funktionen von Archiven, Bibliotheken, kultischen Sammlungen und frühen Informationszentren« (Weimann 1975: 18) vereinten.

Erst in der griechisch-römischen Antike entstanden vereinzelt eigenständige Bibliotheksbauten, in denen Büchersammlungen getrennt von den Archivalien und den Erfordernissen eines Tempels aufbewahrt wurden (ebd.: 26). Kleinere Sammlungen fanden weiterhin in Zimmern oder Sälen der jeweiligen Institution Platz, archäologische Ausgrabungen belegen aber auch Großbibliotheken mit eigenen Gebäuden und zentralen Lesesälen, etwa in Ephesus (ebd.: 27).

Trotz dieser frühen Beispiele blieben eigenständige Bibliotheksgebäude lange Zeit die Ausnahme. Sowohl die Büchersammlungen des europäischen Mittelalters als auch die Bibliotheken der Neuzeit kamen – ähnlich den Tempelbibliotheken – gewöhnlich in einem einzelnen Raum unter. Der Bestandszuwachs der Renaissance im 15. Jahrhundert machte zwar größere Räumlichkeiten erforderlich, eigene, separate Bibliotheksgebäude waren aber auch zu diesem Zeitpunkt noch kein aus dem Bestandsumfang der Epoche ableitbares Erfordernis (ebd.:

68). Stattdessen nutzte man mehrere Bücherzimmer oder einen großen Bücher-saal, wobei bestehende Säle in Palästen und Klöstern umgewidmet oder neue Räume in Seitenflügeln oder als Obergeschosse errichtet wurden (ebd.: 67). Erst im 19. Jahrhundert entstand die Bibliothek schließlich als eigene Bauaufgabe und zugleich markanter, stadt-bildprägender Gebäudetypus (Becker 2010; Wagner 2015; Kleefisch-Jobst 2016). Dies war vor allem auf den drastischen Anstieg der Publikationen zurückzuführen. Zwar hatte die Erfindung des Buchdrucks das Buchwesen schon Anfang des 15. Jahrhunderts revolutioniert¹ und im 17. und 18. Jahrhundert vervielfachten sich sowohl die Zahl der Druckereien als auch die Menge der gedruckten Bücher. Zu durchgreifenden Veränderungen im Publikationswesen kam es aber erst im Maschinenzeitalter nach 1800 (Weimann 1975: 78). Die gesunkenen Produktionskosten von Büchern trugen dabei auch zu einem neuen Blick auf Bücher bei, die nun stärker als Massenware in Erscheinung traten, »für deren kompakte Lagerung und rasche Bereitstellung rationelle Lagerungstechniken und Geschäftsgangs-Prozeduren« (Jochum 2011: 162) zu sorgen hatten. In diesem Zuge wandelten sich Bibliotheken von »kulturellen Denkmälern« zu funktionalen Einrichtungen, »die ihre institutionelle und architektonische Eigenart daraus gewinnen sollen, dass sie Bücher speichern und ausleihen« (ebd.). Obwohl Bibliotheken also eine verhältnismäßig lange Kulturgeschichte aufweisen, traten sie erst im industriellen Zeitalter als eigene Gebäude und selbstständige Institutionen in Erscheinung.

1 »Die Erfindung des Buchdrucks leitet die Neuzeit auf dem Gebiet des Informations- und Buchwesens ein. Das Bedürfnis nach mehr Büchern hatte sich schon im Spätmittelalter bemerkbar gemacht. Die Erreichung von gewerbsmäßigen Schreibwerkstätten für den Schreibauftragsdienst stellt in der Übergangszeit vom Spätmittelalter zur Renaissance einen ersten Versuch zur Steigerung der Buchproduktion dar. Anfang des 15. Jh. kommt in Europa, zuerst in den Niederlanden, der Holztafeldruck auf, eine in Ostasien schon länger bekannte Methode der Vervielfachherstellung von Büchern. Mit eingefärbten Holzschnitt-Tafeln, die neben Bildern auch Texte enthalten, werden Blockbücher hergestellt. Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern führt die Rationalisierung um mehrere Schritte gleichzeitig weiter. Der wichtigste Schritt: seine Lettern sind Einzeltypen (also eigentlich Einzelstempel), somit beweglich in immer neuen Zusammensetzungen wiederverwendbar. Ein zweiter Schritt: seine Typen sind aus Metall (statt aus Holz), somit haltbarer, und vor allem arbeitssparend im Seriengußverfahren hergestellt, durch ein von ihm eigens dafür entwickeltes Gießinstrument. Und noch ein dritter Schritt: er führt die Druckerpresse ein, so daß die schwarze Farbe vom eingefärbten Druckstock (Drucksatz) auf das Papier nicht durch Abreibung der Papierrückseite übertragen zu werden braucht (wie beim Blockbuch), sondern sofort und gleichmäßig durch den starken Druck der Presse« (Weimann 1975: 60–61).

Expansion des Bibliotheksbaus im Deutschen Reich

Ende des 19. Jahrhunderts setzt im neugegründeten Deutschen Reich eine intensive Bautätigkeit im Bibliotheksbau ein. Ermöglicht durch die wirtschaftliche Prosperität, die »sowohl eine Folge der Erschließung von Rohstoff- und Energiequellen und der Technisierung und Spezialisierung aller Wirtschaftszweige, vor allen der Industrie und des Verkehrs, als auch der Großmachtstellung des Deutschen Reiches war« (Buzás 1978: 5), entsteht eine ganze Reihe von Neubauten. Die bestehenden Unterkünfte der wissenschaftlichen Institutionen, zumeist aus dem 17. und 18. Jahrhundert, erwiesen sich sowohl in ihrer Kapazität als auch in ihrer technischen und sanitären Ausstattung als unzureichend angesichts des gestiegenen Bildungsanspruchs eines wachsenden und wohlhabenden Bürgertums, dem nun zunehmend auch Frauen angehörten (ebd.). Auch die großen Cholera- und Typhusepidemien (1873–1874) und die damit unvermeidlich gewordenen Stadt- und Gebäudesanierungen (Wasserleitungsbau und Kanalisation), »die naturgemäß in erster Linie die Gebäude mit Massenverkehr erfassen musste(n)« (ebd.), beförderten den Bibliotheksneubau.

Parallel entwickelte sich zur Mitte des 19. Jahrhundert der Bibliothekar als hauptamtlicher Beruf. Lange nur nebenamtlich von Priestern, Gelehrten oder Lehrern ausgeführt, tritt neben diesen »Auch-Bibliothekaren« im 19. Jahrhundert »eine Schar tüchtiger Bibliothekare auf, die ihre Kraft auf den organisatorischen Aufbau einer Bibliothek verwandten, sich um Handschriften, Inkunabeln oder Bibliographien bemühten oder theoretisch den Problemen ihrer Arbeit nachgingen« (Vorstius/Joost 1977: 59).² Auch dadurch bedingt gelingt es Bibliothekaren – nun in hauptamtlicher Leitung – »eine Reihe rasch aufeinander folgender Neubauten durchzusetzen, bei denen sich die Vorteile des eben aufgekomenen Magazinsystems bewähren konnten« (ebd.: 77). Gleichzeitig institutionalisiert sich auch eine eigenständige Bibliothekslehre bzw. Bibliothekswissenschaft (Weimann 1975: 110). Diese ist wissenschaftlich zwar zunächst umstritten (ebd.: 111), etabliert sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts aber als festes Fach und mit ihr eine ganze Reihe von Büchern und Bibliothekszeitschriften, in denen u.a. die Verwaltung und Einrichtung von Bibliotheken thematisiert, immer wieder aber auch die Frage verhandelt wird, was Bibliotheken überhaupt leisten und

² »Als Folge des wissenschaftlichen Aufschwungs wurden seit 1870 regelmäßig hauptamtliche Berufsbibliothekare zur Leitung von Bibliotheken berufen. Schon 1850 hatte Anton Ruland die Leitung der Universitätsbibliothek in Würzburg hauptamtlich übernommen, doch blieb dies damals ohne Nachfolge. Jetzt aber drang der Gedanke des Berufsbibliothekars durch« (Vorstius/Joost 1977: 76). Ende des 19. Jahrhunderts wird die hauptamtliche Leitung der großen und mittelgroßen Bibliotheken schließlich die Regel und bibliothekarische Fachprüfungen des immer stärker differenziert wirkenden Bibliothekspersonals üblich (ebd.: 73).

wie sie dementsprechend gestaltet werden sollten. Bereits bei Vitruv finden sich zwar Ausführungen dazu, wie Bibliotheken gebaut werden sollten,³ virulent wird diese Frage aber erst zu dem Zeitpunkt, an dem Bibliotheken als eigenständige Gebäudetypen und damit auch als gesonderte Bauaufgabe selbstverständlich werden. Wie aber werden Bibliotheken zu dieser Zeit gebaut? Welche Probleme sollen durch die zahlreich entstehenden Bibliotheksneubauten gelöst werden? Und welche architektonischen Ideallösungen zeichnen sich dabei ab?

Die Raumfrage und die funktional getrennte Magazinbibliothek

Mitte des 19. Jahrhunderts bis Ende der 1990er Jahre bestimmte die scheinbar unendlich ansteigende Menge an Publikationen zur Zeit der Industrialisierung das Bibliothekswesen und den Bibliotheksbau der Moderne. Die ›Raumfrage‹ rückte in Bibliotheken in den Vordergrund und blieb lange das zentrale Problem von »bedrohlicher Bedeutung« (Leyh 1929: 2), mit dem sich Bibliothekar:innen konfrontiert sahen. Wie kann ausreichend Raum geschaffen und gut genutzt werden, um eine möglichst große Menge an Druckerzeugnissen unterzubringen? Wie kann der Bestand am besten konserviert und erhalten werden? Oder soll Literatur regelmäßig ausgetauscht, »tote Literatur vernichtet« werden, um Raum für den »nachdrängenden neuen Zuwachs zu gewinnen« (ebd.)? Schon 1929 erschien dem Göttinger Universitätsbibliothekar Georg Leyh deshalb nur noch ein Punkt diskutierbar: »die Frage der geringst zulässigen Achsenweite« (ebd.: 15), also demjenigen Platz, der zwischen den Regalen frei bleiben muss, um sich zwischen den dicht an dicht gestellten Regalen noch bewegen zu können. Welche architektonische Hülle eignet sich besonders, um möglichst viel Platz für Magazinräume bereitstellen zu können? Welche Regale können maximal viele Bücher fassen und wie müssen diese im Raum angeordnet werden, um den Platz möglichst effizient nutzen zu können? Die Frage, welche innere und äußere Form sich am besten eignet, um möglichst viele Druckerzeugnisse platzsparend unterzubringen, beschäftigt Bibliotheken lange.

Als architektonische Ideallösung für die Raumfrage erweist sich die sogenannte Magazinbibliothek. Charakteristisch für diese zur Zeit der Industrialisierung entstehende Typologie ist die Trennung der bibliothekarischen Funktionen

3 In seinem zehnbändigen Werk »De Architectura« thematisiert der römische Architekt und Ingenieur Vitruvius Pollio die baulichen Anforderungen an Bibliotheken wie folgt: »Die Bibliotheken sollen nach Osten schauen. Der morgendliche Gebrauch verlangt nämlich das Licht. Außerdem verfaulen in diesen Bibliotheken die Bücher nicht, denn in denen, die nach Süden oder Westen schauen, werden sie durch Motten oder Würmer und durch die Feuchtigkeit verdorben. Denn wenn die feuchten Winde hereinkommen, bringen sie jene mit, und der Wind verdirbt durch Ausbleichen die mit Feuchtigkeit überschütteten« (Vitruv in Baur-Heinold 1972: 30).

des Erschließens, Aufbewahrens und Benutzens in drei auch räumlich voneinander unterschiedene Bereiche. Diese Funktionstrennung markiert den Übergang der Bibliothek vom (multifunktionalen) barocken Saalbibliotheksraum, in dem noch alle Funktionen zusammenfallen (sowie wesentlich diejenige der Repräsentation), hin zur modernen Gebrauchsbibliothek. Dieser Übergang vollzog sich, so Kirsten Wagner, zwischen dem späten 18. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, »und zwar weniger über vereinzelte Bauten als über eine Reihe bibliothekarischer und architekturtheoretischer Schriften, in denen das moderne Bibliotheksgebäude vor allem als Idee zirkulierte« (Wagner 2015: 1). Wagner beschreibt dies als »Phase der Latenz« des modernen Bibliotheksbaus, in welcher dieser »alle nur erdenklichen Dispositionen« annehme, bevor sich dann »ab der Mitte des 19. Jahrhunderts mit allgemein einsetzender Bautätigkeit bestimmte Grundrisslösungen, Gebäudeformen und Baustile durchsetzen und normativ werden« (ebd.). Dazu zählt die Lösung »eines länglichen Baukörpers, oft im Stil der Neorenaissance oder des Neobarock ausgeführt« mit räumlich voneinander erstmals getrennten Funktionen: »dem Lesesaal, der bis in das 20. Jahrhundert hinein in der Regel das räumliche Zentrum der Bibliothek bildet, den Katalog- und Verwaltungsräumen sowie zusehends einem schmucklosen Magazin mit Flachdecken und Doppelrepositorien« (ebd.).

Bibliotheken bilden sich im industriellen Zeitalter also nicht nur als eigene Baukörper heraus, sie erfahren auch eine funktionale Ausdifferenzierung und Neubestimmung. Diese beiden Entwicklungen lassen sich ideengeschichtlich bis ins frühe 19. Jahrhundert bzw. späte 18. Jahrhundert zurückverfolgen, erst Mitte des 19. Jahrhunderts folgten diesen Ideen aber auch gebaute und institutionalisierte Beispiele. Lange von einem Einheitsraum (zur Aufbewahrung von Schriftrollen) geprägt, differenziert sich die Gestaltung von Bibliotheken dabei von innen nach außen hin zu einem zentralen Lesesaal (Kleefisch-Jobst 2016: 22), der in der modernen Bibliothek von Verwaltung und Magazin getrennt ist. Dieser zentral gestellte Lesesaal zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass er die Bibliothek – dank moderner Heiztechnologien und elektrischer Beleuchtung – zu einem Aufenthaltsraum macht, der auch nach Sonnenuntergang und in der kälteren Jahreszeit genutzt werden kann.

Die Idee einer funktionalen Dreiteilung zirkulierte zwar schon früher⁴ (Becker 2010; Wagner 2015) und mit ihr eine kaum überschaubare Anzahl an Bibliotheksentwürfen und -schriften, »in denen nach einer architektonischen Form gesucht wurde, die der Expansion der Gutenberggalaxis, der Erweiterung des Nutzerkreises und der räumlichen Ausdifferenzierung der Bibliotheksfunktionen entsprach« (ebd.). Erst um 1850 herum folgten diesen Entwürfen aber auch gebaute Bibliotheken. Architektonisch bildeten sich aus dieser Funktionstrennung zunächst zwei Lösungen heraus. Zum einen wird das Konzept des modernen barocken Oberlicht-Kuppelsaals (wie in Wolfenbüttel oder Wien) in etwas abgewandelter Form auch in neuen, funktionsgegliederten Bibliotheksbauten als Bauvorbild für den Hauptlesesaal aufgenommen. Der Lesesaal findet sich dabei zentral platziert und konzentrisch eingerichtet (vgl. *Abbildung 3*). Diese Bauweise findet insbesondere bei Großbauten für National- und Staatsbibliotheken Umsetzung (zuerst London 1857, dann Paris, Washington, Berlin) (Weimann 1975: 105).

Neben dem Kuppel-Lesesaal hält und etabliert sich der Flachdeckenlesesaal. Bibliotheken mit flacher Decke sind leichter zu heizen, zu lüften und zu beleuchten (Vorstius/Joost 1977: 72), die Durchsetzung des Flachdeckensaals lässt sich aber auch als Abkehr des Bibliotheksbaus von der Sakralarchitektur lesen. Denn »während der Kuppellesesaal noch einmal eine Anleihe bei der Sakralarchitektur macht, um das profane Bibliotheksgebäude auratisch aufzuladen, gewinnt auf der für den Benutzer oft nicht sichtbaren und auch nicht zugänglichen Rückseite der Magazintrakt ein immer größeres Gewicht und wird schließlich zum architektonisch bestimmenden Baukörper« (Jochum 2011: 162). Dies gilt insbesondere für die neuerrichteten Universitätsbibliotheken, in denen das Magazin zum herausgehobenen Bereich wird, in geringerem Maß auch für die (repräsentativen) Neubauten der königlichen und zentralen staatlichen Bibliotheken im 19. Jahrhundert (Naumann 2009). Das Magazin wird dabei nicht nur deshalb zum bestimmenden Baukörper, »weil es der größte Trakt der Bibliothek wird, sondern auch deshalb, weil die gesamte Bibliotheksarchitektur als eine *Variable* der Magazinfunktion betrachtet wird« (Jochum 2011: 162). Die zentrale Referenz für eine

4 »Den ersten theoretischen Ansatz liefert Leopoldo della Santa 1816 mit seinem Traktat über den Bau und die Führung einer großen öffentlichen Bibliothek. Della Santa trennte konsequent die Funktionen des Erschließens, Aufbewahrens und Benutzens in drei voneinander getrennte Funktionsbereiche (Konzept der dreigeteilten Bibliothek). Er konzipiert in seinem zweistöckigen Entwurf den 10 Meter hohen Lesesaal als von vier Lichthöfen beleuchteten Raum, in dem nur Leseplätze, aber keine Kataloge oder Bücher aufgestellt sind. Die Bücher will er aus Bestandsschutzgründen außerhalb des unmittelbaren Zugriffs der Benutzer aufbewahren. Wollte man ein Buch benutzen, musste man sich über einen der Aufseher an den Bibliothekar wenden, der in einem Nebenraum hinter einem Schalter saß und in dem nur ihm zugänglichen Katalog das Vorhandensein prüfte und aus einem der insgesamt geplanten 96 Magazinräume durch einen Saaldienner herbeischaffen ließ.« (Naumann 2009: 3).

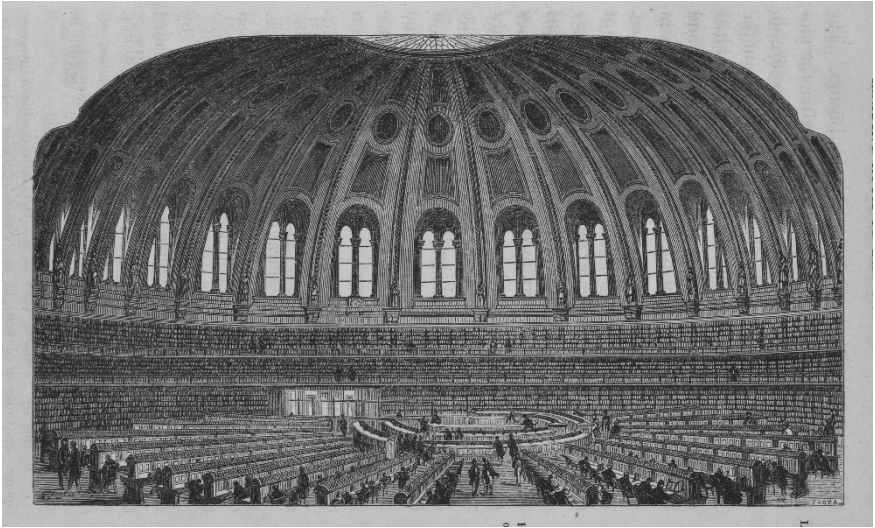


Abb. 3: Illustration des Lesesaals der Bibliothek des British Museum in London, 1857 eröffnet
 Quelle: Edwards 1859: 701.

solche, als besonders modern angesehene Magazinbibliothek ist die durch Henri Labrouste entworfene und 1854 eröffnete Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris, die in unzähligen Texten zum Bibliotheksbau und bis ins späte 20. Jahrhundert als architektonisches Vorbild geltend gemacht wird (Naumann 2009: 3).

Mit diesen Entwicklungen untrennbar verbunden sind die technischen Errungenschaften des industriellen Zeitalters. So schafft die auf Eisenstützen gebaute Galerie- und Dachkonstruktion der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris erstmals die konstruktiven Bedingungen für den für damalige Verhältnisse extrem großen Lesesaal der Bibliothek (in dem bis zu 400 Personen Platz fanden) (Buzás 1978: 170).⁵ Aus dem Einheitssaal der Bibliothek wird nicht nur ein eigenes Gebäude, sondern auch ein funktional differenzierter Raum. Neben großen Lesesälen, in denen deutlich mehr Menschen Platz finden als zuvor, entstehen Magazine für Bücher, in denen die möglichst platzsparende und immer effizienter organisierte Aufbewahrung von Publikationen Platz findet. Auch in diesem Sinne ist die 1851 eröffnete Bibliothèque Sainte-Geneviève beispielhaft.

⁵ Architekturbauhistorisch ist es genau diese sichtbare, geradezu inszenierte Eisenkonstruktion der Bibliothek, die immer wieder hervorgehoben und als Grund dafür angeführt wird, dass die Bibliothek den Weg zur Architektur der Moderne geebnet habe (Bibliothèque Sainte-Geneviève 2023). Auch andere Bibliotheksbauten aus dieser Zeit werden zwar als Eisenkonstruktionen angelegt, sind aber entweder verkleidet oder ausschließlich in den (weniger offensiv präsentierten bzw. der Öffentlichkeit überhaupt nicht zugänglichen) Büchermagazinen untergebracht.



Abb. 4: Lesesaal der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris, 1854 eröffnet

Quelle: © Marie-Lan Nguyen (Flickr)

Für Ulrich Schneider begründet sich die bibliotheks- und architekturgeschichtliche Sonderstellung der Bibliothèque Sainte-Geneviève nicht nur durch die Inszenierung der im industriellen Zeitalter neuartig aufgekommenen und hier erstmals derart umfänglich verwendeten neuen Materialien und Konstruktionstechniken. Die Bibliothèque Sainte-Geneviève stellt im Bibliotheksbau auch deshalb einen Wendepunkt dar, weil sie erstmals mit künstlicher Beleuchtung (zunächst Gasbeleuchtung; später auch elektrischer Beleuchtung), einer Heizungsanlage und Belüftungstechnik sowie Toiletten für Männer und Frauen ausgestattet ist und dadurch eine ganz neue Nutzung der Bibliothek ermöglicht (Schneider 2018).⁶ Bis dato blieben Nutzer:innen größtenteils auf Sonnenlicht – oder vereinzelt auf wenig ergiebige Kerzen und Öllampen – angewiesen, um in der Bibliothek zu arbeiten. Die neue Gasbeleuchtung macht die Nutzung der Bibliothek auch nach Sonnenuntergang möglich und ermöglicht damit

⁶ »Labrouste ist als Architekt längst ein Mythos. Man hebt vor allem seine Eisenträgerkonstruktionen in hellen und disponiblen Räumen wie Markthallen, aber auch Lesesälen hervor. Wichtig für die Geschichte der Bibliotheksneubauten des neunzehnten Jahrhunderts ist zudem seine logistische Koppelung von Magazin und Lesesaal: Die Bücherspeicher sind eine Art Hochregallager und erlauben das Ausheben und Rückstellen der Bücher weitgehend ohne Leitern und rasch. Aber eben auch in Fragen der Heizung, Belüftung und der Beleuchtung muss Labrouste als Revolutionär gelten, jedenfalls in einer Geschichte der Bibliotheksbenutzung, die heute noch in ihren Anfängen ist« (Schneider 2018).

zugleich verlängerte Öffnungszeiten. Dieser Wechsel markiert einen wichtigen Wendepunkt im Bestreben, Bibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts für einen größeren Personenkreis und längere Zeiträume verfügbar zu machen. Auch die Architektur der Bibliothek mit sichtbarer Stahlkonstruktion und der klaren Trennung von Magazin, Lesesaal und Verwaltung ist wegweisend. Denn Labrouste bricht mit dem klassizistischen Baustil unzähliger Gebäude seiner Zeit und der Umgebung der Bibliothek. Neben dem monumentalen Kuppelbau mit ornamental gestalteter Fassade wirkt die Bibliothek verhältnismäßig bescheiden. Kein dekoratives Element tritt aus der schlicht gehaltenen Fassade hervor (Arte Baukunst Architektur 2020), und auch die Eingangstür in der Mitte des Gebäudes fügt sich »unauffällig und bescheiden in die nüchterne Fassade« (ebd.) ein. Architektonisch steht die Bibliothèque Sainte-Geneviève in besonderer Weise für eine »neue Sachlichkeit«. So kommt die »Monumentalität« der Bibliothek in Form des großen Treppenhauses, über das der Lesesaal betreten werden muss (»ein symbolischer Aufstieg in das Reich des Wissens«) zwar »doch noch zu ihrem Recht« (Arte Baukunst Architektur 2020), im Vergleich zu den Saalbibliotheken des 17. und 18. Jahrhunderts weist die Bibliothèque Sainte-Geneviève in vielen Aspekten der materiell-räumlichen Gestaltung dennoch stärker funktionale als repräsentative Aspekte auf. Technik, Architektur und die Nutzung von Bibliotheken stehen damit in einem engen Zusammenhang.

Als erster Ort, der sich explizit auch an Studierende und nicht nur an Gelehrte richtet, steht die Mitte des 19. Jahrhunderts eröffnete Bibliothèque Sainte-Geneviève auch für eine stärkere Demokratisierung von Bildung im 19. Jahrhundert. Das Gebäude der Bibliothèque Sainte-Geneviève ist bis heute in Benutzung. Der Innenraum der Bibliothek hat sich dagegen schon mehrfach gewandelt. Ursprünglich enthielt die Bibliothek zwei lange Tischreihen, die durch den Lesesaal führten und an denen sich Nutzer:innen in der Bibliothek gegenüber saßen. Dies wird in *Abbildung 5* deutlich. Dargestellt ist hier ein lebendiges Geschehen in der Bibliothek. Einige der Dargestellten lesen Zeitung, andere stehen diskutierend im Gang der Bibliothek oder wenden sich am Bücherregal sprechend einander zu. Laterale und damit auch potentiell laute Kommunikationsprozesse sind durchaus erwünschter Teil dessen, was sich in der Bibliothek abspielt. Die Anordnung von Tischen und Stühlen begünstigt und ermöglicht den Austausch. Die Tisch- und Sitzordnung ermöglicht laterale Kommunikationsprozesse in der Bibliothek. Klar wird darüber auch, dass die Bibliothek des 19. Jahrhunderts *keine* stille Bibliothek sein soll.

Im Jahr 1930 wurde der Lesesaal der Bibliothèque Sainte-Geneviève umgestaltet. Anstelle der beiden langen Tische befinden sich seitdem zahlreiche Tische und Stühle in genau bemessenen Abständen aufgereiht im hallenartigen Lesesaal der Bibliothek (vgl. *Abbildung 4*). Anstelle von Bücherregalen, die den Saal ursprüng-



Abb. 5: Illustration der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris
 Quelle: Edwards 1859: 674.

lich in der Mitte teilten, parzellieren nun die in symmetrischen Abständen zueinander positionierten Tische und Stühle den Raum. Die Zahl an Arbeitsplätzen hat sich in diesem Zuge vervielfacht. Tische und Stühle sind in eine Blickrichtung ausgerichtet; Blickkontakt ist damit nicht unmittelbar möglich – offensichtlich also auch nicht vorgesehen. Diese stärker individualistische bzw. disziplinarische (vgl. dazu Foucault 1975) Anordnung von Sitz- und Arbeitsgelegenheiten ist bis heute erhalten. In der Bibliothèque Sainte-Geneviève konserviert sich damit ein Typ der Raumorganisation im Zeichen standardisierter Fabriken des frühen 20. Jahrhunderts. Anstelle von Bücherregalen, die den Saal zu seiner Entstehungszeit Mitte des 19. Jahrhunderts ursprünglich in der Mitte teilten, parzellieren die in symmetrischen Abständen zueinander positionierten Tische und Stühle den Raum seitdem. Diese Einrichtung erinnert an die Einrichtung der Fabriken, die Anfang des 20. Jahrhunderts vielerorts entstehen, in denen zahlreiche Schreibtische in genau bemessenen, gleichförmigen Abständen in großen Hallen aufgereiht werden. Laterale Kommunikationsprozesse werden durch diese Form der Gestaltung nicht ermöglicht. Wie in Fabriken, in der die Gestaltung »darauf ausgerichtet [ist], zentralisierte Kontrolle zu ermöglichen und die Kommunikation zwischen den Mitarbeitenden eher zu verhindern als zu befördern« (Stäheli 2021: 344), modelliert und moduliert die oben abgebildete Form der Raumorganisation damit auch eine spezifische Form der Arbeit in der Bibliothek, die primär auf eine individualisierte, konzentrierte, *stille* Form der Arbeit bzw. des Aufenthalts in der Bibliothek abzielt.

Mitte des 19. Jahrhunderts werden gleich in mehrfacher Weise die Grundlagen für das heutige Bibliothekswesen und die aktuelle Bibliotheksarchitektur gelegt. Viele zur Zeit der Moderne entstandenen Bibliotheksbauten werden bis heute genutzt. Die Nutzung von Bibliotheken veränderte sich im 19. und 20. Jahrhundert nicht nur in Abhängigkeit von Architektur und Technik, sondern auch durch tiefgreifende Transformationen in der Gesellschaftsstruktur, die zu einer erheblichen Differenzierung des Bibliothekswesens führten.

4.2 Die Ausdifferenzierung des Bibliothekswesens. Die Entstehung der ersten Volksbibliotheken

Lange Zeit waren Bibliotheken nur wenigen Bevölkerungsgruppen vorbehalten (Kleefisch-Jobst 2016: 22; vgl. auch Cramme 2019) und konnten ohnehin nur von jenen genutzt werden, die des Lesens und Schreibens mächtig waren. Dies änderte sich mit der Einführung der Schulpflicht und der damit einhergehenden Verringerung des Analphabetismus. Zwar entstand mit der Königlichen Bibliothek im Jahr 1780 das erste eigenständige Bibliotheksgebäude in Berlin, doch war dessen Nutzung zunächst auf den König und eine exklusive Gruppe aus Adel, Ministern, Wissenschaftlern und höheren Staatsbeamten beschränkt – später auch auf das Bürgertum.

Bis ins 19. Jahrhundert standen Bibliotheken in engstem Zusammenhang mit Kirche und Schule. Ein Beispiel dafür ist die Augsburger Stadtbibliothek, die zwar als erste Bibliothek in Deutschland bereits 1563 ein eigenes, freistehendes Gebäude erhielt, jedoch institutionell und räumlich bis ins späte 19. Jahrhundert eng an das benachbarte protestantische Gymnasium geknüpft blieb. Das Heraustreten der Bibliothek als autonomer Baukörper aus Gebäudekomplexen und die Präsenz von Bibliotheken im öffentlichen Raum ist insofern auch vor dem Hintergrund eines gestiegenen Aufkommens breiterer Leserschichten zu erklären.

Nach der engen Anbindung von Bibliotheken an Kirchen und Schulen dominierte in Mitteleuropa schließlich lange Zeit der Typus der wissenschaftlichen Stadtbibliothek, der bis ins 19. Jahrhundert verbreitet blieb. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts differenzierte sich das Bibliothekswesen schließlich deutlich aus.⁷

⁷»Während die Anfänge der Industriegesellschaft in das 18. Jahrhundert zurückreichen, begann die grundlegende Änderung der Gesellschaftsstruktur, die wiederum zu einer wesentlichen Differenzierung des Bibliothekswesens führte, im 19. Jahrhundert. Nachdem der Adel bereits im Zeitalter des Absolutismus seine bestimmende Rolle in der Staatsführung verloren hatte, büßte er im 19. Jahrhundert auch seine Privilegien und seine wirtschaftliche Vorrangstellung ein. An seine Stelle trat der bürgerliche Mittelstand, dessen Angehörige als kapitalistische Unternehmer Erzeuger und Nutznießer der bürger-

Charakteristisch ist die Entstehung sogenannter Volksbibliotheken, die nicht mehr ausschließlich bestimmten, gebildeten Bevölkerungsschichten vorbehalten waren, sondern sich an die gesamte Bevölkerung richteten – wenngleich Frauen zunächst weitgehend ausgeschlossen blieben. Die Idee einer allgemein zugänglichen Bibliothek kursierte zwar bereits seit längerem,⁸ doch erst jetzt wurde sie auch realisiert.

Die ersten Volksbibliotheken

Die erste Volksbibliothek im Deutschen Reich wurde 1828 im sächsischen Großenhain gegründet. Sie entstand auf Initiative eines Vereins von Literatur- und Volksbildungsfreunden, der auch ihre Finanzierung übernahm (Buzás 1978: 62; Jochum 2011: 153). Den Schritt hin zu einer öffentlichen Trägerschaft vollzogen jedoch erst die vier 1850 eröffneten Berliner Volksbibliotheken gegen Ende des 19. Jahrhunderts – allerdings unter der Auflage, dass »alle Schriften, welche eine die Sittlichkeit, die Religion oder den Staat gefährdende Tendenz verfolgten, auf das Sorgsamste von der Bibliothek ferngehalten, und dagegen solche Schriften vorzugsweise für dieselbe ausgewählt werden sollten, welche auf die Befestigung von Sitte, Glauben und Unterthanentreue zielen« (Thauer/Vodosek 1990: 35).

Die ersten Volksbibliotheken sind deshalb primär als allgemeinbildende *Bildungsinstitutionen* zu verstehen. Bis dahin hatten kirchliche Büchereien, Schulbüchereien und Büchereien privater Lesegesellschaften zwar teilweise die Funktion allgemeinbildender Bibliotheken erfüllt, bis Ende des 19. Jahrhunderts blieb diese Form des Büchereiwesens in Deutschland allerdings auf die private Initiative von Lesegesellschaften und Bildungsvereinen angewiesen (liberale Volksbildungs-

lichen Prosperität wurden, als Träger des politischen Liberalismus und als Reservoir des Berufsbeamtentums den Grundpfeiler der konstitutionellen Monarchie bildeten und schließlich auch als Zöglinge des humanistischen Gymnasiums und als Absolventen der Hochschulen das geistige und wirtschaftliche Leben bestimmten. Das Bürgertum des 19. Jahrhunderts war jedoch weder weltanschaulich-politisch, noch seiner Herkunft nach eine homogene Gesellschaftsschicht. Es nahm ebenso bürgerliche Berufe ausübende Adelige wie auch durch Studium, Fleiß und Talent aufstrebende Bauern und Arbeiter in sich auf. Die Klassenmischung wurde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durch die Erweiterung des Schulsystems und den erleichterten Hochschulzugang wesentlich gefördert. Die Inhomogenität des Bürgertums erleichterte dann auch nach dem Sturz der Monarchien die Demokratisierung der Gesellschaft, d.h. das Verwischen der starken Konturen zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft« (Buzás 1978: 5 f.).

8 »Die Idee zur Gründung öffentlicher Bibliotheken in Deutschland ist schon älter. Schon 1797 hatte ein Theologe und Pädagoge in der Nähe von Würzburg, Konsistorialrat Heinrich Stephani, den Staat in seinem ›Grundriß der Staatserziehungswissenschaft‹ leidenschaftlich aufgefordert, zur Fortbildung ehemaliger Schüler ›Volkslesesaalanstalten‹ zu errichten mit ›guter Nahrung für Kopf und Herz‹« (von Coburg 1980: 3).

vereine, sozialistische Arbeiterbildungsvereine und kirchliche Büchereivereine) (Weimann 1975: 102). So entstanden auch die Berliner Volksbibliotheken zunächst auf Initiative des Vereins für wissenschaftliche Vorträge (Jochum 2011: 156), »einem freien Zusammenschluss interessierter Bürger, die die Standesunterschiede zugunsten der gemeinsamen Vereinszwecke ignorierten und damit im Verein einen rechtsfreien Raum schufen« (Jochum 2007: 157). Mit der Gründung verband sich allerdings von Beginn an die Forderung, der Magistrat Berlins solle die vier Volksbibliotheken als städtische Einrichtungen weiterführen. Aus diesem Grund gelten die vier Volksbibliotheken in Berlin vielfach als Vorläufer des heutigen, von öffentlicher Hand finanzierten Bibliothekswesens in Deutschland (Buzás 1978: 64). Impulse für diese Entwicklung von Volksbüchereien gingen Mitte des 19. Jahrhunderts auch und besonders von Großbritannien, den USA und Skandinavien aus (Weimann 1975: 102).⁹

›Öffentliche‹ Bibliotheken?

Die Rationalität dieser ersten Volksbibliotheken am Ende des 19. Jahrhunderts unterschied sich deutlich von dem, was heute gemeinhin als öffentlich verstanden wird. Zwar waren sie öffentlich finanzierte Einrichtungen, zielten aber auf eine durchgreifende, spezifische Weise der Volksbildung ab. Die frühen Volksbüchereien richteten sich also in dem Sinne an ›das Volk‹, dass alle Schichten (in den Berliner Volksbibliotheken von 1850 waren dabei auch Frauen eingeschlossen) angesprochen werden sollten, aber eben nicht nur mit dem Ziel eines freien Zugangs zu Information bzw. deren wertneutraler Bereitstellung, sondern in erster Linie zur Versorgung des Volks mit ›guten‹ Büchern, wobei es je nach Weltanschauung natürlich erhebliche Differenzen darüber gab, was als ›gut‹ akzeptiert wurde (Jochum 2011: 153).

Pateman und Pateman deuten die Entstehung öffentlicher Bibliotheken im 19. Jahrhundert in diesem Sinne als das Kalkül einer Bourgeoisie, die dem potentiell aufbegehrenden Proletariat durch die Einrichtung von Bibliotheken Einhalt gebieten will, indem die Arbeiter:innen vom Trinken, irrationaler Freizeitgestaltung und geistigem Müßiggang abgehalten werden, der sich revolutionär und

⁹ »Der eigentliche Durchbruch erfolgt in den angelsächsischen Ländern mit landeseinheitlichen Büchereigesetzen: zuerst 1849 für den amerikanischen Staat New Hampshire, dann 1850 für ganz England, 1851 für Massachusetts, bald auch für andere Staaten und Gebiete. Diese Gesetze gestatten den Städten, bestimmte Steuern zur laufenden Finanzierung öffentlicher Büchereien zu verwenden. Trotz dieses gesetzgeberischen Fanals kommt die tatsächliche Gründung von Public Libraries nur langsam in Gang (zuerühest in Boston, Manchester, Birmingham), beschleunigt sich aber allmählich. Bis 1900 entstehen viele Hunderte von kommunalen öffentlichen Bibliotheken in den angelsächsisch-skandinavischen Ländern« (Weimann 1975: 102).

damit schädlich auf den Klassenerhalt auswirken könnte (Pateman/Pateman 2021: 21). Viele der Gründungsdokumente der ersten Volksbibliotheken im 19. Jahrhundert zeugen von dieser Logik. Gut belegt ist dies für Großbritannien (Corrigan/Gillespie 1978; Black 2000), aber auch die Gründungsdokumente der ersten Volksbibliotheken in Deutschland¹⁰ veranschaulichen, inwiefern diese in erster Linie volkserzieherischen Ansprüche dienen sollen. Die städtischen Allgemein-Bibliotheken standen darüber hinaus auch nach Jahrzehnten »noch im Geruch von Wohlfahrtseinrichtungen für die unteren Bevölkerungsschichten« (von Coburg 1980: 13). Anders gesagt: Noch fehlte ihnen das Ansehen von Bildungsinstitutionen. Eine veränderte Ausrichtung (und stärkere Verbreitung) erfuhr das Volksbüchereiwesen erst nach dem Ersten Weltkrieg: »Der Übergang der Herrschaft von der Monarchie zur Volkssouveränität hatte die Wandlung des Volksbegriffs und der Anschauungen über die Volkserziehung zur Folge. Aus der Wohlfahrt wurde ein Recht auf Bildung, dessen Erkennung und Anerkennung als gemeindliche öffentliche Aufgabe die private und Vereinsinitiative langsam zurücktreten ließ« (Buzás 1978: 68).

Mit Öffnungszeiten von etwa einer Stunde am Tag und einer Unterbringung in Schulgebäuden unterschieden sich die ersten Volksbibliotheken auch in Architektur und Nutzung deutlich von den heutigen öffentlichen Bibliotheken. Räumlichkeiten für das Lesen waren zunächst kein Bestandteil; die vorgesehene Nutzung der Volksbibliotheken bestand in ihrer Funktion als Leihbibliothek. In Deutschland setzte erst die Bücherhallenbewegung Ende des 19. Jahrhunderts andere Akzente. Anders als in den Volksbibliotheken sollte man in Bücherhallen (die als Kritik an der Funktionsweise der Volksbibliotheken entstanden) Bücher nicht nur ausleihen, sondern vermittels eines Lesesaals auch vor Ort lesen können. Zusätzlich sollte (in Anlehnung an die Public Libraries in Großbritannien und den USA) die Trennung zwischen Volks- und Universitätsbibliothek (bzw. »öffentlicher« und »wissenschaftlicher« Bibliothek) aufgegeben werden, indem

10 Unter dem Eindruck amerikanischer Public Libraries schrieb Friedrich von Raumer, der Initiator der ersten Volksbibliotheken in Berlin in einer Denkschrift 1846: »Mit Recht werden die Schulen und Universitäten des preußischen Staates gerühmt; sie ergreifen und beschäftigen aber die Menschen nur bis zu einem Lebensalter. Darüber hinaus fehlt es allerdings den Mitgliedern der höheren Stände und der Wohlhabenden nicht an Gelegenheit, sich geistig weiter auszubilden, dem Landvolke hingegen ist dieser Weg ganz und vielen Einwohnern der Städte größtenteils abgeschnitten: sie bleiben stehen, wie sie die Schule verließen, ja sie gehen im Ablauf der Zeit immer weiter rückwärts. Der Bauer verbringt besonders die freie Zeit des Winters meist untätig auf der Ofenbank, die Städter gewöhnen sich an Wirtschaftshäuser und Kneipen, oder die Freunde der Lesebibliotheken ziehen Genüsse vor, welche man kaum geistig nennen kann, und die mehr verwirren und schaden, als aufklären und nutzen« (Raumer 1846 in von Coburg 1980: 6 f.).

der Bestandsaufbau so gestaltet werden sollte, dass alle Schichten das von ihnen Gesuchte finden würden (Jochum 2007: 162).

Bücherhalle Charlottenburg

Vorbildcharakter im Raum Berlin besaß lange die Bücherhalle in Charlottenburg, die zunächst in einem ehemaligen Schulgebäude untergebracht war, aufgrund großer Nachfrage und der steigenden Anzahl an Büchern nach einem Beschluss aus dem Jahr 1899 schließlich aber in einen Neubau im Quergebäude der Kunstgewerbe- und Handwerkerschule in Charlottenburg umgesiedelt wurde. Es sollte mehr Platz sowohl für Bücher als auch für Leseplätze geschaffen werden. Wie in der barocken Saalbibliothek (vgl. *Abbildung 7*) sind die Bücher in der Bücherhalle in Charlottenburg entlang der Wand aufgestellt (vgl. *Abbildung 6*). Anders als im barocken Lesesaal, der als eine Art gestalterisches Gesamtkunstwerk angelegt ist, wird der Platz entlang der Wände allerdings maximal ausgenutzt. Denn die Unterbringung der Bücherhalle in einem Neubau legitimierte sich explizit aus einem Mangel an Platz. Nicht die repräsentative Gestaltung der Wände steht im Vordergrund, sondern die Unterbringung vieler Bücher. Charakteristisches Kennzeichen ist daneben der große Raum zum Lesen, der den Berliner:innen rund 100 Leseplätze bot. Die Galerien im zweigeschossigen Saal ringsum gestatteten den Zugang zu den Büchern.

4.3 Expansion des Bibliothekswesens und Bibliotheken als Erzieher. Bibliotheken Anfang des 20. Jahrhunderts

Zwischen 1901 und 1911 verdoppelte sich die Zahl der Bibliotheken in deutschen Städten (Wolter/Wedemeyer-Kolwe 2016). Der massive Anstieg an Druckerzeugnissen im Zuge der Industrialisierung, aber auch die Vorstellung einer vermeintlich unbegrenzt ansteigenden Anzahl an Publikationen, die in Zukunft von Bibliotheken gesammelt und aufbewahrt werden müssten, blieben Anfang des 20. Jahrhunderts die bestimmende Rationalität des Baus neuer Bibliotheken. Gleichzeitig nahm die Ausdifferenzierung des Bibliothekswesens ihren Lauf. Nachdem wissenschaftliche Bibliotheken, Bücherhallen und Volksbüchereien zunächst weitestgehend unproblematisch koexistiert hatten, brachen Anfang des 20. Jahrhunderts mit der zunehmenden Verbreitung von Bibliotheken verstärkt Diskussionen um die Standortbestimmung und die Funktionen der einzelnen Bibliothekstypen aus. Insbesondere die Bücherhallenbewegung, die in den späten 90er Jahren des 19. Jahrhunderts ihren Ausgang genommen hatte, »wucherte

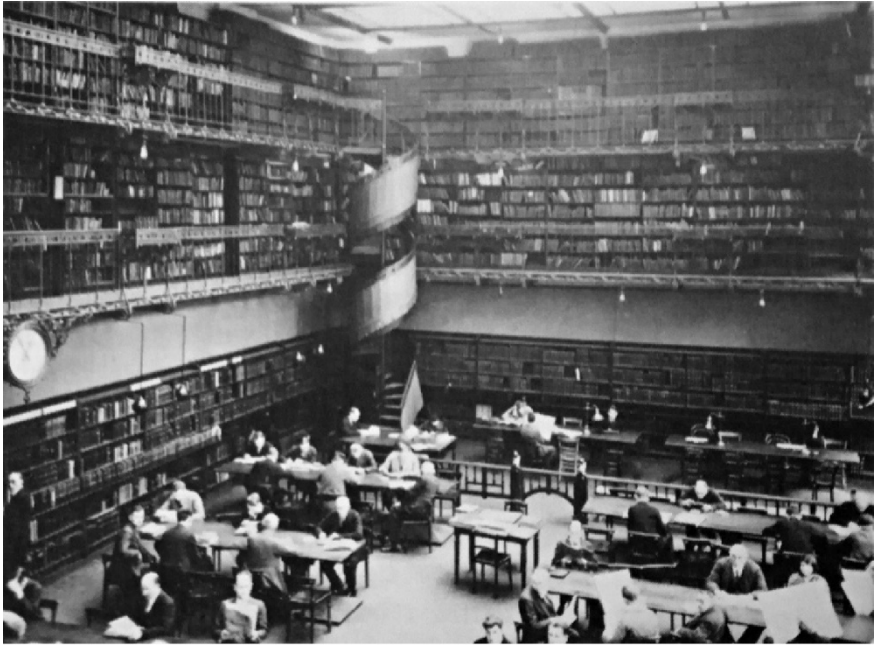


Abb. 6: Lesesaal der Bücherhalle in Charlottenburg im neugebauten Haus der Kunstgewerbeschule in der Wilmersdorfer Straße, 1901 eröffnet

Quelle: Bezirksamt Charlottenburg 1987.

vielfach in Wildwuchs«, und »drohte die ursprüngliche Mannigfaltigkeit zu einem Durcheinander werden zu lassen« (Süle 1972: 5).

In Berlin existierte um die Jahrhundertwende – neben einer Reihe privater bzw. von Vereinen getragener Bibliothekseinrichtungen – die Universitätsbibliothek, die Königliche Bibliothek und die Magistratsbibliothek sowie insgesamt 27 städtische Volksbibliotheken und sechs öffentliche Lesehallen, die von der Stadt betrieben, allerdings nicht zentral koordiniert wurden (Wahlich/Lux 2001: 13). In der Stadtverordnetensammlung wurde im Jahr 1898 deshalb »die alte Frage der Zentralisierung des städtischen Bibliothekswesens wieder aufgenommen«:

»Es wurde darauf hingewiesen, daß durch die vielen kleinen Spezialbibliotheken eine Zersplitterung der für das Bibliothekswesen aufgewandten Mittel eintritt, während es sowohl aus allgemein kulturellen Gesichtspunkten wie aus denen einer umsichtigen Kommunalpolitik als eine Aufgabe der Stadt Berlin erscheint, für eine große städtische Zentralbibliothek Sorge zu tragen. Es wurde daher folgende Resolution angenommen: Die Versammlung ersucht den Magistrat, schleunigst für Erbauung und Einrichtung einer Zentralbibliothek Sorge tragen zu müssen.« (zitiert in ebd.)



Abb. 7: Kupferstich des barocken Saalbibliotheksraum der Universität Greifswald, 1750 fertiggestellt
 Quelle: Daehnert 1775, mit freundlicher Genehmigung der Universitätsbibliothek Greifswald, Signatur: 520/Ac 848b.

Anders als die Magistratsbibliothek, deren kommunaler Auftrag im Wesentlichen darin bestand, als wissenschaftliche Amtsbibliothek »literarische Hilfsmittel für die städtische Verwaltung« (ebd.) bereitzustellen, sollte die neue Zentralbibliothek als Einrichtung entstehen, »die an Inhalt über dem Niveau der kleinen, den gesteigerten Ansprüchen nicht genügenden Volksbibliotheken und Lesehallen steht und sie an Umfang übertrifft« (Buchholtz in ebd.: 17). Dabei war nicht vorgesehen, dass sie mit den »grossen, gelehrten, der literarischen Produktion dienenden Staatsbibliotheken wetteifer[t]« (ebd.). Genauso wenig sollte sie aber lediglich der Unterhaltung dienen. Die neue Zentralbibliothek sollte vielmehr zu einer »Bildungsanstalt für die weiten Kreise der Bevölkerung« werden, welche sich dadurch in den »Stand gebildeter Leute sozusagen hineinlesen können« (ebd., *eigene Hervorhebung*).¹¹

¹¹ In der Stadtverordnetenversammlung heißt es dazu »[...] Daß es ebenso wie bei der Magistratsbibliothek auch bei der Stadtbibliothek nicht nötig sei, eine neue Gelehrten-Bibliothek, deren es so viele gäbe, zu schaffen. Von einer solchen habe die Allgemeinheit keinen Nutzen. Dieser fehle in Berlin eine sogenannte Bildungsbibliothek, eine Bibliothek der Thatsachen nicht der Quellen, durch deren Benutzung es jedem aus dem breiten Bürgerstande und aus dem Arbeiterstande möglich werde, sich in den Stand gebildeter Leute sozusagen hineinzulesen. Die Bibliothek sei mithin ein Mittelglied zwischen Volks-

Ein Bibliotheksneubau wurde für eine solche »Bildungsanstalt für die weiten Kreise der Bevölkerung« als unverzichtbar angesehen, da – sobald mehr Bücher verfügbar seien – ein entsprechendes Gebäude errichtet werden sollte, deren Bücher »den Mittelpunkt für das geistige Leben unserer Stadt bilden« (ebd.: 15) würden. Dennoch blieb der geplante Neubau einer »Volksbibliothek und Lesehalle grossen Stils«, und das »im lebhaftesten Verkehrszentrum« (Buchholtz in ebd.: 17) zunächst aus. 1906 wurde zwar formal die Berliner Stadtbibliothek gegründet – letztlich jedoch als Stadtbibliothek und nicht als Zentralbibliothek –, und 1907 in den Räumlichkeiten der Berliner Sparkasse in der Zimmerstraße im Bezirk Mitte eröffnet. Schon bald zeichnete sich jedoch eine gravierende Raumnot ab: Aufgrund der hohen Auslastung der Lesesäle und hoher Ausleihzahlen »macht sich [die Raumnot] inzwischen immer fühlbarer, und die Klagen über die Enge und Unbehaglichkeit der Räume werden immer dringlicher« (Stadtverordnetenversammlung 1912 zitiert in ebd.: 12). Zwar wurden in der ersten Etage des Seitenflügels der Sparkasse zwischenzeitlich zusätzliche Räume angemietet, doch reichten diese nicht aus.

Die »Raumfrage« bleibt in Bibliotheken lange im Vordergrund bibliothekarischer Überlegungen. Noch in den 1970er Jahren ist man sich grundsätzlich einig, dass die künftige Entwicklung der Literatur- und Informationsversorgung »durch eine nicht geringe Steigerung des Bedarfs« (Deutsche Bibliothekskonferenz/Deutscher Bücherverband 1973: 9) gekennzeichnet sein wird – und Bibliotheken deshalb in allererster Linie Platz schaffen müssen für den vermeintlich unendlich steigenden Bedarf an Medien.

Raumbedarf ist aber nicht nur der Anlass, um Bibliotheken zu bauen. Bis in die 1990er ist ein besonders geschickter, d.h. vor allem effizienter Umgang mit beschränktem Platz auch ein wichtiges Qualitätskriterium im architektonischen Arbeiten im Bibliotheksbau, das bis Ende des 20. Jahrhunderts über den Erfolg oder Misserfolg von Architekturwettbewerben entscheidet. So rekapituliert die BAUWELT in ihrer Rezension des Erweiterungsbaus der Bibliothek von Evreux im Jahr 1995 beispielsweise, dass die Architekten Chemetov und Huidobro den Wettbewerb für den Anbau gewannen, »da sie mit ihrem Vorschlag am besten mit den beschränkten Platzverhältnissen zurechtgekommen waren« (Bauwelt 1995a: 1022).

bibliothek und wissenschaftlicher Bibliothek, gewissermaßen die Fortsetzung der Volksbibliotheken, welche aus ihr gespeist werden müßten« (Buchholtz in Wahlich/Lux 2001: 17).

Richtungsstreit um die Bibliothek als Erzieher oder Dienstleister

Die ›Raumfrage‹ als Handlungsproblem ist in Bibliotheken nicht erst seit Anfang des 20. Jahrhunderts eine Kontinuität – und stellt sich lange sowohl in wissenschaftlichen als auch in öffentlichen Bibliotheken. Anfang des 20. Jahrhunderts kam im deutschen Bibliothekswesen gleichzeitig die verhältnismäßig neue Vorstellung der Bibliothek als einer ›Dienstleistungseinrichtung‹ hinzu. Hatten die ersten Volksbibliotheken Ende des 19. Jahrhunderts noch explizit volkserzieherische Ansprüche geltend gemacht, mehrten sich Anfang des 20. Jahrhunderts Forderungen nach einer stärkeren Ausrichtung öffentlicher Bibliotheken als Dienstleister, die ihren Nutzer:innen – orientiert an Vorbildern britischer und US-amerikanischer Bibliotheken, in denen die mediale und personelle Ausstattung, die Öffnungszeiten und die ihnen zugeschriebene gesellschaftliche Relevanz bereits deutlich fortgeschrittener waren – eine größere Anzahl an Medien, ›schöne Literatur‹ und längere Öffnungszeiten anbieten sollten. Öffentliche Bibliotheken sollten als »leistungsgerechter Dienstleistungsbetrieb« verstanden werden, der sich als »öffentlicher Dienst« eines pädagogischen Anspruchs weitestgehend zu enthalten habe. Jeder Leser sei vielmehr nach seinen genuinen Bedürfnissen zu bedienen – die theoretische Antizipation der modernen kommunalen Gebrauchsbibliothek (Ladewig zitiert in Schuhböck 1994: 222). Auf der anderen Seite des in etwa zwischen 1910 und 1930 anhaltenden Richtungsstreits um die grundsätzliche Ausrichtung öffentlicher Bibliotheken standen Positionen, die für die Bibliothek als »Bildungsbibliothek« argumentierten, die nicht der »Massenarbeit« und dem »Zahlenkult« dienen dürfe und sich stattdessen an einer kleinen Bildungselite und deren individueller Leseerziehung ausrichten sollte (Hofmann zitiert in Süle 1972: 14).

Die Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung setzte sich zunächst nicht durch. Mit dem Ersten Weltkrieg, der Inflationskrise im Jahr 1923 und der Weltwirtschaftskrise 1929 wurden lange geplante Bauprojekte abgesagt – so auch der bereits 1898 beschlossene und in den Jahren 1912/1913 ausgearbeitete Entwurf für den Neubau der Berliner Stadtbibliothek. Trotz dieser Rückschläge blieb der hohe kulturelle und gesellschaftliche Stellenwert der Bibliotheken in Berlin unbestritten, auch wenn der Wunsch nach einem Neubau und die verfügbaren finanziellen Mittel voneinander abwichen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg rückte die Vorstellung der Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung, die sich an den Bedürfnissen der Nutzer:innen ausrichten und nicht als pädagogische Einrichtung fungieren sollte, wieder verstärkt in den Fokus – und setzte sich als Paradigma des Selbstverständnisses von Bibliotheken schließlich bis heute durch. Die Entwicklung dieses spezifischen Selbstverständnisses von Bibliotheken verlief in DDR und BRD unterschiedlich, erzählt sich im geteilten Berlin aber

auch parallel oder sogar am gleichen Ort, wie im Fall der Berliner Stadtbibliothek. Im Folgenden rekonstruiere ich am Beispiel der Berliner Stadtbibliothek die diskursiven Verschiebungen im Bibliotheksbau der Nachkriegszeit. Dabei wird zweierlei deutlich: Zum einen rückte im Nachkriegsdeutschland der 1950er Jahre die lange virulente Raumfrage, d.h. die Frage, wie mehr Platz für Bücher geschaffen werden kann, zunehmend in den Hintergrund, während die Frage nach dem *Zugang* zur Bibliothek immer wichtiger wurde. Zum anderen manifestierte sich in dieser Zeit das Paradigma der Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung, die sich an den Bedürfnissen ihrer Nutzer:innen orientiert.

4.4 Freiheitliche Symbolorte und Dienstleistungseinrichtungen.

Bibliotheken Mitte des 20. Jahrhunderts

Mit dem Ende des Nationalsozialismus durch die Niederlage Deutschlands im Zweiten Weltkrieg zogen die USA, Großbritannien, Frankreich und die Sowjetunion im Jahr 1945 gemeinsam als Siegermächte in Berlin ein, das unter den Alliierten in unterschiedliche Sektoren aufgeteilt wurde. Diese politische wie institutionelle Teilung der Stadt in den Jahren 1948/49 hatte auch auf das Bibliothekswesen starke Auswirkungen: Ein Großteil der Bibliotheken hatte Kriegsschäden erlitten, sodass sich sowohl der Ost-Teil unter sowjetischer als auch der West-Teil unter US-amerikanischer, britischer und französischer Besatzung mit dem (Wieder-)Aufbau, der Sanierung oder dem Neubau von Bibliotheken befassten. Wichtige öffentliche und wissenschaftliche Bibliotheken Berlins befanden sich im Ost-Teil der Stadt – darunter die Bibliothek der Humboldt-Universität, die Staatsbibliothek sowie die Berliner Stadtbibliothek (deren Gebäude im Krieg starke Schäden genommen hatte). Die einzige bedeutende Bibliothek im Westen, die Bibliothek der Technischen Universität, war während des Krieges fast vollständig zerstört worden. Daraus ergab sich für den West-Teil der Stadt ein hoher Bedarf an öffentlichen Bibliotheken, denen, neben Presse, Rundfunk und Fernsehen, zugleich eine neue Bedeutung als institutionelle Voraussetzung und notwendiger Ort demokratischer Willensbildungsprozesse zugeschrieben wurde (Schuhböck 1994: 227).

Noch bis Mai 1949 konnte die Berliner Stadtbibliothek auch von Westberliner:innen genutzt werden. Mit der Teilung der Stadt ging schließlich eine Nutzungssperre der im Ost-Teil gelegenen Stadtbibliothek einher: in Ostberlin beschäftigte oder studierende Westberliner:innen durften die Bücherausleihe nach wie vor in Anspruch nehmen, alle anderen mussten sich auf die Benutzung der Bücher im Lesesaal beschränken (Wahlich/Lux 2001: 97). Mit der Teilung zog auch

ein Großteil des Bibliothekspersonals in die Westsektoren um. Von den Fachbibliothekar:innen der Berliner Stadtbibliothek blieb nur etwa 30 % übrig – zwei Bibliothekarinnen und einige Praktikantinnen (ebd.: 96).

Die Amerika-Gedenkbibliothek in Berlin

Als aus dem »Fonds zur Förderung gemeinsamer Ziele der Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik Deutschland«, kurz: dem Marshall-Plan, eine größere Summe zur »Gründung eines kulturellen Zentrums« zur Disposition stand, plädierte der damalige Oberbürgermeister Ernst Reuter – im Bewusstsein des »Notstands der Versorgung der Gesellschaft mit geistiger Nahrung« (Schoßau 2004: 322) im West-Teil der Stadt – für den Neubau einer großen Bibliothek nach dem Vorbild US-amerikanischer *Public Libraries*. Für diesen »ersten Großbau« (Bauwelt 1955: 141) der Bundesrepublik der frühen 1950er Jahre fand sich im Abgeordnetenhaus schnell eine Mehrheit.¹² Die Amerika-Gedenkbibliothek (kurz: AGB) entstand zwischen 1952 und 1954 nach Plänen der deutschen und amerikanischen Architekten Fritz Bornemann, Gerhard Jobst, Willy Kreuer und Hartmut Wille. Die Bibliothek wurde am 20. September 1954 eröffnet. Der Neubau der AGB sollte die bewusste Abkehr von der nationalsozialistischen Vergangenheit und die Hinwendung zur freiheitlichen Moderne versinnbildlichen: Mit dem Bau, so der damalige amerikanische Außenminister, werde nicht nur der Grundstein zu einem Gebäude gelegt, sondern auch ein »Symbol der Freiheit« geschaffen, um »zu lernen, zu studieren, die Wahrheit zu suchen« (zitiert in Schoßau 2004: 323).

Auch heute wird die AGB noch vielfach als explizit demokratische Architektur und »Symbol der Bildungs- und Meinungsfreiheit« (LDA Berlin 2022) ausgegeben, ist aber nicht nur aufgrund ihres starken Symbolgehalts interessant, sondern auch, weil sie als eine der ersten Bibliotheken das Paradigma der Bibliothek als einer *Dienstleistungseinrichtung* manifestiert. Anders als zuvor sollten Bibliotheksnutzer:innen nicht mehr ausschließlich auf die Auskunft von Bibliothekar:innen angewiesen sein, sondern sich *selbstständig* informieren können. Konstitutiv dafür ist die Freihandaufstellung der Bücher in der Bibliothek. Wie in den *Public Libraries* in den USA sollen die Schranken zwischen Menschen und Büchern beseitigt werden, »kein Gefühl der Steifheit oder Fremdheit soll zwischen ihnen stehen« (Liebers 1956: 37). Im Mittelpunkt steht das »Prinzip ungehinderten Zugangs« (Bauwelt 1955: 142). Weil die öffentlichen Büchereien des 19. Jahrhunderts den »Bildungsgedanken«, sowie die »betonte erzieherische Absicht und da-

¹² Größter Konkurrent im Ringen um die Spendenmittel ist der Neubau einer Konzerthalle für das Philharmonische Orchester. Der Bau der Bibliothek gewinnt eine Mehrheit, die Eröffnung einer neuen Philharmonie wird schließlich erst 1963 verwirklicht (Schoßau 2004: 323).

mit verbundene lehrhafte Methode der Leserberatung« (Bauwelt 1955: 141) überbetont hätten, sei eine Bibliothek gefordert, die es dem »Benutzer gestattet, sich nicht nur über die Kataloge, sondern unmittelbar selbst am Regal zu informieren und damit zugleich einen ersten Überblick über die neuesten und wesentlichen Bestände zu gewinnen« (ebd.: 142).

Flexibilität ist lange der Maßstab im Bibliotheksbau. Einfache Formen, die sich flexibel erweitern, gut überblicken und simpel organisieren lassen sind die klare Präferenz im Bibliotheksbau. Weil sowohl Dienstleistungen, als auch der Bestand in der Bibliothek sich fortwährend veränderten, so die Argumentation, müsse auch das Gebäude, in dem die Bibliothek untergebracht ist, leicht veränderbar sein. Die Industrialisierung bringt eine ganze Reihe technischer Innovationen hervor, die darauf ausgelegt sind, diese Erweiterung von Bestand und Bibliothek zu ermöglichen. Erfindungen wie das Lipmann Regal aus dem Jahr 1897, einem flexiblen Metallregal, auf dem immer wieder einzelne Regalbreiter hinzugefügt und verschoben werden können, um den Platz für Bücher optimal auszunutzen, optimieren die Unterbringung von Büchern (vgl. dazu Naumann 2015). Die architektonische Form, die dies bestmöglich leisten kann, sind »Rechteckräume, die entsprechend dem Bücherbestand größer oder kleiner sind, einen Raum umfassen oder eine Raumfilade bilden, also mehrere Rechteckräume an einer Längsachse aufgereiht haben« (Baur-Heinold 1972: 147). Diese Art des Grundrisses findet sich im 19. und 20. Jahrhundert überall in Europa und »es ist sicherlich die zweckmäßigste Grundrißausbildung für die Anordnung von Büchern« urteilt Baur-Heinold (ebd.). Ziel ist der »funktionelle Zweckbau«, in dem »kein Quadratmeter Fläche« »für leere Repräsentanz oder interne Verkehrswege verschenkt« (Seydelmann 1970: 12) wird. Alle Flächen in der Bibliothek sollen »den Zwecken der Bücherei, der Information, der Ausleihe, dem konzentrierten Studium« dienen (ebd.). Über diese Funktionalität, »die kühle Zweckmäßigkeit der Einrichtung« und volle Überschaubarkeit entstehe ein »Eindruck von Eleganz, Großzügigkeit und Würde, der legitimer etwas über Engagement und Intensität der hier geleisteten Arbeit aussagt, als alle vorgeschaltete Empfangspracht vermocht hätte« (ebd.).

Eine gute Bibliothek sei vergleichbar mit einer Lagerhalle oder einem Loftgebäude, das so offen und flexibel wie möglich gestaltet sein sollte. Eine schlichte Box mit funktionalen Möbeln, die flexibel genug ist, um potentiell unendlich erweitert zu werden, sei dem architektonischen Monument in jedem Fall vorzuziehen (Pierce 1980: 20). Formen, die sich nicht leicht erweitern lassen, insbesondere runde und organische Formen, werden unter Gesichtspunkten der Funktionalität und Effizienz im Laufe des 20. Jahrhunderts immer stärker zurückgewiesen (Wagner 2015; Naumann 2015). Die Struktur müsse ausreichend elastisch sein, um eine Erweiterung zu ermöglichen, ohne ihre architektonische Schön-

heit oder ihre ökonomische Verwaltung zu beeinträchtigen (Hanley 1939: 11). In der BRD der 1950er Jahre ist die Amerika-Gedenkbibliothek dafür das Vorzeigebispiel. Um die Anforderung der »full flexibility« bestmöglich zu erfüllen (vgl. dazu Schoßau 2004: 323), ist die auf Betonsäulen gebaute Lesehalle der Amerika-Gedenkbibliothek im Inneren der Bibliothek frei von trennenden Wänden. Zoniert ist diese lediglich in zwei Bereiche: einen für die Freihandausleihe sowie einen für Leseplätze, und zwar jeweils so, dass es »jederzeit möglich ist diese Anordnung den Notwendigkeiten entsprechend umzugruppieren« (Moser 1954: 10). Anders als in der prototypischen Magazinbibliothek des 19. Jahrhunderts, die sich an der Leitidee einer klaren Unterscheidung von Funktionen orientiert, kommt hierüber ein neues Motiv ins Spiel: räumlich-architektonische Flexibilität in Form eines prinzipiell multifunktionalen Veranstaltungssaals, der immer wieder für neue Zwecke genutzt, umgestellt, anders bespielt werden kann. Über die Herstellung architektonischer Flexibilität sollen unterschiedliche Nutzungen ein und desselben Raums ermöglicht werden. Im Inneren entspricht dies einem Grundriss mit möglichst wenig Wänden, sodass sich der Raum kontinuierlich erweitern lässt. Der Innenraum bleibt so undefiniert und unprogrammiert wie möglich, um den Erwartungen einer wachsenden Zahl von Büchern und anderen Medien gerecht zu werden. Architektonisch übersetzt sich dies in ein Minimum an raumtrennenden Wänden innerhalb der Bibliothek.

Raum- und Zugangsfrage in Konkurrenz

Mit der Freihandaufstellung der Medien in der AGB wurden Bücher und Zeitschriften für Nutzer:innen erstmals unmittelbar zugänglich. Die Freihandaufstellung der Bücher bedeutete allerdings auch eine Abkehr von der möglichst effizienten Platzausnutzung zur Unterbringung von Druckerzeugnissen, die Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts vielfach perfektioniert worden war. Im Vordergrund stand plötzlich nicht mehr (nur) der Platz für Bücher, sondern erstmals auch und vor allem der *Zugang* zu den Medien in der Bibliothek – sowie zur Bibliothek selbst.

Architektonisch verband sich damit die Forderung nach einer möglichst einladenden Architektur. In der AGB realisierte sich dies in der Form gläserner und ebenerdiger Eingänge und Lesesäle, über die der Zugang unmittelbar gewährleistet sein sollte. »Bei dem zur Ausführung gelangenden Entwurf«, so der Direktor der AGB Fritz Moser, wurde »besonderer Wert darauf gelegt, eine Raumanordnung zu treffen, die dem Publikum den Zutritt so bequem wie möglich macht« (Moser 1954: 5). Dafür »wurden alle Benutzerräume im Erdgeschoss vereinigt und der »entmutigende« Zutritt über Treppen in höhere Stockwerke

vermieden« (ebd.). Das »gastliche Haus« empfangen so den Besucher, der die Bibliothek »ohne Scheu« (ebd.: 144) betreten könne.

Ging man Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts davon aus, dass die Anzahl von Druckerzeugnissen immer weiter steigen würde, die durch die Bibliothek – den Speicher von Information – in Schach gehalten werden müsse, tritt Mitte des 20. Jahrhunderts der ungehinderte Zugang von Menschen zu den hier vorrätig gehaltenen Medien in den Vordergrund. Nachdem die primäre Funktion von Bibliotheksräumen lange darin bestand, mehr Platz für Publikationen zu schaffen, diesen maximal auszuschöpfen und optimal zu nutzen, realisierte sich in der AGB die Sorge um den Zugang zu Informationen und Wissen.

Bibliotheken verschrieben sich seit den 1950er Jahren aber nicht ausschließlich Zugangsfragen. Mit einem Bestand von über 500.000 Bänden beklagte die AGB ab Mitte der 1970er Jahre zunehmend Platzprobleme im Zusammenhang mit der Aufbewahrung von Büchern. Aufgrund des Platzbedarfs für Bücher wurde in den 1980er Jahren schließlich auch der Veranstaltungssaal aufgegeben, der in dem Neubau aus den 1950er Jahren – ebenfalls in Anlehnung an die Public Libraries in den USA – auf dreihundert Quadratmetern erstmals ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm in der Bibliothek ermöglicht hatte und Platz für Vorträge, Diskussionsreihen und Musikveranstaltungen von Autoren wie Gottfried Benn und Uwe Johnson bot (Schoßau 2004: 324). Während der Bibliotheksdirektor Fritz Moser immer wieder eine Speicherbibliothek für ganz West-Berlin propagierte und ältere und wenig genutzte Bestände in ein angemietetes Außenmagazin auslagerte, sahen die ersten Pläne für einen Erweiterungsbau Mitte der 1980er Jahre eine große Magazinfläche zuungunsten des Freihandbereichs vor. Die Pläne wurden von Senatsseite schließlich abgelehnt, die Diskussion zeigt allerdings, inwiefern die Zugangsfrage die Raumfrage in der Bibliothek nicht einfach ablöste – Fragen des Zugangs und des Raums gerieten vielmehr immer wieder in Konkurrenz zueinander.

In der DDR verliefen die Entwicklung des Bibliothekswesens und auch die Diskurse um Bibliotheken unter anderen materiellen und ideologischen Voraussetzungen. Bemerkenswert ist, dass insbesondere in der frühen Phase der DDR auch hier Fragen des Zugangs im Vordergrund standen. Insbesondere nach der Einrichtung eines Zentralinstituts für das Bibliothekswesen der DDR im Jahre 1950 begann ein intensiver Ausbau von Bibliotheken. Während die Anzahl von Kinos und anderen Kultureinrichtungen in der DDR in den 1950ern relativ konstant blieb, stieg die Zahl der Bibliotheken beträchtlich an – von insgesamt 12.800 im Jahr 1951 auf 17.000 im Jahr 1958 (Dietrich 2018: 779). Diese waren in der Nutzung kostenfrei (nur bei der Überschreitung von Ausleihfristen fielen Gebühren an). Und auch hier erfolgte ein starker Bestandsaufbau mit neuen Medien: Als faschis-

tisch, militaristisch, imperialistisch oder auch reaktionär indizierte Bücher wurden entfernt; parallel dazu erfolgte ein kontinuierlicher Bestandsaufbau mit Literatur im Sinne des nun propagierten Gesellschaftsmodells (Wahlich/Lux 2001: 94).

Raum- und Zugangsfragen stellten sich in der DDR zunächst in ähnlicher Weise. »Konnten schon unter den schwierigen räumlichen und materiellen Voraussetzungen der Nachkriegsjahre«, so problematisierte ein Mitarbeiter die Platzprobleme der Berliner Stadtbibliothek im Osten, »die umfangreichen Zugänge kaum bewältigt werden, so verschärfte sich die Lage, als der Ostberliner Magistrat in den Jahren 1950/51 die Auflösung der meisten noch bestehenden Berliner Gymnasialbibliotheken verfügte und deren Überführung in die Berliner Stadtbibliothek veranlaßte« (ebd.: 97). Nach einem Leitungswechsel der Berliner Stadtbibliothek in 1952 – dem Jahr des Baubeginns der AGB im Westen der Stadt – wurden auch in Ostberlin die Öffnungszeiten der Bibliothek verlängert, im Ausleihbereich Freihandregale aufgestellt, die Sofortausleihe (d.h. die Ausleihe ohne vorherige Bestellung von Büchern) wieder eingeführt, telefonische Auskunft- und Bestelldienste angeboten sowie kleinere Ausstellungen in der Bibliothek gezeigt (ebd.: 99). Anders gesagt: es wurde eine Bibliothek im Sinne einer Dienstleistungseinrichtung aufgebaut. So unterschiedlich sich das Bibliothekswesen beider Staaten in Bezug auf die inhaltliche Ausrichtung und den Bestandsaufbau in der Berliner Stadtbibliothek im Osten und der AGB im Westen in den kommenden Jahrzehnten noch gestalten sollte – die Platzprobleme, aber auch ihre Ausgestaltung als Dienstleistungseinrichtung, lässt sich in den 1950ern in beiden Staaten nachvollziehen.

4.5 Sparmaßnahmen und umfangreiche Schließungen. Bibliotheken bis in die 1980er und 1990er Jahre

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg ging es im Bibliothekswesen in Deutschland vorrangig um den Wiederaufbau von Bibliotheken. Weil die vorhandenen, durch Kriegswirkungen stark dezimierten Bibliotheken, so ein Bibliothekar in den 1950ern, nicht ausreichten, um die »stille Versenkung in die Lektüre« – eine »Form der Aneignung geistiger Werte und Gehalte«, ja, eine »Grundlage der Kultur« (Zabel 1959: 11) überhaupt, ausreichend zu erfüllen, sei die Zahl der Bibliotheken insgesamt deutlich zu erhöhen. Die USA sind für Deutschland zu dieser Zeit einmal mehr Impulsgeber: weil die Entwicklung des Bibliotheksbaus in Deutschland stark hinter derjenigen des Auslands – im Besonderen der Vereinigten Staaten – zurückgeblieben sei, so beispielsweise ein

Bibliothekar, werde »sich der Bibliotheksplaner an den dort gebauten Beispiel zu orientieren versuchen« (ebd.). Dies gilt in der Nachkriegszeit insbesondere für öffentliche Bibliotheken – wohingegen das Hochschulbibliothekswesen in den USA dagegen deutlich vom deutschen Hochschulbibliothekswesen abgegrenzt wird. Denn im Unterschied zum europäischen Bibliothekswesen seien Hochschulbibliotheken des amerikanischen Bibliothekswesens »die eigentliche Arbeitsstätte des Studenten« (ebd.: 38). »Die Ausleihe und der Katalog verlieren an Gewicht, da der Student meist in der Bibliothek arbeitet, daher wenig nach Hause entleiht und weiterhin Zugang zu dem grössten Teil des Bestandes hat. Dafür gewinnt die allgemeine Information des Studenten an Bedeutung. In eigenen »reference rooms« werden Literaturnachweise erteilt und so dem Studenten auch solche Werke erschlossen, die er nicht in der Freihandbibliothek findet« (ebd.: 39).

Die 1960er und 1970er Jahre sind dagegen durch eine umfassendere architektonische Umgestaltung und eine stärkere Neugestaltung von Städten gekennzeichnet. Es werden wieder vermehrt Großstrukturen gebaut, denn die florierende Volkswirtschaft mit wachsendem Steueraufkommen versetzte Unternehmen und die öffentliche Hand in die Lage, große Bauvorhaben anzugehen (Apfelbaum et al. 2017: 13). Die neu aufkommende Massenproduktion von Bauteilen beförderte zudem den Bau von Großstrukturen. Diese Systemplanung ermöglicht auch eine neue Form der Flexibilität, denn an den möglichst neutral gehaltenen Fassaden der elementiert gebauten Bibliotheken der 1960er und 1970er Jahre waren Veränderungen gut möglich (ebd.: 14). Die Einordnung von Neubauten in »überkommene Stadtstrukturen« galt den Architekt:innen der Nachkriegsgeneration in diesem Kontext als unzeitgemäß bzw. rückwärtsgewandt (ebd.). Begünstigt durch das Wirtschaftswachstum und ermöglicht durch ein stärker elementiertes Bauen wurden Großstrukturen so zum zeittypischen Phänomen (vgl. dazu auch Hnilica 2017).

Bibliotheken in den 1980er und 1990er Jahren

Nachdem in den 1950er und 1960er Jahren viele Bibliotheken neu- oder wieder aufgebaut wurden und in den 1960er und 1970er Jahren in der Folge gestiegener Studierendenzahlen viele neue Universitätsbibliotheken dazu kamen, waren die 1980er Jahre aus Perspektive des Bibliotheksbaus kein aufregendes Jahrzehnt. Neu gebaut wurde (bis weit in die 1990er Jahre hinein) nur dann, wenn es – wie bereits im 19. Jahrhundert und frühen 20. Jahrhunderts – der wachsende Bestand an Medien unbedingt notwendig machte. Für den Anbau der AGB aus Platzgründen wurden 103 Millionen Mark budgetiert; geplanter Baubeginn war das Jahr 1992.

Mit der Wende in den Jahren 1989/1990 veränderte sich die Situation. Im Zuge der Wiedervereinigung stellte sich nicht nur die Frage einer Fusion der beiden Berliner Zentralbibliotheken, auch die Finanzierung des Anbaus war nicht mehr gesichert. Weil Berlin nach der Wende aus der Bundeshilfe in den Verbund des Länderfinanzausgleichs überführt wird, kam es zu einem Einbruch der städtischen Einnahmen in Höhe von mehr als 5 Milliarden Euro pro Jahr – und einer jährlichen Neuverschuldung in einer Größenordnung mehrerer Milliarden Euro (Senatsverwaltung für Finanzen 2022). Dies zog massive Kürzungen des Kultur-etats nach sich: Aufgrund der Sparmaßnahmen wurde der Anbau der AGB im Jahr 1991 zunächst auf unbestimmte Zeit verschoben. Andere Projekte wurden gar nicht erst aufgenommen, in letzter Minute oder sogar während der Bauarbeiten gestoppt. Letzteres passierte im Fall des bereits seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs geplanten Neubaus für die wissenschaftliche Bibliothek der Technischen Universität, der aufgrund einer Haushaltssperre des Berliner Senats auf Eis gelegt wurde (Bauwelt 1997b: 1102). Neu gebaut wird deutschlandweit nur im Ausnahmefall. Voraussetzung ist dafür aber immer eine funktionale Notwendigkeit. Ein Beispiel liefert hierfür die Beschreibung des Entwurfs für den Neubau der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen zwischen 1985 und 1993, der sich laut des umsetzenden Architekturbüros *Gerber Architekten* zwingend »aus der internen Nutzungsstruktur« ableitet (Gerber Architekten 2023).



Abb. 8: Neubau der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen, 1993 eröffnet
Quelle: © A. Savin (Wikimedia Commons)

Die wenigen Bibliotheksneubauten, die in dieser Zeit in Deutschland entstehen, sind auf maximale Funktionalität ausgelegt. Auch der Neubau der Deut-

schen Nationalbibliothek in Frankfurt »beeindruckt durch seine Transparenz, Klarheit und Funktionalität« (DNB 2023).



Abb. 9: Deutsche Nationalbibliothek in Frankfurt am Main

Quelle: © DNB, Stephan Jockel

Umfangreiche Bibliotheksschließungen und erfolglose Proteste

Faktisch kam es nach der Wende in Deutschland zu umfangreichen Bibliotheksschließungen. Wurden im Jahr 1999 noch insgesamt 11.332 Bibliotheksstandorte in Deutschland gelistet, waren es im Jahr 2005 nur noch 8.900 (DBS 2022). Im Bibliothekswesen werden um die Jahrtausendwende deutschlandweit Stellen abgebaut und Medienetats gekürzt, Standorte geschlossen oder zusammengelegt. Dies gilt insbesondere für kleinere Zweigstellen öffentlicher Bibliotheken. In Berlin ist der zahlenmäßige Rückgang besonders drastisch: Von 220 öffentlichen Bibliotheken im Jahr 1990 reduzierte sich ihre Zahl bis 1993 auf 192, bis 2001 auf 145 und im Jahr 2003 waren nur noch insgesamt 115 Bibliotheken übrig (Mahrt-Thomson 2011: 1). Ein Großteil der Bibliotheksschließungen betrifft dabei Standorte im Osten Berlins. Zunächst erhielten die Bibliotheken in den östlichen Stadtteilen nach 1989 Fördermittel für den Aufbau ihres Literaturbestands, doch ab 1992 wurden diese aufgrund der städtischen Haushaltssituation wieder gestrichen – starke Etat- und Stellenkürzungen waren die Folge. So verfügte beispielsweise der Bezirk Mitte (im ehemaligen Osten) vor der Wende noch über 11 Bibliotheken, während 2002 nur noch drei existierten.

Im Zuge der Verwaltungs- bzw. Bezirksreform 2001 in Berlin, bei der die Zahl der Bezirke von 23 auf 12 reduziert wurde, kam es zu weiteren Schließungen. Die Zusammenlegung von in der Regel zwei oder sogar drei Bezirkssystemen zu einem zwang die Stadt dazu, bestehende Bibliotheksstrukturen neu zu ordnen –

häufig begleitet von entsprechenden Umstrukturierungen und internen Verteilungskämpfen (ebd.: 4). Gegen die Bibliotheksschließungen formieren sich vereinzelt zwar Proteste, diese bleiben um die Jahrtausendwende aber meist erfolglos – eine Tatsache, die auch damit zu tun hat, dass sich das Paradigma der Bibliothek als einer Dienstleistungseinrichtung zur Versorgung der Gesellschaft mit Informationen festgesetzt hat. So beschreibt ein Bibliothekar Bibliotheken in den 1990er Jahren als wichtigen Teil der »Infrastruktur unseres Bildungssystems« und des »kulturellen Lebens«, das mit dem »Versorgungssystem der Wasserleitung vergleichbar« sei (Sonn 1994: 11). Gerade diese Argumentation ist es aber, die Sparmaßnahmen eine Legitimation bietet: Denn »selbst wenn die Zahl der Bibliotheken von derzeit 82 auf 42 reduziert würde«, argumentiert beispielsweise die Berliner Morgenpost im Jahr 2007, »gäbe es für jeden Berliner immer noch eine Bibliothek im Umkreis von drei Kilometern. [...] Durch effizienteren Personaleinsatz würden zudem 148 der 825 Stellen nicht benötigt, was Einsparungen von bis zu 7,3 Millionen Euro einbrächte« (Berliner Morgenpost 2007).

Grundlage dieser Argumentation ist u.a. der Berliner Bibliotheksentwicklungsplan aus dem Jahr 1994, der Anfang 1995 vom Senat beschlossen, jedoch vom Abgeordnetenhaus lediglich zur Kenntnis genommen wurde und keinen verbindlichen Status erlangte (Mahrt-Thomsen 2011: 2), als Bezugspunkt aber dennoch wirksam blieb. In diesem forderten Expert:innen, dass jede Bürger:in im Umkreis von maximal 1,5 km eine öffentliche Bibliothek erreichen können solle. Unabhängig davon, ob Bibliotheksbefürworter:innen oder -gegner:innen argumentierten, blieb die Funktion der Bibliotheken als zentrale Versorgungsinstitution für Informationen unumstritten. Die Vorstellung von Bibliotheken als Dienstleistern zur Informationsversorgung greift auch der Berliner Landesrechnungshofs im Jahr 2007 auf, der argumentierte, dass die Versorgung der Bevölkerung mit Büchern und anderen Medien selbst mit der Hälfte der damals vorhandenen Bibliotheken gewährleistet werden könne.

Die Legitimationen (und Kennzahlen), mit denen bis Anfang der 2000er Jahre in Diskussionen operiert wurde, sind zum einen die in der Bibliothek verfügbaren Medieneinheiten und Ausleihzahlen der Medien, zum anderen der »Versorgungsgrad« von Bibliotheken – und zwar sowohl vonseiten des Landesrechnungshofs als auch von jenen, die den Ausbau oder Erhalt der Einrichtungen fordern. So lautet das zentrale Argument auf der (mittlerweile nicht mehr verfügbaren) Homepage Bibliothekssterben.de, einer Protestaktion des bibliothekarischen Berufsverbandes Berufsverband Information Bibliothek e.V. (BIB) gegen die Schließung von Bibliotheken, dass Deutschland durch die Schließung der vielen bibliothekarischen Einrichtungen »bei der *Literatur- und Informationsversorgung* auf dem Weg in die Zweitklassigkeit« sei. Die Homepage versammelte dazu »Todesanzeigen« von Bibliotheken, die Etatkürzungen und Schließungen

»zum Opfer gefallen sind« – und greift damit ebenfalls auf den Topos der Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung zur Versorgung der Gesellschaft mit Informationen zurück.

Auch die Heinrich-Heine-Bibliothek, eine im Erdgeschoss eines Wohnhauses aus den 1980er Jahren untergebrachte, öffentliche Bibliothek im Berliner Bezirk Mitte, fällt der Schließung im Jahr 2022 »zum Opfer«. Zur Rettung hatte sich eine Bürgerinitiative zusammengefunden, welche die drohende Schließung der Heinrich-Heine-Bibliothek als »kultur- und bildungspolitischen Skandal« (Bernhagen/Neubauer 2011) bezeichnete. Sparmaßnahmen würden trotz katastrophaler Bildungssituation (damals durch die erste PISA-Studie medial groß in die Schlagzeilen geraten) »auf dem Rücken der Schwächsten – den Kindern« (ebd.) ausgetragen. Abgewendet wird die Schließung dadurch nicht. Zwar wird im April 2002 noch in der Presse verkündet, dass der Bibliotheks-Etat der Heinrich-Heine-Bibliothek in Mitte aufgestockt werden soll, sie einen Internetanschluss, eine Besucher:innenzählanlage und eine neue Telefonanlage im Wert von ca. 40.000 € erhalten soll (Schillinger/Schröder 2005), bereits im Juli 2002 wird schließlich aber bekannt, dass die Bibliothek geschlossen wird. Andere Proteste um drohende Bibliotheksschließungen sind zwar erfolgreich (z.B. um die Thomas-Dehler-Bibliothek in Schöneberg, sowie die beiden Kurt-Tucholsky-Bibliotheken in Pankow und Mitte) (Mahrt-Thomsen 2011: 6), unterm Strich halbiert sich die Anzahl der Bibliotheksstandorte in Berlin dennoch innerhalb nur weniger Jahre.

Der Topos der Bibliothek als einer Dienstleistungseinrichtung zur Versorgung der Gesellschaft mit Information, der bis zur Jahrtausendwende vielfach dominant bleibt, ist Teil der Erklärung für die erfolglosen Proteste um Bibliotheksschließungen zu dieser Zeit. Die Vorstellung von Bibliotheken als *Dienstleistungszentren*, d.h. das Verständnis von Bibliotheken als Orten und Institutionen, deren Aufgabe es ist, Bürger:innen mit Information zu versorgen, ist also weiterhin leitend. Diese spezifische Form der Legitimation reicht offenbar allerdings nicht mehr aus, um Bibliotheken gesellschaftlich abzusichern und die notwendige Finanzierung aus öffentlichen Mitteln bereitzustellen. Die Relevanz, die Bibliotheken in den 1990er Jahren zugeschrieben wird, ist damit eine völlig andere als diejenige, die Bibliotheken Ende des 19. Jahrhunderts und noch Mitte des 20. Jahrhunderts zukam. Grund dafür ist auch das Aufkommen neuer Medienträger (Diskette, Mikrochip, CD-Rom, CD). Denn aktuelle Unterhaltungsmedien und Informationen sind nicht mehr *ausschließlich*, teils nicht mal vorrangig in der Bibliothek verfügbar. Nur die wenigsten Bibliotheken nehmen die neuen, diversifizierten Speichermedien direkt in ihr Angebot auf, das stattdessen von kommerziellen Dienstleistern bereitgestellt wird. Auch darüber verliert die lang tradierte

symbolische Aufladung und Bedeutung von Bibliotheken als *Dienstleistern* an Bedeutung.

5. Diskurse

5.1 Tradierte Funktionen unter veränderten Vorzeichen.


Bibliotheken als Informationskaufhäuser und Mediatheken (1995–2005)

Im Jahr 1999 gewinnt das Office for Metropolitan Architecture (kurz: OMA) um Rem Koolhaas den Wettbewerb für den Neubau der Public Library in Seattle. Der unwahrscheinliche Sieger des Wettbewerbs – OMA hatte bis dato noch kein einziges Projekt in den USA realisiert – setzt sich mit einem Entwurf durch, der im Stadtbild von Seattle eine markante Kubatur setzt. Mit seiner Form stellt der Neubau eine Abkehr von den Bibliotheksneubauten der Moderne dar, die primär an der möglichen Erweiterung des Grundrisses ausgerichtet waren. »Wie ein locker aufgeschichteter Bücherstapel« (Zürn 2015) liegt die Bibliothek heute an einer jener steil ansteigenden Straßen, die die Innenstadt von Seattle unverwechselbar machen. Die äußere Form des Gebäudes ist nicht das einzige, das OMA reformieren will: Zusätzlich zum Design legt das Büro ein insgesamt 35-seitiges Proposal vor, in dem die Bibliothek »völlig neu« gedacht werden soll. »Jenseits des eigentlichen Entwurfs« liefern die Architekt:innen darüber auch »eine überzeugende, d.h. möglichst identitätsstiftende Geschichte« darüber mit, »was das Gebäude versinnbildlicht und wie es sich zu bestimmten Vorstellungen von Gesellschaft verhält« (Steets 2015: 201).

Angesichts der »explosiven Multiplikation« neuer Medien fordert OMA die »Neuerfindung« der Bibliothek als Informationskaufhaus. In einem Zeitalter, in dem Informationen überall und zu jeder Zeit verfügbar sind, sollen nicht mehr nur Bücher, sondern *alle* Medienformen in der Bibliothek gleichberechtigt und lesbar, attraktiv und zugänglich präsentiert werden (OMA 1999: 6). Nur wenn sich Bibliotheken von ganzem Herzen der Transformation von Bibliotheken in *information storehouses* verschrieben, so OMA, und die Orchestrierung aller vorhandenen Technologien dazu aggressiv vorantrieben, könnten Bibliotheken ihre Daseinsberechtigung erhalten, die sie durch ihre unhinterfragte Loyalität



Abb. 10: Seattle Public Library

Quelle: ©  (Wikimedia Commons)

Büchern gegenüber selbst unterminierten (ebd.: 3 f.). Neben Druckerzeugnissen solle die Public Library, so OMA, sogenannte Neue Medien wie CDs und DVDs sammeln und anbieten und dabei, auch dies stellt eine Neuerung dar, möglichst so agieren, wie es sonst Buchhandlungen, Musikläden oder Filmgeschäfte tun. Alleinstellungsmerkmal der Bibliothek solle das *gleichzeitige* sowie kostenlose Angebot verschiedener Medientypen und die Professionalität in ihrer Präsentation werden (ebd.: 6).

Technologie stelle, so OMA, auf diesem Weg keine Bedrohung dar, sondern ermögliche vielmehr die Verwirklichung der klassischen bibliothekarischen Ziele von Vollständigkeit, Verbreitung und Zugänglichkeit. Im Proposal wendet sich das Architekturbüro gegen die Gleichsetzung des ›Elektronischen‹ mit dem Barbarischen, das die Bibliothek ›gefährde‹ und gegen die ›moralisierende und defensive Rhetorik‹ von Bibliothekar:innen, die versuchten, sich neuen Medien zu verschließen. Bibliotheken werden über diese neue Legitimationserzählung zu Orten, die sich neben vielen anderen konkurrierenden kommerziellen Attraktionen – Einkaufen, Essen oder ins Kino gehen – als ein »im Wettbewerb stehender Ort der Unterhaltung« (Lushington/Wong 2016: 13) behaupten müssen. Kaufhäuser werden zum Vorbild neuer öffentlicher Bibliotheken – und aus Bibliotheksnutzer:innen Bibliothekskund:innen. Nachdem EDV-Technologien zunächst in-

terne Arbeitsabläufe rationalisierten, indem sie die Katalogisierungsarbeit und die Ausleihverfahren vereinfachten, ist es das Aufkommen neuer Speichermedien und das Internet, das die Diskurse erstmals auch für Außenstehende merklich verändert.

Architektonisch findet die symbolische Aufladung von Bibliotheken zu Informationskaufhäusern ihre Entsprechung in Form von gestalterischen Anleihen bei Warenhäusern: Schaufenster in Ladengröße, aber auch Elemente wie Rolltreppen halten Einzug in Bibliotheken. Ursprünglich als Transportmittel in großen Warenhäusern eingeführt¹, die den Konsum ankurbeln sollen, indem »keine Wartezeit für Ungeduldige und keine Bedenkzeit für Unentschlossene« eingeräumt werden, ermöglichen Rolltreppen einen »kontinuierlichen »Warenumschlag« (Lampugnani/Hartwig 1994: 122). Rolltreppen finden sich seit der Jahrtausendwende zahlreich in Bibliotheken: In der Seattle Public Library, genauso wie schon in der 1999 neu eröffneten Stadt- und Landesbibliothek in Dortmund, in der Rolltreppen über kreisrunde Deckenöffnungen »die zeitgeistig als »Medienkaufhaus« apostrophierte Bibliothek« erschließen (Baumeister 1999: 7). Weitere Beispiele sind die Nationalbibliothek in Paris und der Neubau in Birmingham. Auch in einem Großteil der neugebauten Bibliotheken von OMA nach der Umsetzung der Seattle Public Library wurden Rolltreppen integriert, unter anderem im Neubau der Bibliotheken in Caen aus dem Jahr 2017.

Angezeigt wird der Versuch Bibliotheken neu zu legitimieren auch durch das Unterfangen, Bibliotheken nicht mehr als solche zu bezeichnen, sondern zu »Mediatheken« zu erklären – wie im Fall der 1995 durch den japanischen Architekten Toyo Ito neu entworfenen Mediathek in Sendai, die – neben Druckerzeugnissen – eine umfangreiche Sammlung von Film- und Tonaufnahmen sowie Stationen zum Betrachten und Bearbeiten von Film- und Ton im Neubau bereithält. Zudem beherbergt das Gebäude ein Ausstellungszentrum, eine Buchhandlung, ein Theater und ein Café. Neue Medien erzeugen in den 1990er Jahren also auch neue bauliche Anforderungen an Bibliotheken. Während Bücher nur aufgeschlagen werden müssen, um gelesen werden zu können, erfordert der Zugang zu Information auf anderen Datenträgern einen Intermediär in Form spezifischer Hardware, um diese auch auslesen zu können. Bibliotheken stellen in der Folge auch die Technik und Räume zum Schauen von Filmen, Hören von CDs usw. bereit. Die Benennung

1 »In den Warenhäusern Europas setzte sich die Fahrtreppe nach dem Zweiten Weltkrieg bis hin zur Kleinstadt durch. Zahlen sind der Grund dafür. »Die durchschnittlichen Umsatzziffern je Einheit der Verkaufsfläche betragen in Mitteleuropa vor 1939 im 1. Obergeschoß etwa 30 Prozent, im 2., 3. und 4. Obergeschoß etwa 10 Prozent, in den weiteren Obergeschossen etwa 5 Prozent der Ziffern des Erdgeschosses« (Lampugnani/Hartwig 1994: 121).



Abb. 11: Rolltreppen in der Library of Birmingham

Quelle: © Philip Halling (Wikimedia Commons)

der neuen Bibliothek als ›Mediathek‹ signalisiert auch symbolisch den klaren Willen, sich den Neuen Medien zu widmen.

»Schwierigkeiten der Legitimation«, so Silke Steets »ergeben sich für Sub-sinnwelten [...] in Zeiten gesellschaftlichen Wandels, das heißt, wenn die institutionelle Ordnung der Gesamtgesellschaft nicht mehr den übergreifenden Legitimationserzählungen entspricht« (Steets 2015: 124). Bibliotheken reagieren auf die Krise, die der Beginn des digitalen Zeitalters für sie darstellt, mit einer vermeintlichen Neubestimmung. In dem Bestreben, die Relevanz von Bibliotheken gesellschaftlich zu sichern, kommt es zu ersten Umdeutungen: Bibliotheken sollen als Informationskaufhaus (wie in Seattle) oder als Mediathek (wie in Sendai) fungieren. Interessanterweise trug das Aufkommen dieser auf digitalem Code basierenden neuen Medien wie der Compact Disc (CD) und später der Digital Video Disc (DVD) mit noch höherer Speicherkapazität nicht zur Entstehung einer gänzlich neuen Funktion von Bibliotheken bei. Vielmehr folgten sie einem Rechtfertigungsmuster, das sich bereits Anfang des 20. Jahrhunderts fest etabliert hatte. Auch zogen Neue Medien in Bibliotheken nicht sonderlich früh ein. Vielbeachtete Bibliotheksbauten machten zwar gerade über ihr Angebot neuer Medien – später auch DVDs – von sich reden, wie im Fall der 2005 eröffneten Public Li-



Abb. 12: Mediathek in Sendai

Quelle: © ANGE URBAIN (Flickr)

brary in Seattle. Die CD entstand aber bereits Anfang der 1980er Jahre als erster digitaler Tonträger und wurde schon in den späten 1990er Jahren zu einem der meistgenutzten Audio- und Datenträger.

Wie in der Entwicklung in der Musik- und Filmindustrie der 1990er Jahre, die mit Blick auf die Produktions-, Vertriebs- und Konsumdynamik zunächst weiterhin Mustern folgte, welche die Plattenindustrie seit der Erfindung des Phonographen charakterisierte (Balbi und Magaudda 2018: 162), ändert sich in Bibliotheken über Neue Medien also nicht grundsätzlich etwas. Obgleich die Durchsetzung neuer, digitaler Medienformate zu einer Diversifizierung von Medien führte, hielten Bibliotheken in den 1990ern an ihrer einstigen Kernfunktion – dem Speichern und der Bereitstellung von Informationen – fest. Anders gesagt: In den frühen 1990er Jahren drehen sich Bibliotheken zwar nicht mehr um Bücher, aber die Bibliothek als Informationsspeicher bleibt der bestimmende Topos. Bibliotheken sollen möglichst *alle* Medienformen sammeln und bereitstellen. Das Sammeln, Ordnen und Bereitstellen von Medien bleibt die wichtigste Funktion.

Die Beschreibung der Bibliothek als Mediathek ist deshalb nicht zwangsläufig als Bruch oder Abkehr vom Paradigma der Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung zu verstehen. Deutlich wird hier zuvorderst der *Versuch*, von traditionellen Bibliothekskonzepten Abstand zu nehmen, funktional handelt es sich eher um eine Fortführung klassischer, bibliothekarischer Funktionen unter veränderten Vorzeichen. Weil der Zugang zu Informationen nicht mehr ausschließlich an Druckerzeugnisse gebunden, sondern von unterschiedlichen Medienträgern ab-

hängig ist, ergeben sich baulich zwar neue Anforderungen – denn während Bücher nur aufgeschlagen werden müssen, um gelesen werden zu können, erfordert der Zugang zu Informationen auf anderen Datenträgern eine spezifische Hardware als Mittler zum Auslesen der Daten, sodass Bibliotheken Räume zum Schauen von Filmen, Technik zum Hören von CDs usw. bereitstellen. Die Bedeutung von Bibliotheken als *Dienstleistungseinrichtung* schreibt sich aber fort.

Für Bibliotheken wird es in den 1990er Jahren zum Ziel, sich »an die vorderste Front der datentechnischen Entwicklung« zu begeben (Jochum 2007: 222). Sind es Ende der 1990er Jahre Computer, die Nutzer:innen bereitgestellt werden sollen, sind es heute Technologien wie 3D-Drucker oder andere Dinge, die Einzug in Bibliotheken halten. Und zwar jeweils dann, wenn diese neu auftauchen und damit ein gesellschaftliches Interesse an der jeweiligen Technologie vorhanden ist oder unterstellt wird, Privathaushalte sich diese in der Regel aber noch nicht leisten können oder wollen. »3D-Drucker«, so die Leiterin der Stadtbibliothek in Köln im Jahr 2016, »sind gerade an einem Punkt, an dem sich viele diese Technologie noch nicht leisten können, so wie es früher diese Großrechner gab, und dann kamen die PCS, so ist gerade das Stadium auch bei den Druckern und deshalb ist das auch für viele Haushalte oder Menschen interessant« (Vogt 2016). Das Problem, das von Bibliotheken adressiert wird, bleibt zunächst aber das Sammeln und die Bereitstellung verschiedener Medien (wenn auch verstärkt vermittelt über Technik – die wiederum den Zugang zu Informationen und Unterhaltung ermöglicht).

Im architektonischen Diskurs wird die Mediathek in Sendai im Jahr 2001 dennoch als etwas völlig Neues interpretiert. Mit ihren »gläsernen, durch die Geschosse schwebenden Liftkabinen« avanciere die Mediathek in Sendai, so beispielsweise die Architekturfachzeitschrift *Bauwelt* in ihrer Rezeption nach der Eröffnung im Jahr 2001, zum »gebauten Manifest einer Bibliothek im Informationszeitalter« (Bauwelt 2001b: 21). Sie sei der gebaute Ausdruck einer Zeit »digitaler Vernetzung«, in der die Gesellschaft »mit unsichtbaren Informationen, gestaltlosen Konzepten« und »unbestimmbaren Ursachen und Folgen überschwemmt« werde (Bauwelt 2001b: 23), sowie das Ergebnis des Verlangens, »dynamische Systeme, die uns im abstrakten Raum der globalen Welt begegnen, »anschaulich« zu machen und damit eine Architektur für eine sich rasant ändernde elektronisch-digitale Welt zu schaffen« (ebd.: 21). Auch der Architekt der Mediathek, Toyo Ito, stellt selbst auf das scheinbar Ephemere und Fluide des Informationszeitalters ab: Städte seien Räume geworden, die von elektronischen Informations- und Energieflüssen beherrscht würden (Ito 1994). Die Gittertürme bzw. »Tubes« des Tragwerks der Mediathek in Sendai, die ohne den Einsatz von Computersoftware – dies wird zu diesem Zeitpunkt noch explizit betont – weder zu berechnen noch zu realisieren gewesen wären, variieren in ihrer Form von

Stockwerk zu Stockwerk und gleiten darüber, so Ito, »im Fluss der Information hin und her wie Seetang« (Tagesspiegel 2013; vgl. auch Brownell 2011: 207).

Im architektonischen Diskurs geraten Bibliotheksneubauten zu dieser Zeit vielfach zur Projektionsfläche gesellschaftlicher Vorstellungen des digitalen Zeitalters: zu materiellen Sinnbildern des Wandels von Wissen, der scheinbar zunehmenden Enthierarchisierung und Entgrenzung von Wissen – ein Versuch, die Relevanz der Bibliothek im digitalen Zeitalter zu sichern. Dies gilt für die Mediathek in Sendai, genauso wie für den Neubau der Bibliothek in Alexandria des Architekturbüros Snøhetta aus dem Jahr 2002, die als Symbol für das »elektronische Zeitalter« bzw. das »Informationszeitalter« interpretiert wird. So beschreibt die Zeitschrift *Baumeister* »das beeindruckende Gebäude« der neugebauten Bibliothek in Alexandria als »digitalen Leuchtturm für die Welt« (Baumeister 2001: 78). Das Gebäude, das über »zahllose Internetanschlüsse« verfügt (auch dies wird damals noch explizit hervorgehoben) und einen »2500 Personen fassenden Konferenzsaal mit modernsten Einrichtungen sowie ein internationales Institut für Informationswissenschaft beherbergt«, ähnele »einem immensen Mikrochip, den man in ein Wasserbecken abgesenkt hat« (ebd.: 76). »Die Architekten« hätten so »eine Großform gefunden, die jedem verständlich ist« und die gleichzeitig an das antike Symbol der Sonnenscheibe oder eine silberglänzende CD denken lässt« (ebd.: 78).²

Auch das IKMZ in Cottbus wird zum »Vorgriff auf die Zukunft einer entwickelten und zur zweiten Natur gewordenen Informationsgesellschaft« (Bauwelt 2005c: 17) stilisiert. Mit »seiner unbestimmten Kontur, der relativen Ungenauigkeit seiner Farbe und überzogen mit der Kakophonie zusammenhangloser und unentzifferbarer Buchstaben« sei der Baukörper des IKMZ »Symbol des Formlosen, des Nicht-Beweisbaren, des Nichthierarchischen«, das sich mit überkom-

2 Snøhetta selbst beschreiben *zwei* Entwurfsideen, die der neuen Bibliothek in Alexandria zugrunde liegen: Zum einen die Form des Kreises, welche die Universalität des gesammelten Wissens in der Bibliothek symbolisieren soll: »Das Aussehen der antiken Bibliothek von Alexandria ist nicht bekannt, ebenso wenig ihre genaue Lage. Sie soll jedoch das gesammelte Wissen der damaligen Welt zwischen Italien und Indien beherbergt haben. Die Idee dieser Universalität wird in dem Entwurf des neuen Gebäudes in die Sprache der Architektur übersetzt. Als Grundform des Gebäudes wählten wir daher den Kreis, der das gesammelte Wissen, die Welt des Buches, umschließt und den universalen Charakter der antiken Bibliothek beschreibt« (Snøhetta zitiert in *Bauwelt* 2001a: 33–34). Zum anderen sei auch der Mikrochip eine wichtige Inspiration für die Form der Bibliothek gewesen. Die mit einem gleichmäßigen Raster plastisch ausgeformter Elemente überzogene Scheibe stelle »die Momentaufnahme einer aus der Erdoberfläche wachsenden Institution dar« (Snøhetta zitiert in *Bauwelt* 2001a: 33–34). Der unter der Erde gelegene Teil stehe für die Verwurzelung der Bibliothek in der Geschichte, während der über die Erdoberfläche ragende Gebäudeteil in die Zukunft reiche. Der »hochtechnischen Dachhaut, dem »Mikrochip« wird so »das archaische, in der ägyptischen Tradition gestaltete Element der Umfassungswand entgegengestellt« (Snøhetta zitiert in ebd.).

menen Begriffen nicht fassen lasse und einen Paradigmenwechsel von »linearen Kausalketten zu komplexen Strukturen, vom Konstruieren zu selbstätiger Evolution« anzeige (Bauwelt 2005c: 17).



Abb. 13: Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum (IKMZ) der Technischen Universität in Cottbus

Quelle: © Future Documentation

5.2 Die Aufwertung des physischen Ortes. Bibliotheken als öffentliche Wohnzimmer und Motoren der Stadtentwicklung (2005–2015)

Da die Stuttgarter Zentralbibliothek den wachsenden Platzbedarf nicht mehr deckte und der Bestand erweitert werden sollte, fiel 1998 die Entscheidung für einen Neubau. Dieser sollte nicht nur mehr Raum für Medien schaffen, sondern auch einen »innovativen Wandel« ermöglichen (wa 1998). Die Landeshauptstadt Stuttgart und die Deutsche Bahn Immobiliengesellschaft, welche gemeinsam

den Wettbewerb auslobten, wünschten sich eine Bauweise, die »nicht luxuriös wirk[t]«, sondern »mit preiswerten Materialien kreativ und umweltbewußt umgeh[t]«. Gleichzeitig sollte mit dem Neubau ein »Wahrzeichen für neues Bauen in Stuttgart« entstehen (ebd.). In diesem Feld widersprüchlicher Anforderungen für das Projekt »Bibliothek 21« behauptet sich das Architekturbüro Eun Young Yi aus Köln. Dieser sieht für die Bibliothek eine kubusartige Struktur mit Glas- und Betonfassade vor und übergibt der Stadt zur Eröffnung der Bibliothek im Jahr 2011 nicht nur einen Neubau, sondern liefert auch die »gewünschte Lesart« des Gebäudes mit. Auf insgesamt vier Seiten erklärt Young Yi den Bibliotheksbau zum »neuen geistigen und kulturellen Zentrum der Stadt«:

»Der Entwurf orientiert sich an der Idee, mit der Stadtbibliothek in Stuttgart ein neues geistiges und kulturelles Zentrum zu schaffen. Um diesem Anspruch städtebaulich gerecht zu werden, wird eine Sonderstellung des Bibliotheksgebäudes innerhalb der vom Rahmenplan vorgesehenen Blockstruktur vorgeschlagen: ein freistehender, monolithischer Baukörper, der die benachbarte Bebauung überragt« (Young Yi 2011: 1).



Abb. 14: Stadtbibliothek Stuttgart

Quelle: © qwesy qwesy (Wikimedia Commons)

Der architektonisch schlicht als einfacher Kubus gestaltete Würfel der neuen Stadtbibliothek werde aus drei Gründen zum »unmissverständlichen Zeichen ihrer besonderen Bedeutung« (ebd.): erstens durch die zentrale Lage des Neubaus »inmitten des städtebaulichen Planungsgebietes Europaviertel« (ebd.), zweitens aufgrund der deutlichen Abgrenzung von anderen Gebäuden in der Umgebung der Bibliothek in Form eines »freistehenden, monolithischen Baukörpers«, drittens durch die besondere Höhe des Baus, mit der »die benachbarte Bebauung überragt« werden soll (ebd.). Der Architekt weist der neuen Bibliothek damit einen Platz zu, der in europäischen Städten lange der Kirche bzw. dem Rathaus vorbehalten war, die »noch in den bescheidensten« Städten, ja selbst in den Dörfern« in Frankreich als Monumente im Stadtzentrum und an wichtigen Kreuzungspunkten ihren Platz fanden: »die Kirche als Symbol der religiösen Autorität und das Rathaus, die Unterpräfektur oder, in den größeren Städten, die Präfektur als Symbol der staatlichen Macht« (Augé 1992: 70). Trotz Kritik, u.a. an den massiv gestiegenen Baukosten, die von ursprünglich geplanten 40 Millionen Euro auf 80 Millionen Euro stiegen, erhielt der Neubau der Bibliothek in Stuttgart zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Preis als Bibliothek des Jahres 2013.

In den 2010er Jahren stehen viele Bibliotheksneubauten im engen Zusammenhang mit Stadtentwicklungsprojekten wie dem in Stuttgart. Bibliotheken werden Teil von City Branding-Strategien, d.h. Marketingmaßnahmen von Städten, die als »Motoren der Stadtentwicklung« in Haftung genommen und zu architektonischen Ikonen stilisiert werden. Ziel ist die (Wieder-)Belebung und Aufwertung einzelner Stadtteile oder ganzer Städte. Bibliotheken sollen signalisieren, dass Städte zukunftsfähig und technologisch modern sind, werden also mit einer ganz konkreten Hoffnung auf eine gezielte *Aufwertung* von Orten verbunden. Bereits Anfang der 1990er Jahre verwiesen Häusermann und Siebel in ihrer Kritik einer zunehmenden »Politik der Festivalisierung« darauf, dass Städte zunehmend auf Großprojekte setzten, um sich im steigenden Wettbewerb um Unternehmensansiedlungen, Touristenströme und wohlhabende Einwohner:innen zu profilieren – und sich dafür an zeitlich begrenzten Ereignissen wie Messen oder Olympischen Spielen orientierten (Häusermann/Siebel 1993). Erst jetzt wird Architektur allerdings noch expliziter Gegenstand dieser Bemühungen. Im Nachgang der Eröffnung des Guggenheim Museums in Bilbao im Jahr 1997 und einem damit verbundenen touristischen Ansturm auf Bilbao machen viele Städte öffentliche Großprojekte zum Teil von City Branding-Strategien, um potentiell ebenfalls vom »Bilbao-Effekt« profitieren zu können (Alaily-Mattar et al. 2018). So kommentiert die Zeitschrift *Baumeister* nach der Eröffnung der neuen Bibliothek in Alexandria, dass Ägypten »offensichtlich« darauf hoffe,

»einen weiteren ›Guggenheim-Bilbao‹ oder ›Sydney-Oper‹ Erfolg zu zeitigen« (Baumeister 2001: 78).

»Wie kaum andere Kultur- und Bildungseinrichtungen«, konstatierte beispielsweise das Goethe Institut im Jahr 2014, wirkten Bibliotheken »als Motor bei der Entwicklung eines innerstädtischen Gebiets« (Giersberg 2014). »Sie fungieren und funktionieren als Anker, um etwas Neues zu entwickeln. In gleich mehreren Städten war die Bibliothek – teils geplant, teils ungewollt – das erste und einzige Gebäude in einem neu zu entwickelnden Areal« (ebd.). Der Bau der Seattle Public Library, die hohe mediale Aufmerksamkeit, die ihr zukommt und der touristische Erfolg, der sich daraus auch für die Stadt Seattle ergibt, ebnet in diesem Sinne den Weg für eine ganze Reihe von Bibliotheksneubauprojekten, die städtebaulich neue Gebiete erschließen, als touristische Anziehungspunkte wirken oder unbeliebte Viertel (neu-)beleben sollen. So sollen die 2005 eröffneten »Idea Stores« des Architekten David Adjaye das (als Brennpunkt stigmatisierte) Viertel Whitechapel in London »wiederbeleben und damit die touristische und kommerzielle Entwicklung des Gebiets flankieren« (Bauwelt 2010: 33), indem die »verstaubten Institutionen« der Bibliothek durch »transparente Bildungszentren« ersetzt werden:

»Die vom Architekten David Adjaye gestalteten Idea Stores haben einen hohen Wiedererkennungswert, sie wirken einladend und freundlich. Der Idea Store in Whitechapel soll als Flaggschiff des neuen Bibliothekskonzeptes im Bezirk Tower Hamlets die Identifikation der Bewohner mit ihrem Stadtteil stärken und sich zum Zentrum der Nachbarschaften entwickeln. Dem staatlichen Bildungsangebot wird so ein neues, modernes Image verschafft, so dass es von der Bevölkerung wieder stärker wahrgenommen wird« (ebd.).

Die Beschreibungen unterstellen der Architektur von Bibliotheken dabei vielfach eine magnetische Anziehungskraft, durch die sowohl externe Besucher:innen als auch Bewohner:innen angezogen werden und zugleich die Identifikation mit der Stadt oder einem Stadtteil gestärkt werden sollen. Beispielhaft dafür ist der Neubau der öffentlichen Bibliothek in Birmingham, entworfen durch das niederländische Architekturbüro Mecanoo, das im Jahr 2008 den Wettbewerb für den Bau gewinnt. Als »zentraler Baustein für den Umbau des Stadtzentrums« soll der Neubau der Bibliothek zum »Beschleuniger der Stadtentwicklung werden« (Bauwelt 2013a: 25):

»Die neue Stadtbibliothek soll dieses Bild nicht nur als ikonographische Architektur einer ›Stadt des Lernens und der Kultur‹ umprägen, sondern, mit erwarteten 10.000 Besuchern am Tag, ganz konkret Forschung und Innovation in Birmingham beflügeln, wie es der Ratsvorsitzende Ian Ward in seiner Ansprache zur Eröffnung formulierte« (ebd.: 29).

Bemerkenswert ist der Neubau auch deshalb, weil Birmingham erst vor vierzig Jahren eine ambitionierte Stadtbibliothek errichtet hatte: die Central Library des



Abb. 15: Library of Birmingham, 2013 eröffnet
 Quelle: © Philip Pankhurst (Wikimedia Commons)

in den Jahren 1969–73 nach Plänen des Birminghamer Architekten John Madin am Chamberlain Square direkt neben dem Rathaus errichteten brutalistischen Baus, dessen Denkmalwert zwar diskutiert, der 2014 allerdings abgerissen wird (ebd.).

Obgleich von Büros umgeben, soll der Neubau der Bibliothek in Birmingham dabei nicht nur als »Anziehungspunkt für Einheimische und Touristen« fungieren, sondern auch zum »Wohnzimmer der Stadt« werden.

In der spezifischen Beschreibung der Bibliothek als einer freistehenden und die Umgebung überragenden Architektur in zentraler Lage stecken dabei auch genuin religiöse Dimensionen von Zentralität, Autonomie und Erhabenheit.³ Denn der ›heilige Raum‹ bildet immer ein Zentrum, ist autonom (in dem Sinne,

³ In seiner Analyse struktureller Merkmale verschiedener religiöser Systeme bestimmt Eliade die Setzung von Zentralität als wesentliches Merkmal von Religiosität. Der heilige Raum, egal welcher Konfession, unterscheidet sich vom profanen Raum dadurch, dass er im Zentrum gelegen ist (Eliade 1998: 36). In allen religionsgebundenen Gesellschaften findet sich, so Eliade, ein solcher Symbolismus als Zentrum der Welt (ebd.: 37). Der religiöse Mensch ist entsprechend derjenige, der immer darum bemüht ist, sich im Zentrum der Welt einzurichten (ebd.: 23). Der Bezugspunkt des Zentrums, das Territorium also, für das ein bestimmter heiliger Raum als Zentrum fungiert, kann dabei ganz unterschiedlich sein und ein ganzes Land, eine Stadt oder aber ein Heiligtum umfassen, wie Eliade schreibt. Entscheidend ist vielmehr, dass es sich um einen »vollständigen Kosmos [handelt], wie groß oder klein er auch sein mag« (ebd.: 41).



Abb. 16: Central Library in Birmingham, 1973 eröffnet, 2013 abgerissen

Quelle: © Matthew Black (Flickr)

dass er alles umfasst, was notwendig ist) und liegt besonders weit oben (um dem Himmel besonders nahe zu sein) (vgl. Eliade 1998: 37). Dass sich Bibliotheken um 2010 verstärkt als neue geistige und kulturelle Zentren zu etablieren versuchen, lässt sich gleichzeitig als Versuch deuten, in einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft ein neues ›Zentrumsangebot‹ bereitzustellen, das der ›Wissensgesellschaft‹ einen neuen Ort und ein neues Gesicht geben will – und dem Bedeutungsverlust von Bibliotheken entschieden entgegentritt. Auf dem Höhepunkt einer medialen Berichterstattung, die Bibliotheken für tot erklärte, weil der gesellschaftlich etablierte Weg der Informationsbeschaffung nunmehr über andere Wege verläuft, sollen Bibliotheken räumlich und architektonisch zu neuen Zentren werden.

Für die Wirksamkeit des Bilbao-Effekts ist auch die mediale Aufmerksamkeit konstitutiv, die dem Bau des Guggenheim-Museums in Bilbao Ende der 1990er zuteilgeworden ist. Denn »die Entstehung des Gebäudes, die bereits vor Baubeginn in der Zeitung New York Times groß angekündigt wurde, fiel zusammen mit dem Aufkommen des Internets und seinen Verbreitungsmöglichkeiten«, rekapituliert die Bauwelt (Bauwelt 2022a: 69). Erst das Internet befördere eine bisher nicht gekannte Quantität und Zirkulation von Bildern. Dadurch wird auch die Bedeutung des Aussehens von skulpturalen Formen sowie von Häuten und Oberflächen von Architektur wieder aufgewertet, die zuvor als veraltet und unmodern

galten. Und gute Architektur ist zunehmend Architektur, die sich gut fotografieren lässt (Arantes 2012: 7).

Die Erfindung und Etablierung eines Bündels von Social-Media-Plattformen, darunter YouTube (2004), Facebook (2004) und vor allem Instagram (2010), verstärkt diese Entwicklung. In der Folge werden architektonische Qualitäten zunehmend nach ihrer visuellen Wirkung bewertet. Das Teilen von Architekturfotos auf Instagram ist nicht länger zufälliges Nebenprodukt fotogenen Designs, sondern wird zum *Hauptanliegen*, das Bauherren und Designer antreibt (Wainwright 2018). Architektur soll zunehmend »instagrammable« sein. Die Seattle Public Library ist heute sowohl ein Ort, den man besucht, um Medien auszuleihen, als auch eine Touristenattraktion, die fotografiert wird und deren Bilder im Internet kursieren. Fotos von Architekturen, die von Nutzern auf Instagram geteilt werden, sind mittlerweile oft standardmäßig auf den Websites von Architekturbüros zu finden.

Während Monika Grubbauer die Bilbao-Dekade im Zuge der Finanzkrise im Jahr 2008 allerdings schon an ein Ende gekommen sieht (Grubbauer 2011: 57) und der Architekt Chipperfield nur kurze Zeit später das generelle Aus für ikonische Architektur prophezeit, weil man sich in Folge der Finanzkrise »auf grundlegendere Werte, auf Brauchbarkeit und Solidität besinnen« werde (vgl. Stöckmann 2009), scheint die Finanzkrise dem Neubau von Bibliotheken erst recht einen Aufschub gegeben zu haben. So verringert sich das zur Verfügung stehende Kapital auf der einen Seite zwar deutlich und die Bereitschaft, viel Geld in spektakuläre und besonders teure Projekte Großprojekte mit ausladender Geste zu bauen, geht zurück. In der Folge werden Mittel zur Rettung des Finanzsystems abgezogen und auch bereits geplante bzw. in Auftrag gegebene Großprojekte annulliert (Arantes 2012: 210). Pedro Arrantes beschreibt, dass die Finanzkrise eine »neue soziale Sorge« in der Architektur hervorgebracht hat, die sich mit ungleicher Urbanisierung beschäftigt (ebd. 218). In Zeiten neuer Knappheit seien übermäßige Gestaltung und Verschwendung von Ressourcen unattraktiv geworden, weshalb Auftraggeber wieder vermehrt nach Nüchternheit und Mäßigung verlangen. (ebd.: 210 f.). Von diesem symbolischen Wandel scheinen gerade Bibliotheken zu profitieren. Denn im Gegensatz zu spektakulären Bürogebäuden, die sich funktional wie symbolisch ausschließlich an eine Finanzelite richten und dadurch im Zuge der Finanzkrise delegitimiert werden, adressieren Bibliotheken zumindest in der Theorie die gesamte Stadtgesellschaft. Indem sie einen Arbeits-, Lern- und Aufenthaltsort für alle bieten, lassen sie sich so womöglich gesellschaftlich auch konfliktfreier vermitteln.

Die Bibliothek als ›öffentliches Wohnzimmer‹

Nachdem sich Bibliotheken im 20. Jahrhundert zu Orten der konzentrierten, individualisierten Wissensaneignung entwickelten, verschiebt sich der Fokus im 21. Jahrhundert immer stärker hin zur Vorstellung der Bibliothek als einem Ort, der – mit Lounge-Möbeln, offenen Sitzlandschaften, Café-Bereichen und multifunktionalen Räumen – »Ambiente« bietet. Der Topos der Bibliothek als ›öffentliches Wohnzimmer‹ setzt sich im Diskurs um Bibliotheken insbesondere nach 2015 durch. Gute Bibliotheken werden immer mehr zu Räumen, die Überraschung und »die Behaglichkeit eines großzügigen öffentlichen Wohnzimmers« (Mazzoni 2019: 37) bieten sollen.

»Die Erwartungshaltung, meine ich, hat sich an eine Bibliothek verändert. Früher war es ein Ort, wo ich – also früher meine ich jetzt vor 10, 20 Jahren [...] ein Ort, wo ich mir moderne Technik ziehen kann, da hab ich Laptops zum bearbeiten, da äh kann ich, da hab ich die OPAC Rechner, da kann ich recherchieren, da kann ich äh kopieren, da hab ich äh digitale Möglichkeiten. Heut ists so, dass man eher aufs Ambiente geht, also ich will – öffentliches Wohnzimmer ist die Bibliothek heute – aus dem, aus dem Kokon äh zuhause raus, die Wohnungen sind teuer, damit sind die meisten Wohnungen klein, in den Städten sind die meisten Singles, äh keine sozialen Kontakte, was bietet sich an? Wird auch von den Städten, Kommunen inzwischen so gesehen, wo ist das im Inneren, es ist die Bibliothek. Und was will ich da, wenn ich hingeh? ipad, iphone, Computer hab ich alles zuhause heute, früher nicht, vor zehn Jahren hat noch nicht jeder gehabt. Heute hat das jeder zuhause. Was will ich jetzt da in der Bibliothek? Kommunikation. Was machen. Was miteinander, Raum haben, Luft haben, laut sein, leise sein, Rückzugsorte, aktive Orte, ich will Ambiente haben« (Interview A8 2019).

Der Begriff des Ambientes ist im zitierten Interview an die Herstellung einer *Heterogenität* von Nutzungsmöglichkeiten gebunden. Die Bibliothek soll die Möglichkeit zur Kommunikation, zum Rückzug, zum Miteinander und Alleinsein sowie zu aktiver und passiver Betätigung bieten. Sei diese früher ein Ort gewesen, »wo ich mir moderne Technik ziehen kann«, so sei Technik heute mittlerweile vollumfänglich selbstverständlicher Bestandteil der individuellen Ausstattung (»iPad, iPhone, Computer hab ich alles zuhause heute«). Die Bedürfnisse der Nutzer:innen seien deshalb andere: »Kommunikation, was machen, was miteinander, Raum haben, Luft haben, leise sein, Rückzugsorte, aktive Orte«. Denn wenn Informationen, Technik, Medien, Unterhaltung zuhause verfügbar sind, muss die Bibliothek durch Qualitäten aufwarten, die zuhause *nicht* zu finden sind. Alles was *nicht* Technik ist, fällt damit in den Aufgabenbereich der Bibliothek.

Entscheidend ist die Herstellung einer hohen ›Aufenthaltsqualität‹. Diese wird als Qualität bestimmt, die vonseiten der Nutzer:innen vorausgesetzt (vgl. Interview B2 2019), aber auch von Fachkolleg:innen an Bibliotheksräume herangetragen (vgl. Interview B6 2019) und mit spezifischen taktilen Eigenschaften

sowie tatsächlicher bzw. metaphorischer Wärme verbunden wird. Weiche Wolle, natürliches Holz und angenehme Sofas sollen in die Bibliothek einziehen. Diese Anforderungen haben gerade in den 2010er Jahren zugenommen, wie auch über das folgende Zitat aus einem Interview deutlich wird:

»Wenn man jetzt überlegt, die Bibliothek ist jetzt zwölf Jahre alt, was sich in der Zeit alles geändert hat, also wir sind vor 12 Jahren hier eingezogen und da waren wir total stolz, alle Fachkollegen kamen zu uns und wollten diese große Veranstaltungsfläche mit diesem markanten Leseturm sich angucken [...] und jetzt kommen alle rein und sagen ›ach, ist hier aber kalt, hier brauchts mehr Aufenthaltsqualität‹. Ja, so. ›Ach, ihr habt hier nicht mal Sofas, Wolle spielt keine Rolle, Holz spielt keine Rolle‹, nee so. ›Was ist das denn‹. Überspitzt gesagt. Würde man das jetzt als Fachkollege, der reinkommt sagen. ›Oh, hier müsste man aber auch mal was an der Aufenthaltsqualität machen (lacht). Hier ist ja ziemlich clean, steril‹. Aber vor zwölf Jahren war das noch state of the art« (Interview B6 2019).

Aufenthaltsqualität ist also eine warm temperierte Qualität, die dem Cleanen, Sterilen entgegensteht und taktil weich ist. Gute Bibliotheken – und dies ist bemerkenswert – bestehen deshalb nicht mehr zwangsläufig aus übersichtlichen, klar gegliederten, aufgeräumten Räumen.

Im Gegensatz zur 2005 fertiggestellten Seattle Public Library, deren Innenraumgestaltung an die Dewey-Dezimalklassifikation angelehnt ist – d.h. einem Ordnungssystem, das auf einer streng hierarchischen, logischen Zahlenfolge basiert (Zürn 2015), welches von Architekt:innen als innovative Lösung für das Problem ständig wachsender physischer Sammlungen gepriesen wird (vgl. dazu OMA 1999) und das exemplarisch das Bedürfnis nach Ordnung in einer von Informationsüberflutung geprägten Zeit widerspiegelt – sind Übersicht und Ordnung in der Bibliothek kein genuiner Wert mehr, der im Besonderen hervorgehoben wird. Gefragt sind stattdessen Räume, die einladen, begeistern – und überraschen. Öffentliche Räume, so auch ein Handbuch aus dem Jahr 2017, müssten im digitalen Zeitalter etwas anbieten, das der ›virtuelle Raum‹ eben nicht anbietet – gerade *wegen* der ›zunehmenden Digitalisierung:

»In today's digital age, that public space seems much larger than the real one. You don't have to go out to meet people or find new ideas. But precisely because of that growing digitalization, real public spaces have to connect and surprise us, for those of us who do go out will want something in return. A public space should invite you in, embrace you and give you a rousing send-off when you leave, so you will long to come back to it soon« (van Nispen tot Sevenaer 2017: 6).

In diesen Ausführungen und Theorien zur Frage, wie Bibliotheken im Speziellen und öffentliche Räume im Allgemeinen gestaltet sein sollten, spielt ›Ordnung‹ keine wesentliche Rolle mehr. Als Problem ist es (in wissenschaftlichen Bibliotheken) kein vordergründiges Problem mehr, oder (in Stadtbibliotheken) nicht mal zwangsläufig erwünscht. Denn durch den Einsatz von Datenbanken und Such-

maschinen wird Ordnung als Prinzip nahezu obsolet – ein »schneller Zugriff auf unübersehbar große Textmengen« (vgl. Krämer 2020: 2) erfordert weder eine Kartei noch eine spezifische Architektur. Was jedoch von diesen Technologien nicht abgedeckt wird und somit gewissermaßen der Bibliothek »übrigbleibt«, ist dagegen die Schaffung eines Überraschungsmoments.

Wie stark sich die Bewertung des Spannungsverhältnisses zwischen Ordnung und Unordnung, Übersichtlichkeit und Überraschung bzw. Komplexität und Geradlinigkeit innerhalb eines Jahrzehnts verändert hat, kann eine Architekturkritik der umgebauten Universitätsbibliothek in Frankfurt illustrieren. Kaum zu glauben sei, so der gnadenlose Verriss des Umbaus der (ursprünglich im Jahr 1965 eröffneten) Universitätsbibliothek in einer Ausgabe der *Bauwelt* aus dem Jahr 2005, dass »eine derart kompliziert verschachtelte Innenarchitektur in einem deutschen Hochbauamt erdacht worden ist: Es winkelt und kantet und türmt sich zwischen den Stützen« (*Bauwelt* 2005d: 31). Der Umbau des großen Lesesaals sei, so der Autor vernichtend, »vom Grundsatz her verfehlt« (*Bauwelt* 2005b: 32). Zu unübersichtlich, zu labyrinthisch gehe es zu. Die Umbauten ersticken die Qualität des Altbaus zugunsten »einer gut gemeinten Kleinteiligkeit, in der der Leser schon beim Platznehmen und Aufstehen gezwungen ist, Kontakt mit dem zufälligen Nachbarn aufzunehmen« (ebd.). Trotz ansprechender Ausführung werfe der Umbau Fragen auf: »Wie weit kann der Architekt dem Wunsch nach individueller Wohnlichkeit bei einer öffentlichen Bibliothek entgegenkommen? Soll er, weil er damit einem möglichen Bedürfnis entspricht, die Lesebereiche zu winzigen Kojen im Wohnzimmerformat herunterdimensionieren?« (ebd.).

An diesem Verriss lassen sich zwei Aspekte verdeutlichen: Gute Räume und Architekturen sollen, das wird hier und in vielen anderen Artikeln um die Jahrtausendwende deutlich, übersichtlich, geordnet und logisch gegliedert sein. Das Herstellen von Ordnung und Übersichtlichkeit ist in einer Bibliothek also erstens ein genuines Qualitätskriterium. Als schlechte Architekturen gelten hingegen Bauten, die verschachtelt, verwinkelt, kleinteilig, labyrinthisch und unübersichtlich sind. Über die Suggestivfrage danach, wie weit der Architekt dem Wunsch nach individueller Wohnlichkeit entgegenkommen könne, wird zweitens ein Gegensatz von »individueller Wohnlichkeit« versus »öffentlicher Bibliothek« zum Ausdruck gebracht. Gemeint ist: Soll die architektonische Vision einer öffentlichen Bibliothek wirklich kompromittiert werden, nur um einem »möglichen« (also nicht mal evidenten) Bedürfnis nachzukommen, dass den Entwurf zu Ungunsten »winziger Kojen im Wohnzimmerformat herunterdimensioniert«?

Diese Kontroverse um den Umbau der Universitätsbibliothek in Frankfurt aus dem Jahr 2005 ist deshalb interessant, weil die Ausführungen darüber, was gute Bibliotheksräume ausmacht, nur wenige Jahre später völlig anders klingen. Ver-

deutlichen kann dies der folgende Ausschnitt aus einem Interview mit einem Architekten, in dem dieser die Entwurfsidee für eine Bibliothek erläutert:

»[...] Und da hatten wir die Idee, ähm sozusagen diese drei Institutionen ähm Volkshochschule, Stadtbib / Stadtbibliothek und Stadtarchiv in einem Haus zu vereinen, aber sozusagen nicht so nebeneinanderstehend, sondern schon so verwoben, dass die eigentlich keine Trennung haben eigentlich, wie so'n großes ähm Wohnzimmer eigentlich, so ne? Und das fanden wir natürlich super spannend äh und haben dann da eigentlich auch n ziemlich äh, na wie soll man, nicht verücktes Gebäude aber so'n, so'n Gebäude, was eigentlich so als Landschaft funktioniert also wo man eigentlich sagt die Etagen sind nicht mehr die Etagen sondern die sind untereinander verwoben, das is so wie praktisch man kann so halbe Treppe hoch, dann ist man auf der nächsten Ebene, dann geht man wieder ne halbe Treppe hoch dann ist man auf der neuen Ebene also dann hat, gibt's so lauter kleine verschiedene Orte ähm, wo jeder so seinen Bereich, seine Nische findet so. Ohne dass es sozusagen so strikte, diese strikte Ordnung von von von von'n Bibliothek gibt oder so, ne? Sondern es ist eigentlich eher fließender, so wie wie zuhause n' Wohnzimmer nur, dass man halt so, also so äh, sich zwischendurch auch ähm verschiedenen Bildungsmedien widmen kann, so« (Interview A2 2019).

Die Entwurfsidee für die Bibliothek basiert hier gerade darauf, explizit *keine* Trennung zwischen verschiedenen Institutionen, Funktionen und Ebenen umzusetzen, sondern diese verwoben (statt bloß »nebeneinanderstehend«) in einem Gebäude umzusetzen, das »wie ein großes Wohnzimmer« funktioniert, in dem »jeder so seinen Bereich, seine Nische findet« – ohne dass eine »strikte«, demnach als überflüssig empfundene Ordnung existiert. Gegensätze zwischen »individueller Wohnlichkeit« und »öffentlicher Bibliothek« sollen vielmehr eingebnet werden. Auch der im weiter oben besprochenen Artikel noch verrissenen »Kleinteiligkeit« kommt hier eine neue Bedeutung zu: Momente der Unübersichtlichkeit, des Labyrinthischen und der Überraschung mindern den architektonischen Entwurf nicht – sie bereichern ihn. Verwobene Landschaften, viele kleine, unterschiedliche Orte und individuelle Nischen sind demnach nicht Anzeichen minderer Qualität, sondern das Alleinstellungsmerkmal neuer »wohnlicher« Bibliotheken.

5.3 Vom Tempel zur Plattform. Richtungsstreit reloaded? (nach 2015)

Auf die Veränderungen von Bibliotheken angesprochen, beschreibt ein Bibliothekar in einem meiner Interviews den Wandel von der »Tempel-Bibliothek« zur »Plattform-Bibliothek«. Früher, so erklärt er, hätten Bibliotheken als Wissensspeicher fungiert, in denen Bibliothekar:innen das Angebot bestimmten – ein »Ort, an den Sie gehen und das bekommen, was andere denken, was wichtig und richtig ist für Sie« (Interview B2 2019). Heute hingegen sei die Bibliothek vielmehr eine »Plattform«, die die Stadtgesellschaft einlädt, »ihre Themen, ihre

Leidenschaften, ihr Wissen« zu teilen (ebd.). Im Unterschied zur klassischen Bibliothek, die einen von Bibliothekar:innen kuratierten Wissenskanon bereitstellte, wird das Angebot der »Plattform-Bibliothek« heute maßgeblich durch die Nutzer:innen geprägt. Die Bibliothek als Plattform stellt die Infrastruktur bereit – Räume, Technik und organisatorische Unterstützung –, während die Inhalte, das konkrete Angebot durch die Nutzer:innen bestimmt werden. So bringen in der Zentral- und Landesbibliothek Berlin jüngere Nutzer:innen älteren den Umgang mit digitalen Medien bei, während die Stadtbibliothek Frankfurt den Austausch zwischen Influencer:innen und Lernenden organisiert. Auch Technikangebote wie 3D-Drucker sind Teil dieser neuen Infrastruktur.

»Bibliothek als Plattform ist da das Stichwort, das heißt nicht mehr die Bibliothekare machen die Angebote, die dann von den Bürgern konsumiert werden, so ganz zugespitzt gesagt, sondern das Ziel ist, wir sind Plattform, wir von Bürgern für Bürger [...]« (Interview B6 2019).

Diese Selbstbeschreibung der Bibliothek als Plattform knüpft an Logiken des sogenannten Plattformkapitalismus an – einem Wirtschaftsmodell, das nicht durch den Verkauf von Produkten, sondern durch die Bereitstellung von Infrastruktur funktioniert (Srnicek 2017; Staab 2019). Unternehmen wie Ebay, Uber oder Airbnb besitzen selbst keine Waren, Autos oder Immobilien, sondern ermöglichen lediglich den Austausch zwischen Nutzer:innen. Bibliotheken scheinen dieses Prinzip zumindest rhetorisch zu übernehmen: Sie sehen sich nicht mehr primär als Anbieter von Inhalten, sondern als Vermittler von Interaktion und Wissenstransfer. Plattformen – verstanden als »Infrastrukturen, die es zwei oder mehreren Gruppen ermöglichen, miteinander zu interagieren« (Srnicek 2017: 43) – prägen demnach nicht nur die Ökonomie, sondern auch das Selbstverständnis öffentlicher Bibliotheken. Organisiert und reglementiert wird nicht, was bereitgestellt wird, sondern lediglich, wo und wie Nutzer:innen zusammentreten, d.h. kommunizieren, Geschäfte abschließen bzw. Dienstleistungen austauschen können (vgl. dazu auch Srnicek 2017; Staab 2019).

Die Semantik der Bibliothek als Plattform impliziert eine grundlegende Verschiebung ihrer Rolle: Sie stellt selbst keine Inhalte mehr bereit, sondern fungiert als Intermediär, der verschiedene Nutzer:innengruppen miteinander vernetzt. Ihre Aufgabe besteht darin, Austauschpotenziale zu erkennen oder zu formen, diesen Austausch zu organisieren und zu koordinieren – während die inhaltliche Gestaltung den Nutzer:innen überlassen bleibt. Partnerschaften mit externen Institutionen und Veranstaltungen gewinnen in diesem Modell zunehmend an Bedeutung. Um etwas anzubieten, das online nicht ersetzt werden kann, wandelt sich die Bibliothek darüber von einem Wissensspeicher oder einer Mediathek zu einem kulturellen Zentrum, das verstärkt auf Erlebnisse fokussiert. Sogenannte Makerspaces, d.h. kollaborative Arbeitsbereiche mit Ressourcen für Laserschnei-

den, Computerprogrammierung, 3D-Druck⁴, aber auch für handwerkliche oder musikalische Aktivitäten, sind Ausdruck dieser Entwicklung. Kennzeichnend für diese Angebote ist, dass Bibliotheken nicht mehr selbst festlegen, welche Inhalte oder Aktivitäten stattfinden, sondern sich auf die Bereitstellung von Infrastruktur konzentrieren. Neben technischen Ressourcen bedeutet dies vor allem den physischen Raum als Ort der Begegnung und des Austauschs.

Die Debatte darüber, wie viel inhaltliche Steuerung Bibliotheken heute übernehmen sollten, ist letztlich eine Neuauflage des alten Richtungsstreits der Bibliothek als Erzieher oder als Dienstleister Anfang des 20. Jahrhunderts. Während die eine Seite Bibliotheken als moralische und intellektuelle Instanzen verstand, die durch kuratierte Sammlungen und Leseempfehlungen Wissen lenken und formen sollten, plädierte die andere für eine nutzer:innenzentrierte Ausrichtung, die möglichst breiten Zugang zu Informationen ermöglicht, ohne diese normativ zu bewerten. Dieser Grundkonflikt wiederholt sich heute unter veränderten Vorzeichen. Die Metapher der Bibliothek als Plattform, die seit den 2010er-Jahren an Bedeutung gewonnen hat, betont Offenheit, Durchlässigkeit und Nutzer:innenpartizipation. David Weinberger etwa forderte 2012, Bibliotheken sollten ihre Sammlungen, Metadaten und Technologien vollständig offenlegen, um die Entstehung neuer Ideen und Produkte durch Nutzer:innen zu ermöglichen. Seine Vision einer radikal offenen, nicht mehr steuernden Bibliothek steht dabei in starkem Kontrast zu traditionelleren Konzepten bibliothekarischer Verantwortung. Die Medientheoretiker:in Shannon Mattern wies dagegen darauf hin, dass die Metapher als ›Plattform‹ nicht nur unternehmerische Ideologien des Plattformkapitalismus widerspiegelt, sondern auch die Frage aufwirft, wie sehr Bibliotheken noch als aktive Kuratoren von Wissen auftreten sollten.

In der Praxis zeigt sich dieser Konflikt an der Frage, ob Bibliotheken lediglich Räume und Infrastruktur bereitstellen oder weiterhin eine inhaltliche Richtung vorgeben sollten. Während einige Bibliotheken sich bewusst zurücknehmen, um die Gestaltung vollständig den Nutzer:innen zu überlassen, bleiben andere skeptisch gegenüber einer völligen Inhaltsentkopplung. Letztlich geht es um mehr

4 So sind in der Stadtbibliothek in Köln beispielsweise seit mehreren Jahren 3D-Drucker für Bibliotheksnutzer:innen verfügbar. Unter anderem dafür bekam diese im Jahr 2015 auch den Bibliothekspreis verliehen. Hannelore Vogt – seit 2008 Leiterin der Stadtbibliothek Köln – rationalisierte das Angebot von 3D-Druckern in der Bibliothek in einem Film wie folgt: »Und wir wollen diesen Leuten auch vermitteln, wie funktioniert sowas [...] und das führt wieder auch dazu, dass wir nicht nur ein Gerät hinstellen, sondern dass Bürger kommen und fragen ›Kann ich eine Datei, die ich mitgebracht hab ausdrucken?‹ und wir fragen: ›Können Sie denn nicht mal anderen Leuten zeigen, wie man eine solche Datei macht?‹ Und äh so hat sich eine ganz neue Form von Ehrenamt entwickelt, wo z.B. Schüler als Juniorexperten den Erwachsenen zeigen, wie solche Dinge funktionieren und das ist das, womit wir uns beschäftigen« (Vogt 2016).

als nur eine programmatische oder architektonische Entscheidung – es ist ein Grundsatzstreit über die gesellschaftliche Rolle der Bibliothek, der bereits seit über hundert Jahren geführt wird.

Die folgenden Interviewausschnitte verdeutlichen, welche Zielkonflikte entstehen, wenn die Bibliothek sich dann als erfolgreich begreift, wenn ihre Dienstleistungen und Angebote von Nutzer:innen so angenommen und weiterentwickelt werden, »wie die das brauchen und wir wiederum daraus lernen« (Interview B2 2019). So steht die bibliothekarische Arbeit im Spannungsfeld zwischen einem Versorgungsauftrag, der darin besteht, »da wo wir Profis sind, auch Medien zur Verfügung zu stellen und digitale Medien verfügbar und zugreifbar zu machen« und der Frage: »wie nutzen die Menschen das, was interessiert die und wie können wir dem immer mehr auch nachgehen?«. Zudem stellt sich »angesichts erstarkender Stimmen von Rechtspopulisten« die Frage: »was tut man für die Demokratie?« (Interview B2 2019).

»[...] Diese Haltung, das ist eure Stadt, das ist eure Bibliothek, erzählt uns, was ihr braucht und nutzt sie so, wie ihr es braucht – und manchmal müssen wir dann sagen, sorry, geht jetzt nicht, weil wenn es brennt, dann können wir das Haus nicht evakuieren. Das sind die Extremfälle, aber im Großen und Ganzen ist die Tendenz eher zu sagen: Es ist ein Ort der ›Commons‹, es ist Eigentum der Gemeinschaft, und so versuchen wir auch zunehmend, unseren Job aufzufassen.«

Die von Bibliotheken so vielfach propagierte Offenheit ist also nicht grenzenlos. Wünsche der Nutzer:innen können nur im Rahmen von rechtlichen und organisatorischen Vorgaben realisiert werden – sei es der Brandschutz oder die Frage, welche Inhalte und Veranstaltungen Bibliotheken anbieten. Auch wenn die Bibliothek formal keinen Kanon vorgibt, bleibt die Auswahl der Medien und Programminhalte eine bibliothekarische Entscheidung, die nicht selten zwischen dem Anspruch der Bibliothek als neutraler Dienstleisterin und der Vorstellung einer pädagogischen Verantwortung ausgehandelt werden muss. So können Wünsche der Nutzer:innen nicht nur unter Einhaltung rechtlicher Vorgaben wie Brandschutzbestimmungen realisiert werden, auch die Auswahl der Inhalte, d.h. der Medien, die Bibliotheken bereitstellen, und der Veranstaltungen, die Bibliotheken anbieten, liegt letztlich bei den Bibliothekar:innen, die sich im Spannungsfeld zwischen einem pädagogischen und dienstleistungsbezogenen Anspruch zurechtfinden müssen. Die zentrale Herausforderung für die Bibliothekar:innen besteht in diesem Sinne darin, »da eine Ausgewogenheit hinzukriegen«, wie ein Bibliothekar am Beispiel des (für seinen »Salonrassismus« bekannt gewordenen) Thilo Sarrazin (vgl. dazu z.B. Butterwege 2014) erklärt. Weil der Versorgungsauftrag der Bibliothek »sehr ernst« genommen werde und es aus einer bibliotheksethischen Perspektive nicht geboten sei, zur Verfügung

gestellte Inhalte zu bewerten, komme es im Bibliotheksgeschäft regelmäßig zu ethischen wie emotionalen Herausforderungen (»das tut mir im Herz weh«).⁵

Die Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung – das zeigt auch das weiter oben zitierte Interview – hat sich als Norm der bibliothekarischen Arbeit zwar weitestgehend durchgesetzt. Abwägungsfragen bleiben dennoch ein Problem der bibliothekarischen Praxis. Die Bibliothek als Plattform ist also nie nur neutraler Möglichkeitsraum, sondern immer auch Aushandlungsort gesellschaftlicher und politischer Spannungen. Diese stellen sich im Zuge veränderter Technologien ohnehin in veränderter Weise, denn auch die Art und Weise, wie Bibliotheken heute ihre Bestände zusammenstellen, hat sich im Zeitalter der Digitalisierung grundlegend verändert. Populäre Titel werden zunehmend über sogenannte Warenkörbe und automatisierte Bestellprozesse wie »standing order«-Verträge bei Buchhandlungen oder die Einkaufszentrale für Bibliotheken (EKZ) beschafft. Dies führt dazu, dass die Auswahl neuer Medien weitgehend durch algorithmische Systeme gesteuert wird, die sich an Bestsellerlisten und anderen automatisierten Kriterien orientieren. Der menschliche Einfluss auf die Auswahl, die bisher oftmals von Bibliothekar:innen unter Berücksichtigung spezifischer Bedürfnisse und gesellschaftlicher Relevanz vorgenommen wurde,

5 »Es gibt auch Kolleginnen und Kollegen die sagen, »es tut mir im Herz weh, dass ich so ein Buch ins Regal stellen muss«. Ähm, wo wir dann aber auch aus einer bibliotheksethischen Perspektive sagen, das ist nicht unser Job, das zu bewerten. Unser Job ist es, diese Sachen verfügbar zu machen, damit sich jeder sein eigenes Bild machen kann, auch wenn das manchmal schmerzhaft ist, weil man sozusagen aus persönlicher ähm äh zivilgesellschaftlicher Haltung heraus das jetzt nicht richtig findet, das was in diesem Buch steht. Da sagen wir dann wiederum als Bibliothek, wir kontextualisieren das, wir stellen ja Dinge auch nebeneinander // oder wir wir machen Veranstaltungen und Formate, in denen wir dazu anregen, über diese Themen zu diskutieren. Und auch das ist, also da eine Ausgewogenheit hinzukriegen ist ne eine krasse Herausforderung für für Bibliotheken, weil wir eben im Rahmen der Communityprojekte beispielsweise auch immer gucken, wir wollen eigentlich nicht Religionsgemeinschaften hier ihre Themen ähm propagieren lassen, ähm, wenn man jetzt aber Vertreter verschiedener Religionsgemeinschaften auf einem Podium hätte, dann sähe das möglicherweise nochmals anders aus. Oder wenn man irgendein Thema, wie beispielsweise die für uns so wichtige Sonntagsöffnung ähm diskutiert, die im Arbeitszeitengesetz kritisch ähm äh ist, weil das Arbeitszeitengesetz sagt, öffentliche Bibliotheken dürfen an Sonntagen nicht aufhaben, was absurd ist, wenn man bedenkt, wer unsere Ziel- ähm ja unser Zielpublikum ist. Also auch Familien, ja, wann will man die sonst in der Bibliothek, ähm erreichen. Hm dann haben wir auf dem Podium sitzen Vertreter verschiedener politischer Parteien. Hm und so weiter, also es ist. Wir versuchen immer auch eine Ausgewogenheit in in die Debattenkultur zu bringen, ähm und wir fühlen uns trotzdem auch immer wieder an die Grenzen ähm unserer ethischen Überzeugung gebracht, wenn wenn Menschen die Frage stellen, warum ist das und das eigentlich in der Bibliothek verfügbar und das und das nicht. Und das und da sind wir auch ähm da haben wir relativ hohe Standards, ähm wir sind da, da gibt es internationale ethische Richtlinien auch und nationale ethische Richtlinien wo wir sagen, nein, wir machen keine Zensur, das muss verfügbar sein, auch wenn es dem einen oder der anderen nicht passt, dass es verfügbar ist. Aber wir diskutieren auch gerne öffentlich über sowas« (Interview B2 2019).

wird dabei zunehmend zurückgedrängt. Der Prozess der Medienakquise selbst wird so zunehmend standardisiert und die Entscheidung darüber, welche Titel in die Bibliothek aufgenommen werden, erfolgt immer häufiger ohne aktive, manuelle Auswahl. Damit stellt sich die Frage, inwieweit Bibliotheken als aktive Akteure in der Kuratierung von Wissen noch eine Rolle spielen – oder ob sie sich zunehmend zu passiven Infrastrukturanbietern für vorgegebene Inhalte wandeln.

6. Materialität

6.1 Umstrittene Monumentalität. Büchertürme in der Krise und die Aufwertung über Architektur

Nach der 1983 getroffenen »Grundsatzentscheidung zum Investitionsvorhaben ›Neubau von vier Büchertürmen der Deutschen Staatsbibliothek« begannen im Jahr 1984 die Bauarbeiten für die neuen, »dringend benötigten Magazine« der Staatsbibliothek *Unter den Linden* in Ost-Berlin. Ende 1943 war der ursprünglich nach Plänen des königlich preußischen Hofarchitekten Ernst von Ihne zwischen 1903 und 1914 errichtete große Saal der Bibliothek von einer Luftmine getroffen worden, welcher die Kuppelkonstruktion schwer, aber nicht irreparabel beschädigte. Nach dem Krieg wurde der Saal notdürftig abgedeckt und seine Rekonstruktion immer wieder verschoben (Bauwelt 1997b: 1099). In der DDR der 1970er Jahre wurde die Kuppel schließlich abgerissen. An die Stelle des Kuppelsaals traten im Jahr 1987 vier Magazintürme, die insgesamt 2,2 Mio. Bücher der Staatsbibliothek fassen sollten (SBB 2022).

Nach der Wende hält sich die Begeisterung für die Magazintürme in Grenzen. Im Jahr 1997 diskreditiert die Bauwelt den Abriss des Kuppellesesaals und den Bau der Magazintürme als »kulturpolitisch niederträchtigste Aktion der Stadtgeschichte« (Bauwelt 1997b: 1099). Auf dem durch den Abriss freigewordenen Innenhof habe ein Kombinat geplant und gebaut, »das bislang nur mit Getreidespeichern geübt hatte« (ebd.). Entstanden seien »vier Büchersilos, die nicht nur trutzig-dreist den früheren Weg des Lesers versperren, sondern auch den Weg des Buches zu einem Weg durch das Nadelöhr machen« (ebd.) Aus finanzpolitischer Sicht sei der »Monumentalbau von 1914«, so die entrüstete Bauwelt weiter, ohnehin »nur eine Altlast aus DDR-Zeiten, schlecht unterhalten, schrecklich verstämmelt und seine Sanierung dementsprechend teuer« (ebd.: 1098). Trotz desaströser Haushaltssituation in Berlin nach der Wende werden die Magazintürme der Staatsbibliothek *Unter den Linden* im Jahr 2002 nach nur 15 Jahren Nutzung schließlich abgerissen.

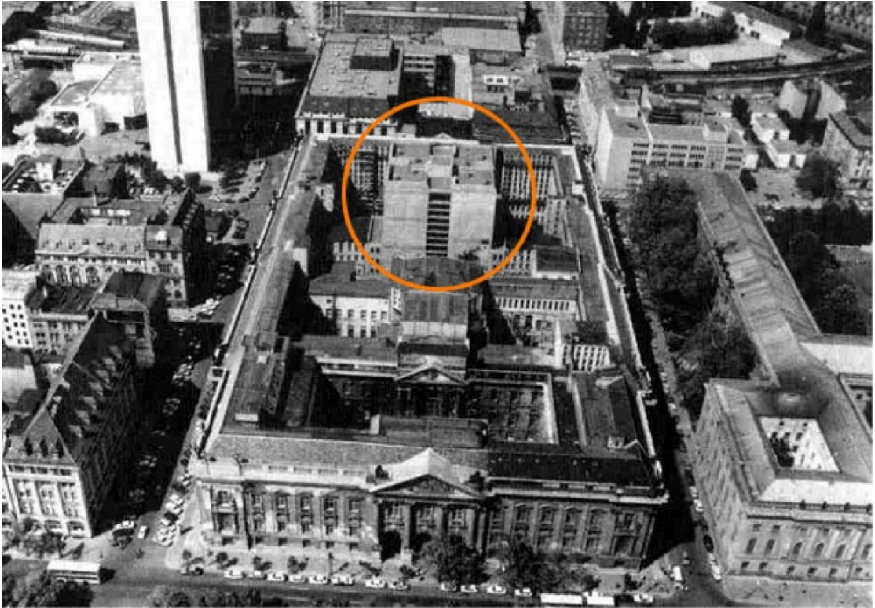


Abb. 17: Staatsbibliothek *Unter den Linden* mit den in den 1980er Jahren gebauten Magazintürmen an der Stelle des Lesesaals

Quelle: © Staatsbibliothek zu Berlin

Zwischen 2005 und 2019 folgte eine Instandsetzung der Staatsbibliothek *Unter den Linden*, welche unter anderem einen neuen Kuppellesaal für die Bibliothek vorsah. Auch dies wird kontrovers diskutiert. So kritisiert der Bibliothekar Reinhard Markner das Berliner Bauvorhaben zur Wiedererrichtung des zentralen Lesesaals in der Stabi *Unter den Linden* z.B. scharf als »kafkaeske Forschungsförderungslogik« und stellt in Frage, ob für die geplante neue Kuppelhalle, – aus seiner Sicht ein »riesenhafte[r] Schneewittchensarg«, in dem »zumeist vergilbte Bücher stehen, die nur an Ort und Stelle zu benutzen sind« – überhaupt Bedarf bestehe (Markner 2006: 51). Grundsätzlich sei »nie seriös ermittelt worden« (ebd.), ob »für einen antiquarischen Lesesaal der Art, wie er *Unter den Linden* errichtet wird« überhaupt ein nennenswerter Bedarf bestehe.

Markners Kritik am »riesenhaften Schneewittchensarg« des rekonstruierten Kuppellesaals der Stabi *Unter den Linden* ist eine Kritik an der scheinbar unnötigen Monumentalität von Bibliotheksbauten, die im 20. Jahrhundert bis in die 2000er Jahre vor allem »anti-monumental« sein sollen. Während sich städtische Bibliotheksneubauten Anfang des 20. Jahrhunderts noch dezidiert durch einen monumentalen Maßstab, Anleihen bei der klassischen Architektur und imposante Innenräume auszeichneten (Lushington/Wong 2016: 11), bewegte sich die For-

mensprache Mitte des 20. Jahrhunderts immer weiter von einer monumentalen Gestaltung weg. Bereits Georg Leyh distanzierte sich in den 1920er Jahren von der »falschen Monumentalität« des amerikanischen Bibliotheksbaus (Leyh 1929: 15), noch vehementer tritt die Ablehnung von Monumentalität aber in den 1950er und 1960er und 1970er Jahren hervor. Auch unter dem Eindruck des Zweiten Weltkriegs wird diese schließlich als »leere Repräsentanz« zurückgewiesen (Seydelmann 1970: 12) oder als »oberflächliche Monumentalität« diskreditiert (Van Buren 1965: 3). Beeindrucken sollen Bibliotheken im 20. Jahrhundert vielmehr durch »die kühle Zweckmäßigkeit« ihrer Einrichtung (Seydelmann 1970: 12). Über diese – und eben nicht einen Monumentalbau – entstehe ein »Eindruck von Eleganz, Großzügigkeit und Würde, der legitimer etwas über Engagement und Intensität der hier geleisteten Arbeit aussagt, als alle vorgeschaltete Empfangspracht es vermocht hätte« (ebd.).

Bis in die 2000er Jahre hielt sich unter Bibliotheksplaner:innen die feste Überzeugung, dass die für Bibliotheken funktionalste Form ein Quadrat oder eine Reihe von Quadraten ist. Schmale oder runde Grundrisse böten eben keine Möglichkeit zur effizienten Anordnung von Regalreihen – und erst recht keine Flexibilität (Brown 2002: 24). Anti-Monumentalität, Funktionalität, Flexibilität – dies sind die Maßstäbe des Bibliotheksbaus des 20. Jahrhunderts. Große Bauvorhaben (und die damit verbundenen hohen Ausgaben) konkurrieren aus Sicht von Bibliothekar:innen darüber hinaus mit einem besser finanzierten Bestandsaufbau (in Form von Büchern und »neuen Medien«), der gerade für den notwendigen Umbau der verstaubten Bibliothek zum gut sortierten Informationskaufhaus unumgänglich scheint.

Die Gegenüberstellung der Sequenzanalysen der Baugeschichten von Bibliotheken und das Nachzeichnen der Diskurse um diese Gebäude zeigt aber auch, dass die monumentale Gestaltung von Gebäuden zu unterschiedlichen Zeiten sehr unterschiedlich bewertet wird. So kann ein und dieselbe Bauform mit einer anderen Bedeutung versehen werden. Trotz ihrer Anlage als Großstruktur beschreibt die Bauwelt die in den Jahren 1967 bis 1973 neu erbaute Bibliothek der Freien Universität in Berlin etwa als dezidiert anti-monumentale Form: »Organisationsform: offen, Wachstum: erwünscht, Nutzung: flexibel, Wirkung: anti-repräsentativ. »Instrument not monument« (Bauwelt 2005a: 16).

Deutlich wird dies nicht nur an den Großstrukturen der 1960er und 1970er Jahre, die einerseits verhältnismäßig groß gebaut werden, andererseits als dezidiert »anti-monumental« beschrieben und als besonders »funktional« hervorgehoben werden. Monumentalität bleibt in den 1990er Jahren zwar umstritten, wird als Bauweise mit positivem Symbolgehalt aber immer anschlussfähiger, wie am Beispiel der neuen Nationalbibliothek in Frankreich deutlich werden kann, deren Weg im Jahr 1988 und damit nur ein Jahr nach der Fertigstellung der neuen Ma-

gazintürme der Stabi *Unter den Linden* geebnet wird: im Juli 1988 verkündete der damalige französische Präsident François Mitterrand, dass er den Bau eines völlig neuen Typs von Bibliothek in Angriff nehmen wolle. Die neue Nationalbibliothek Frankreichs in Paris solle, als eine der größten und modernsten Bibliotheken der Welt, alle Wissensgebiete abdecken, für alle zugänglich sein und modernste Datenübertragungstechnologien einsetzen (Gouvernement France 2023). Vorgehen ist ein neuer symbolischer Ort für Paris und eine Bibliothek für Frankreich (BnF 2018).

Aus dem international ausgeschriebenen Architekturwettbewerb geht das Architekturbüro des französischen Architekten Dominique Perrault im Jahr 1989 als Gewinner hervor. Sein Entwurf sieht eine Gestaltung der Bibliothek in Form von vier fünfundzwanzigstöckigen, ganz aus Glas bestehenden Türmen auf einem Podium vor, dessen L-förmiger Grundriss vier halb geöffneten Büchern ähnelt. Die Türme überragen die Traufhöhe umliegender Gebäude um ein Vielfaches – eine monumentale Gestaltung, die in der Architektur allerdings weitestgehend positiv rezipiert wird: »Mit ihren winkelförmigen Ecktürmen, die sich wie vier geöffnete Bücher gegenüberstehen und einen symbolischen Raum begrenzen«, behauptete die Bibliothèque de France ihren Platz im Gefüge der Stadt schreibt die Bauwelt. »Die gewaltigen Türme repräsentieren die Ansammlung von Wissen, unerreichter Kenntnis und sedimentartiger Ablagerung« (zitiert in Bauwelt 1995b: 1181); ein für alle sichtbares Wissen – ein »eindrucksvolles Bild« (Rybczynski 2013: 41).



Abb. 18: Bibliothèque nationale de France in Paris

Quelle: © Arthur Weidmann (Wikimedia Commons)

Aufgrund der komplizierten Hochhauskonstruktion kommt es beim Bau der Bibliothek zu Budgetüberschreitungen und Verzögerungen. Im Volksmund wird sie deshalb auch unter dem Akronym TGB (*Très Grande Bibliothèque*) bekannt, eine Anspielung auf das Akronym TGV (*train à grande vitesse*) – oder als *très grande bêtise*, also als sehr große Dummheit (Rybczynski 2013: 43). Auch nach ihrer Eröffnung im Jahr 1996 bleibt die Bibliothek umstritten. Während der Architekt Dominique Perrault noch im selben Jahr mit dem Mies van der Rohe Award ausgezeichnet wird (Langdon 2011), kritisieren französische Intellektuelle, dass die Bibliothek aus der Zeit gefallen sei. Die monumentale Aufbewahrung und architektonische Repräsentation von Wissen in Büchern entspreche nicht den Anforderungen einer Zeit, in der »jedermann an jedem beliebigen Ort zu jeder beliebigen Stunde Zugang zu einem Ort hat, an dem es nur ein einziges großes Buch gibt« (Serres 2000: 80).

Bibliothekar:innen kritisieren, dass die in den aus Glas bestehenden Büchertürmen gelagerten Bücher dem vollen Sonnenlicht ausgesetzt sein würden. Schließlich werden innenliegende hölzerne Fensterläden angebracht, die das Lichtproblem lösen, damit aber deutlich von der ursprünglichen Entwurfsidee einer allumfassenden Transparenz abweichen (Rybczynski 2013: 43), die sich Perrault für die weit geöffnete Bibliothek vorgestellt hatte. Ein Teil der Bücher wird in Magazine im Podium verlegt, an ihre Stelle treten in den Türmen dagegen Verwaltungsbüros – auch dies zum Unmut von Bibliothekar:innen, die beklagen, dass aufgrund des architektonischen Entwurfs in die Klassifizierung des Bestands eingegriffen werde und die Bücher auf vier verschiedene Standorte verteilt werden müssen. Vorbehalte vonseiten der Nutzer:innen zielen auf die Nutzung der Türme zur Magazinierung von Büchern ab: »Warum dort, wo Aussicht und Licht eher für die Gegenwart von Menschen sprachen, Bücher unterbringen? Und warum dort, wo in der Tradition des Bibliotheksbaus die Bücher den für sie notwendigen Schutz gefunden hatten, Menschen vergraben?« beanstandet beispielsweise die französische Zeitung *Le Monde* (zitiert in Bauwelt 1995b: 1175). Als völlig überdimensioniert wahrgenommen, wird die Bibliothek schnell zum Gegenstand populären Spottes (ebd.: 1175).

Um die Jahrtausendwende entstehen zwar vermehrt neue Bibliotheken mit Kubaturen, die materiell eine neue Monumentalität konstituieren. Gleichwohl bleiben monumentale Bauvorhaben bis weit in die 2000er Jahre umstritten: Im Fall der Büchertürme der Stabi *Unter den Linden* führt die Ablehnung »falscher Monumentalität« zum Abriss der Magazintürme und zu einer umstrittenen Rekonstruktion eines repräsentativen Kuppellesesaals, im Fall der Büchertürme der neuen Nationalbibliothek in Paris erhält sich die monumentale Gestaltung zwar materiell und wird im architektonischen Feld ausgezeichnet, auch hier bleibt diese, zumindest unter Bibliothekar:innen und Nutzer:innen aber kontrovers.

Seit der Jahrtausendwende kommt der materiell-räumlichen Gestaltung von Bibliotheken insofern eine immer bedeutendere Rolle zu, als dass monumentale Bauvorhaben als (wieder) wichtiger, relevanter und erstrebenswerter angesehen und vermehrt umgesetzt werden, erst um 2005 herum entsteht aber auch eine neue bauliche Form der ›Monumentalität‹, wie im Folgenden am Beispiel des Bau- und Planungsprozesses des IKMZ in Cottbus deutlich werden soll.

Ikonische Architektur und das IKMZ in Cottbus

Als das Liegenschafts- und Bauamt der Stadt Cottbus im Jahr 1993 einen Wettbewerb zur Neugestaltung und Modernisierung der nach der Wende im Jahr 1991 gegründeten Bibliothek in Cottbus ausschrieb, schlug das Architekturbüro Herzog & de Meuron zunächst zwei rechteckige Baukörper für Bibliothek und Hörsaal vor. Diese, so der damalige Plan, hätten auf einer Freifläche des ehemaligen Geländes der Hochschule für Bauwesen und anderer Institute Platz gefunden und sich damit in eine Umgebung eingefügt, deren Gebäude im Wesentlichen in ähnlicher Form, Höhe und Material gestaltet waren (Herzog & de Meuron 2005). Wie viele andere Projekte wurde die Planung des Neubaus in den 1990ern aus finanziellen Gründen zeitweise ausgesetzt. Als die Planung im Jahr 1998 wieder aufgenommen wurde (und das Auditorium bereits in einem anderen Gebäude untergebracht war), kam eine Expertenkommission zusammen, um die Gestaltung und Funktionalität des Gebäudes zu diskutieren. Diese kam zu dem Schluss, dass die Bibliothek den veränderten Anforderungen der 1990er Jahre angepasst, d.h. »technisch aufgerüstet« und »den neuen Medien und dem elektronischen Datentransfer mehr Raum gegeben werden sollte« (Bauwelt 2005c: 10). Neues Ziel der Bibliothek war es, »weltweit elektronisch verfügbare Wissensressourcen für Studenten und Wissenschaftler möglichst kostenfrei zugänglich zu machen« und »professionelle Hilfestellung bei der Informationsbeschaffung und der Vermittlung von Techniken der Informationsgewinnung« zu leisten (ebd.: 10).

Der ursprüngliche Entwurf veränderte sich in diesem Zuge nicht nur funktional. Auch die Gestaltung des Gebäudes sollte angepasst werden. Nach einem weiteren Planungsstopp des Projekts im Jahr 2000 – als absehbar wurde, dass die tatsächlichen Kosten das (im Jahr 1998 ursprünglich in Höhe von 41,6 Millionen DM angesetzte und bewilligte) Budget sprengen würden –, wurden Größe und Wirtschaftlichkeit des Baus um ein weiteres Mal neu erörtert (Bauwelt 2005c). Die daraufhin von der Bauherrin geforderte Verringerung der Nutzfläche zur Kosteneinsparung führte zu einer Neuplanung des Gebäudes. Anders als zu Beginn der 1990er Jahre geplant, entstand die neue Bibliothek in der dreijährigen Bauzeit zwischen 2001 und 2004 letztlich nicht als rechteckiger, sondern als geschwungener Baukörper.

Der geschwungene Umriss ohne klare Vorder- und Rückseite ist das wohl markanteste Charakteristikum des 32 Meter hohen Stahlbetonbaus (vgl. dazu Degkwitz 2006). Die Architekturzeitschrift *Baumeister* führte die Form auf den Einsatz von Computertechnik zurück, welche ursächlich für die Gestaltung sei: »sie führte die Architekten zur Grundrissform: Was als zufällige Amöbe erscheint, ist das Ergebnis einer Studie von inneren und äußeren Bewegungsabläufen« (Baumeister 2005: 71). Andreas Degkwitz, zwischen 2004 und 2011 Leiter des IKMZ, beschrieb den Neubau des Gebäudes unter der Maßgabe einer »intended exceptionality of the building« (Degkwitz 2006: 3), d.h. einer intentional beabsichtigten Außergewöhnlichkeit des Gebäudes. »Indem sich das Gebäude nicht einfügen will und den Maßstab als konstitutives Element eliminiert«, so auch die Bauwelt, »macht es sich unabhängig von der Umgebung und ist in der Lage diese zu dominieren, sich selbst zum Maßstab zu setzen, zum Referenzpunkt zu werden« (Bauwelt 2005c: 14). Den Architekt:innen »ging [es] nun nicht mehr um einen Akzent in einem Komplex sich wiederholender Muster, sondern um einen Solitär mit objekthaft skulpturalem Charakter« (Bauwelt 2005c: 14).

Entgegen der ursprünglichen Planung überragt das IKMZ die umliegende Bebauung mit seinen 32 Meter Höhe deutlich. »Es wirkt dennoch nicht wie ein Turm oder ein Hochhaus. Dafür ist es nicht schlank genug. Das kurvenreiche erzeugt aber auch nicht die horizontale Dynamik einer erstarrten Fließform. Dafür ist es zu hoch. Durch seine Höhe wirkt es eher wie eine Burg des digitalen Zeitalters« (Baumeister 2005: 72).

In architekturtheoretischen Begriffen lässt sich die Architektur des IKMZ als *ikonische* Architektur beschreiben (Jencks 2002, 2006; vgl. dazu auch Sklair 2012) und damit als eine Architektur, die »gezielt Risiken eingeht, Regeln bricht und sich schamlos ins Rampenlicht stellt« (Jencks 2006: 9 eigene Übersetzung). Für Jencks ist diese charakteristisch für die Architektur um die Jahrtausendwende. Weil traditionelle Monumente in Zeiten eines Rückgangs religiöser Überzeugungen an Überzeugungskraft verloren hätten, der Appetit auf große Bauwerke aber anhalte, so Jencks, sei ein Stilwechsel in der Architektur zu beobachten. Mit dem fortschreitenden Niedergang spezifischer ideologischer und religiöser Grundüberzeugungen gerieten Architekt:innen in eine schwierige Lage: Angesichts kaum noch allgemein anerkannter Ideologien, an denen man sich orientieren könne, leide die Architektur unter einem Mangel an ikonografischen Ausdrucksformen – jenseits einer stark reduzierten Maschinenästhetik (oder des High-Tech-Stils) und eines ökologischen Imperativs, der bislang keine allgemein verständlichen Symbole hervorgebracht hätte. Dadurch würden Architekt:innen in widersprüchliche Richtungen gedrängt. Einerseits führe dieser Mangel an festen Überzeugungen zu einem radikalen Minimalismus, der als Ausdruck von Neutralität fungiere; andererseits fordere die stetige Konkurrenz um Aufmerksamkeit



Abb. 19: Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum (IKMZ) der Technischen Universität in Cottbus

Quelle: © Future Documentation

außergewöhnliche Wahrzeichen – die völlig neuartig erscheinen und keine Bezüge zu bekannten Religionen, Ideologien oder gestalterischen Traditionen aufweisen (Jencks 2002: 158). In der Folge entstünden zunehmend Architekturprojekte mit immer seltsameren Formen. Die entstehende ›Grammatik‹ dieser Architektur variiere von unbeholfenen Klecksen bis zu eleganten Wellenformen, von zerklüfteten Fraktalen bis zu unpersönlichen Datenlandschaften, orientiere sich aber vor allem an den sich ständig verändernden Mustern der *Natur* (Jencks 2002: 155).

Jencks bringt diesen Paradigmenwechsel in der Architektur mit einem tiefgreifenden Wandel in den Wissenschaften von einer mechanistischen Sichtweise der Welt hin zu »new sciences of complexity« in Verbindung, die u.a. durch den Computer bedingt werde:

»[...] one can discern the beginnings of a shift in architecture that relates to a deep transformation going on in the sciences and in time, I believe, this will permeate all other areas of life. The new sciences of complexity – fractals, non-linear dynamics, the new cosmology, self-organising systems – have brought about a change in perspective. We have moved from a mechanistic view of the universe to one that is self-organising at all levels, from the atom to the galaxy. Illuminated

by the computer, this new world view is paralleled by changes now occurring in architecture« (Jencks 2002: 155).



Abb. 20: Bücherturm im IKMZ in Cottbus

Quelle: © Future Documentation

Der Neubau des IKMZ markiert eine deutliche Abkehr vom sachlichen und nüchternen Zweckbau der Bibliothek der Moderne des 19. und 20. Jahrhunderts. Nachdem sich die Geschichte der Bibliotheksarchitektur seit Ende des 19. Jahrhunderts weitestgehend als eine Geschichte der *Rationalisierung* erzählen lässt, wird am Beispiel des IKMZ evident, inwiefern neue Bibliotheksgebäude nicht mehr nur als funktionale Hülle fungieren, sondern als besondere Wahrzeichen. Mit ihrer amöbenartigen Form und der mit ungeordneten, weißen Buchstaben bedruckten Fassade aus Glas hat das IKMZ in Cottbus nur noch wenig mit dem funktionalen Zweckbau der Bibliothek des 19. und 20. Jahrhunderts zu tun. Auch im Inneren der Bibliothek setzt sich die außergewöhnliche Gestaltung fort. Auch hier finden sich *keine* rechteckigen Grundrisse. Die jeweils unterschiedlich angeordneten Geschossebenen bringen in Kombination mit den Galerien vielmehr jeweils unterschiedliche Formen hervor (vgl. auch Tanneberger 2003: 70). Ein sogenannter Bücherturm verbindet alle Geschosse; dominant ist die Raumstruktur ohne abgetrennte Wände. Vom ersten bis zum sechsten Stockwerk erstreckt sich

darüber hinaus eine Wendeltreppe mit auffälliger Farbgebung in leuchtendem Gelb, Grün, Magenta, Rot und Blau als zentrales Element über alle Geschosse; das Gros der Arbeitsplätze ist um breite Tische angeordnet, an denen man sich auch unterhalten können soll (vgl. dazu auch Bauwelt 2005c: 12).

Blieb die Gestaltung von Bibliotheken seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis Ende der 1990er Jahre weitestgehend an Gesichtspunkten der Rationalität, Funktionalität und Flexibilität ausgerichtet, zeichnet sich hier eine andere Bauweise ab. Anstelle sachlich-nüchterner Zweckbauten in Form simpler Rechtecke, die auf die Möglichkeit zur Vergrößerung und Erweiterung von Bestand und Gebäude abzielen, entstehen Bibliotheksbauten in den 1990er Jahren vermehrt in ganz unterschiedlichen Formen. Anstelle möglichst simpler, kubischer Grundformen entstehen ikonische Architekturen. Diese ›neue Monumentalität‹ von Bibliotheken ist eine deutliche Abkehr von den Paradigmen des Bauens Mitte des 20. Jahrhunderts. Denn: anders als in den 1950er bis 1990er Jahren ist diese nicht mehr negativ konnotiert. Vielmehr ergeben sich auf diskursiver Ebene neue Oxymora: so wird der Neubau der Bibliothek von OMA im französischen Caen beispielsweise als »monumental, aber auch leicht« beschrieben (Baumeister 2017: 44). Dieser überwinde »den Archetyp des düsteren, nach innen gekehrten ›Bücherkastens‹« und strahle nicht nur auf die Stadt, sondern »auf die gesamte Region, ja sogar das ganze Land aus« (ebd.). Symbolisch stellt dies eine Abgrenzung von der ›Anti-Monumentalität‹ des sachlich-nüchternen Zweckbaus des 20. Jahrhunderts dar.

›Neue‹ Monumentalität im Innen und Außen

Der flexible Erweiterungsbau, seit Mitte des 19. Jahrhunderts die architektonische Lösung der Wahl, wenn Bibliotheken neu gebaut wurden, wird seit der Jahrtausendwende zunehmend zurückgewiesen. Im Umgang mit der Legitimationskrise, mit der Bibliotheken umgehen müssen, seit sie nicht exklusiv dafür sorgen, dass Gesellschaften mit Informationen versorgt werden, nimmt die Aufwertung der Gebäude von Bibliotheken eine zentrale Stellung ein. Dies gilt nicht nur für die Hülle der Bibliothek, ihre äußere Form, sondern auch für die Innenräume, mit denen sich Bibliotheken ›vor dem Verderben‹ retten wollen, wie in der folgenden Passage aus einem Interview mit einer Bibliothekar:in deutlich wird:

»Und wir sind dadurch, dass wir jetzt attraktive Räume haben, eben für Externe attraktiv geworden. Und ich habe immer gesagt, das ist für uns gutes Marketing, weil die normalen Bibliotheksdienstleistungen wie Ausleihe und Rückgabe von Medien retten ja Bibliotheken nicht vor dem Verderb. Das ist ja nun spätestens seit Bibliothekssterben.de bekannt. Und die Häuser sind ja auch zunehmend den Weg gegangen, schon seit vielen Jahren zu sagen, das ist auch nicht das alleinige Kerngeschäft. Ich würde es direkt auch als Kerngeschäft mal bezeichnen. Also was macht denn unseren Markenkern aus? Und wenn man die neueren Publikationen liest,

dann stehen ja da die Schlagwörter drin, wie etwa ›Dritter Ort‹, ›Begegnung‹, ›Kommunikation‹, ›Lernen‹, was auch immer. Auch konsumieren, meinethalben in einem Cafe. Und da steht ja nicht mehr als erstes ›wir geben Medien über die Tische‹. Natürlich steht das da auch, wir sind ja ein Medieninformationsspezialist, ganz klar. Und wir haben elektronische Angebote. Aber die Räume ist ja das, womit die Bibliotheken in den letzten Jahren sehr stark punkten« (Interview B3 2019).

Die interviewte Bibliothekar:in erhebt attraktive Räume im Zitat zum »Markenkern« von Bibliotheken. Weil diese sich nicht mehr über die »normalen Bibliotheksdienstleistungen« rechtfertigen ließen, setzen Bibliotheken verstärkt auf attraktive Räume. Klassische Bibliotheksleistungen wie Ausleihe und Rückgabe von Medien blieben zwar bestehen, sind aber nicht das, was Bibliotheken »vor dem Verderb« rettet. Die Räumlichkeiten sind es, die Bibliotheken für Externe attraktiv machen und das, mit dem Bibliotheken »in den letzten Jahren sehr stark punkten«. Dies gilt in besonderer Weise für öffentliche Bibliotheken, die keinem Sammelauftrag folgen. Aber auch in Forschungsbibliotheken steht eine attraktive Architektur hoch im Kurs. Die Bayerische Staatsbibliothek (BSB) in München gehört als zentrale Universal- und Landesbibliothek des Freistaats Bayern zu den großen Forschungsbibliotheken in Deutschland. Ihr gesetzlicher Auftrag besteht gemäß dem im Jahr 1663 installierten Pflichtexemplarrecht in Bayern darin, von jedem in Bayern erscheinenden Druckwerk zwei Exemplare zu sammeln. Und trotzdem kommt auch hier die Rede auf den sogenannten ›Wow‹-Effekt, der in Bibliotheken erzielt werden soll. Dieser könne über ganz unterschiedlich Wege bzw. Gestaltungselemente erreicht werden, bemesse sich in jedem Fall aber daran, eine Überraschung bzw. ein Erstaunen bei der Betrachter:in auszulösen.

Dies hat nicht immer einen Neubau zur Folge. Eine (Wieder-)Aufwertung erfahren haben auch und gerade repräsentative Architekturen aus dem 19. Jahrhundert. In der Bayerischen Staatsbibliothek ist es vielmehr die nahezu originalgetreue Rekonstruktion des Treppenhauses, welches Nutzer:innen »ansprechen und gefangen nehmen soll« (Interview B3 2019). Dieses entstand zwischen 1832 bis 1843 in seiner ursprünglichen Form und wurde nach Kriegsschäden zunächst nur »karg und schmucklos« wiederhergestellt (DBZ 2019). Im Jahr 2007 wurde der Aufgang, finanziert durch Förderer und Freunde der Bayerischen Staatsbibliothek, in seiner ursprünglichen Farbigkeit und Ornamentierung »in einer an die Gärtnerische Urfassung angenäherten Form« rekonstruiert (ebd.). Sowohl in Neubauten wie auch in sanierten Altbauten – großzügig gestaltete Eingangsbereiche spielen in zeitgenössischen Bibliotheksbauten eine Schlüsselrolle in der Aufwertung von Bibliotheken.

Die Neubewertung großer Eingangsbereiche repräsentativer Bauten aus dem 19. Jahrhundert ist eine bemerkenswerte Verschiebung in der normativen Bewertung der materiell-räumlichen Gestaltung von Bibliotheken. Diese wer-



Abb. 21: Treppenhaus in der Bayerischen Staatsbibliothek in München

Quelle: © Bayerische Staatsbibliothek

den weniger als abschreckende und unfunktionale Elemente angesehen, denn als ansprechende und großzügige Bereiche mit hoher Aufenthaltsqualität und ›Wow‹-Faktor mit besonderer ästhetischer Qualität wiederbelebt. Denn bis in die 1990er Jahre galten monumentale Eingänge und Treppenaufgänge noch als Antithese zum einladenden, offenen Bibliothekseingang. So unterzieht der Bibliothekar William Pierce monumentale Bibliothekseingänge in seinem im Jahr 1980 erschienenen Buch »Furnishing the Library« einer fundamentalen Kritik. Große Türen und massive Treppen in Bibliotheken seien in jedem Fall zu vermeiden, denn diese seien überdimensioniert, riesig, schwer und nur mühsam zu öffnen und stellten deshalb gerade für beeinträchtigte sowie nicht allzu robuste Nutzer:innen ein Zugangshindernis dar (Pierce 1980: 11). Die »monumentale Front« des gigantischen und im Stil des Klassizismus errichteten Eingangsbereichs der Ohio State University fügt Pierce als Negativbeispiel und »Antithese« zu seiner Idealvorstellung eines guten Bibliothekszugangs als an. Gute Bibliothekseingänge seien offen und »uncluttered« zu gestalten, d.h. ordentlich und übersichtlich.

Im 19. und 20. Jahrhundert verbanden sich Forderungen nach möglichst ›offenen‹ und ›zugänglichen‹ Bibliotheken mit einer Gestaltung auch materiell-räumlicher besonders ›offener‹ und ›zugänglicher‹ Eingänge. Mitte bis Ende des 20.

Jahrhunderts bedeutet dies in der Regel ebenerdige Bibliothekszugänge. Um den Zugang zur Bibliothek, so die Bauwelt in einem Artikel zur Amerika-Gedenkbibliothek aus dem Jahr 1955, »so bequem und einfach wie möglich zu machen«, wurden »alle Benutzerräume im Erdgeschoss vereinigt und der »entmutigende« Zutritt über Treppen in höhere Stockwerke vermieden« (Bauwelt 1955). Zugänge zu Bibliotheken sollen also möglichst gut zugänglich – und damit auch ohne Treppen gestaltet sein. Monumentale Aufgänge gelten als elitär und verpönt und stehen der Bibliothek als offenem Raum ganz materiell im Weg.

Heute sieht dies anders aus. Gerade Treppen kommt in diesem Kontext eine besondere Bedeutung zu. Nachdem diese lange als unnötige Barrieren galten, die es Nutzer:innen erschwerten, die Bibliothek zu betreten, finden seit der Jahrtausendwende besonders großräumig angelegte Treppen wieder vermehrt Einzug in Bibliotheken. Fungierten diese bis in die 1990er Jahre als funktionale Verkehrswege, werden diese in den letzten Jahren zu multipel nutzbaren Aufenthaltsräumen aufgewertet. Treppen zielen dabei nicht primär darauf ab, Höhenunterschiede trittsicher überwindbar zu machen, d.h. als funktionaler Verkehrsraum zu fungieren, sondern werden vielfach als bewusst gestaltetes Design- und »Kommunikationselement« eingesetzt. Sie sollen als Aufenthaltsort fungieren, zum Verweilen einladen, Kommunikationsprozesse befördern. Treppen sind insofern weder vorrangig repräsentative architektonische Elemente (wie im 19. Jahrhundert), noch rein funktionale Materialitäten (wie im 20. Jahrhundert), sondern erfüllen eine Reihe multipler Ansprüche, u.a. als Arbeits- und Aufenthalts-, Kommunikations- und Rückzugsort. Exemplarisch ist hierfür die unten abgebildete umgebaute Bibliothek in Tilburg in den Niederlanden.

In dem mehr als 18 Meter hohen zweischiffigen Hallenbau aus dem Jahr 1932 wurden früher Lokomotiven repariert; bis in die 1980er-Jahre hinein war Tilburg Wartungsstandort für die niederländische Eisenbahn. Danach erwarb die Stadt das Grundstück und ließ in den letzten Jahren den Umbau des ehemaligen Lokdepots durch das Architekturbüro Mecanoo in eine öffentliche Bibliothek vornehmen (BauNetz 2018). Das Architekturbüro (das auch die neue Bibliothek in Birmingham gestaltete) erhielt die offene Grundrissstruktur sowie den weitläufigen Charakter des ehemaligen Lokdepots. Zwei breite Lesetreppen »bilden das Herzstück der Halle« und den Zugang zu den beiden neu eingezogenen Galerieebenen, in denen neben einem Konzertraum auch ein Coworking Bereich eingerichtet wurde; ringsherum befinden sich Büros und Meetingräume (ebd.). Treppen (sowohl auf der zweiten als auch der dritten Ebene) der Bibliothek sind ein zentrales Gestaltungselement der Bibliothek als multifunktionaler Raum, der »nicht nur eine Ausleihestelle für Bücher und andere Medien [ist], sondern Begegnungsort, Rückzugsort, aber auch Co-Working-Space, Urban-Work-Space und Bücherei in einem« (DBZ 2019).



Abb. 22: Bibliothek LocHal in Tilburg, Niederlande

Quelle: © Stijn Bollaert

In der Relevanzsetzung progressiver Bibliothekar:innen steht eine attraktive Architektur heute vielfach an erster Stelle. Dieser Umbau lässt sich als Versuch deuten, sich von kommerziellen Informationsdienstleistern abzuheben, die zwar Informationen zur Verfügung stellen, aber keine physischen Aufenthalts- und Arbeitsräume bieten. Andere materielle Elemente in der Bibliothek sind dagegen vor allem vielfältiger, bequemer und individueller geworden.



Abb. 23: Dritte Etage der Oodi Bibliothek in Helsinki

Quelle: © Andrey Shardin

6.2 Vom statischen zum ubiquitären Arbeiten. Der Wandel der Innenraumgestaltung in Bibliotheken

Zwischen 1923 und 1997 war die Zentralbibliothek der Städtischen Bibliotheken in Dresden im Stadthaus untergebracht, einem Neubau des Architekten Ludwig Wirth aus dem Jahr 1923, der »eine Anzahl bisher verstreut liegender städtischer Ämter sowie die städtische Bücherei und Lesehalle in sich aufnehmen« sollte (Zentralblatt der Bauverwaltung 1922: 310). Neben städtischer Bücherei und Lesehalle beherbergte das Gebäude auch die Amtsräume des Schulamts, der Straßenbahn, des Krankenpflege- und Stiftsamtes und der Kriegsfürsorge (ebd.: 311). Bis zum Jahr 1997 blieb die Bibliothek im Stadthaus. Diskussionen um einen Umzug vollzogen sich zwar bereits früher¹, erst im Jahr 1997 bezog die Bibliothek aber schließlich andere Räumlichkeiten.

¹ Zwischenzeitlich wurde auch diskutiert, ob diese (gemeinsam mit dem Kabarett) Teil des »Haus[es] der sozialistischen Kultur« in Dresden werden sollte, für das im Jahr 1959 ein Architekturwettbewerb ausgeschrieben wurde und welches in den 1960er Jahren als ein für viele Zwecke nutzbares Kulturhaus entstand. Im Planungsverlauf wurden die Aufnahme von Bibliothek und Kabarett – mit Verweis auf Kostengründe – jedoch nicht realisiert (Kulturpalast Dresden 2023).

Im Jahr 1997 zog die Zentralbibliothek der städtischen Bibliotheken in das sogenannte »World Trade Center« in Dresden ein. Im Interview beschreibt der Leiter der Städtischen Bibliotheken diesen Umzug als primär betriebswirtschaftlich motivierte Entscheidung: Nachdem nach der Wende festgestellt worden sei, dass der alte Standort »von der Betonqualität her« sanierungsbedürftig sei und »überhaupt nicht mehr den Anforderungen einer Bibliothek entsprach«, habe man vor der Frage eines Neubaus oder einer Anmietung gestanden. Aufgrund der niedrigen Mieten habe man sich schließlich für eine Einmietung entschieden (Interview B8 2020).

Der Umzug der Zentralbibliothek in das World Trade Center im Jahr 1997 verknüpft sich auch mit einem Wandel des Angebots der Bibliothek, die ihren Nutzer:innen – »als eine der ersten Bibliotheken überhaupt« – »den Zugang zum WWW bietet«.² Der Einzug des Internets in die Bibliothek ist aus Sicht des Bibliotheksleiters der »erste große Schritt« auf dem »Weg zur Digitalisierung«. Die Entwicklung zuvor sei dagegen ein »klassisches Beispiel von Change Management« gewesen, das mit Digitalisierung noch nichts zu tun gehabt habe.

Zwanzig Jahre lang blieb die Zentralbibliothek im World Trade Center und damit einer Shopping Mall untergebracht, die das Architekturbüro Nietz Prasch & Sigl (heute: Tchoban Voss Architekten) (im Auftrag der Hamburger Unternehmensgruppe Büll & Dr. Liedtke) als einen Komplex aus sieben Gebäuden mit Stahl-Glas-Konstruktion entworfen hatte. Das als Büro- und Geschäftshaus neu-gebaute Gebäude entstand zwischen 1993 und 1996 auf dem Gelände des im Jahr 1991 abgerissenen Stammsitzes der Dresdner Schokoladenfabrik »Elbflorenz« in der Wilsdruffer Vorstadt, einer zu DDR-Zeiten zum VEB Kombinat Süßwaren Delitzsch zugehörige Süßwarenfabrik, die nach der Wende liquidiert worden war, nachdem sich kein Käufer für die Fabrik gefunden hatte. Neben der Zentralbibliothek zogen in das World Trade Center auch und vor allem Büroräume, Geschäfte, das Boulevard-Theater »Komödie«, diverse Restaurants und ein Hotel ein.

Ausgestattet wird die Bibliothek im World Trade Center damals erstmals mit Computerarbeitsplätzen. Aufgereiht werden dazu zahlreiche, jetzt mit stationären Computern versehene Schreibtische in genau bemessenen Abständen. Damit

2 »Und bei der Gelegenheit, das war 1997, haben wir dann mit der Telekom – da begann das Internet sozusagen – da haben wir gesagt, wenn wir ne neue Bibliothek machen dann sollten wir auch mal überlegen, ob wir den Nutzern Internet anbieten sollten, das waren die Zeiten, wo eben Bill Gates äußerte, ihr braucht keine Angst vorm Internet zu haben, wer keins hat, hatte damals ja noch niemand, der möge in die Bibliothek gehen, das war so ein amerikanisches Statement von Bill Gates und wir haben in Dresden tatsächlich 97 mit, durch Verhandlungen mit der Telekom, habe ich, so die ersten Geräte, die die Bibliothek bestellt hat und die ersten Internetzugänge, und das war wirklich so eine der ersten Bibliotheken, die den Nutzern wirklich den Zugang zum WWW ermöglicht hat« (Interview B8 2020).

zieht zwar eine neue Technologie in die Bibliothek ein, materiell-räumlich reproduziert sich in den neu eingerichteten Computerräumen zunächst aber eine alte Raumlogik aus den Fabriken des frühen 20. Jahrhunderts, die bereits Anfang des 20. Jahrhunderts in Bibliotheken einzog.



Abb. 24: Rechnerpool in der »medien@age« der Städtischen Bibliotheken Dresden
Quelle: © Conrad Nutschan (Wikimedia Commons)

Hinter dieser Kontinuität tradierter Raumordnungen steht ein Gestaltungsverständnis, das die Bibliotheksplanung bis weit in die 1990er Jahre prägt und die Innenraumgestaltung von Bibliotheken primär nach ökonomischen Gesichtspunkten ausrichtet. Rechteckige Tische (analog zum rechteckigen Grundriss der Bibliothek) werden runden Tischen vorgezogen, denn diese nutzen den begrenzten Platz in der Bibliothek optimal aus (Pierce 1980: 25).³ Die Ende der 1990er Jahre neu in Bibliotheken eingerichteten Computerräume halten also zunächst an tradierten Raumordnungen (im Stil früherer Fabrikarchitektur) fest. Begründet

³ Carrells, d.h. räumlich abgeschirmte Einzelarbeitsplätze, sollten höchstens vereinzelt zur Unterbrechung der Monotonie der Raumorganisation eingesetzt werden. Zu vermeiden sei in jedem Fall die »Gefängnis-Atmosphäre« der großen Tische in den Bibliotheken des 19. Jahrhunderts (Pierce 1980: 21).

wird dies auch über die Privatsphäre der Nutzer:innen, die über einen angemessenen Abstand der Tische zueinander gewahrt werden müsse:

»Neben den erwähnten Prinzipien zur Integration der Technik ist vor allem die Privatsphäre der Nutzer zu respektieren und damit zu gewährleisten. Gerade wenn auch E-Mails gelesen oder Nutzerkonten aufgerufen werden, sollte ein gewisser Abstand eingehalten werden, damit sich die Nutzer nicht gezwungenermaßen gegenseitig auf den Bildschirm sehen. Mit »sozialer« Kontrolle der Internetnutzung hat das nichts zu tun, wohl aber mit dem Schutz persönlicher Daten und Diskretion. Oft sieht man hier leider Lösungen, bei denen die Nutzer Schulter an Schulter stehen müssen« (Eigenbrodt 2009: 240).

Erst um die Jahrtausendwende kommt Bewegung in die Gestaltung der Innenräume. Während Bibliotheken in den 1990er und 2000er Jahren vor allem als Orte der konzentrierten Einzelarbeit mit festen, meist starr angeordneten Arbeitsplätzen konzipiert waren, veränderten sich im Zuge der 2010er Jahre nicht nur die Anforderungen an die technische Ausstattung in Bibliotheken, sondern auch die Erwartungen an räumliche Flexibilität und Privatheit. Die zunehmende Verbreitung mobiler Endgeräte – Laptops, Tablets und Smartphones – führte dazu, dass Nutzer:innen nicht mehr auf fest installierte Rechner angewiesen waren. Diese neue Form der Nutzung hatte direkte Auswirkungen auf die Innenraumgestaltung. Neben der Notwendigkeit flächendeckender Stromversorgung und WLAN-Infrastruktur differenzierte sich die räumliche Gestaltung zunehmend aus. Dadurch gewann das Prinzip »ubiquitären Arbeitens« an Bedeutung: Lernen und Arbeiten sollten überall in der Bibliothek möglich sein – im Lesesaal, im Cafébereich, auf Sitzinseln oder zwischen den Regalen. Modulare Möbelsysteme, Rückzugsnischen, variabel nutzbare Arbeitsplätze und Zonierungen, die sowohl Kommunikation als auch Konzentration ermöglichen, zogen in die Bibliothek ein. Komfortable Sitz- und Aufenthaltsgelegenheiten zielen darauf ab, Nutzer:innen eine maximale Bandbreite an Nutzungen und Bequemlichkeit zu bieten.

Feststellen lässt sich dabei auch eine Konvergenz zwischen öffentlichen und wissenschaftlichen Bibliotheken. Auch in wissenschaftlichen Bibliotheken wird die Vielfalt an Sitz- und Arbeitsgelegenheiten zum »Geheimnis einer guten Bibliothek« erhoben (Interview B7 2020). Angeboten werden dürfe, so etwa die Direktion der Bayerischen Staatsbibliothek München, nie nur ein Typus Arbeitsplatz; vielmehr müsse immer eine »Varietät« von Arbeitsplätzen vorhanden sein. Dies könne »ein Carrell sein, das muss aber auch ein Gruppenarbeitsraum sein« (ebd.).

Die Bayerische Staatsbibliothek in München ist in einem Gebäude untergebracht, das vom Architekten Friedrich von Gärtner als Hof- und Staatsbibliothek entworfen und in den Jahren 1832 bis 1843 gebaut wurde. Das 1843 nach einem Entwurf des Architekten Friedrich von Gärtner im Auftrag des bayerischen Kö-

nigs Ludwig I. als Hofbibliothek konzipierte und errichtete Gebäude im Stil des Klassizismus hat in den letzten Jahren eine Reihe von Umbaumaßnahmen erfahren. Neben funktionalen Instandsetzungen und Sanierungen am denkmalgeschützten Gebäude zählt dazu die Umgestaltung einiger Lesesäle. Ursprünglich beherbergte das historische Bibliotheksgebäude 61 Büchersäle in 77 Räumen. Mittlerweile stehen den Nutzer:innen der Bibliothek insgesamt sechs Lesesäle in unterschiedlichen Größen zur Verfügung (Sommer 2019). Diese wurden alle nach der Zerstörung von großen Teilen des Bibliotheksgebäudes im Zweiten Weltkrieg neu errichtet bzw. eingerichtet (ebd.). Im Jahr 2019 wurde die sogenannte »Plaza« als »Lese- und Lounge-Landschaft« im Erdgeschoss des Ostflügels der Bibliothek eingerichtet, die »mit einem normalen Lesesaal wenig gemein hat. Statt still vor Büchern zu sitzen, darf man dort ratschen und diskutieren« (SZ 2018).

Die Fläche, auf der die »Plaza« heute Platz findet, war über die Jahre hinweg mit verschiedenen Umnutzungen verbunden, die aus Sicht der stellvertretenden Leitung der BSB exemplarisch auch »ein Schlaglicht auf den stattfindenden radikalen Medienwandel in Bibliotheken wie auch die Kalamitäten und Zwänge eines denkmalgeschützten Gebäudes werfen« (Sommer 2019). Ursprünglich befand sich dort, wo heute die »Plaza« Platz findet, die Kataloghalle, die sich über die gesamte Länge des 36m langen Gebäudeflügels erstreckte. Im Zuge der Digitalisierung der Kataloge wurde die Fläche, »der Raumnot gehorchend mit Glasbüros für die Verwaltung eingerichtet, die keinen baulichen Eingriff in die Gebäudestruktur darstellten« (ebd.). Im Zuge von größeren Umstrukturierungsmaßnahmen, die zur Auslagerung einiger Abteilungen an separate Standorte führte, konnte die Fläche schließlich wieder für die allgemeine Nutzung durch die Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden: Geschaffen werden sollte mit der Plaza ein Ort mit hoher Aufenthaltsqualität für die Nutzer:innen, »in dem sowohl Kommunikation und Treffpunkte für kommunikationsbasiertes Lernen in Kleingruppen wie auch Privatsphäre und Ruhepole für die Nutzer ermöglicht werden« (ebd.). Drehbare hohe Ohrensessel, Sofas und Sitzkabinen mit hohen und niedrigen Rückenlehnen bieten eine akustische Abschirmung; visuelle Abschirmungen werden beispielsweise »mit Wandoptionen im venezianischen Spalierstil, stoffbezogenen Raumteilern und Blumenkübeln erreicht« (ebd.). Kennzeichnend ist die Vielzahl individuell gestalteter Arbeitsplätze, die den Nutzer:innen sowohl Orte zur Kommunikation, als auch »Rückzugsmöglichkeiten für Lernen in agilen Umgebungen« bieten sollen (Sommer 2019). Die neue Einrichtung soll »flexibel, zugänglich, komfortabel, abwechslungsreich sein und auch einen gewissen Wow!-Faktor aufweisen« (ebd.).

Zunächst nur unter einem »allgemeinen Aufenthaltsaspekt« angedacht, würden die »unterschiedlich eingerichteten »Arbeitsinseln« überraschenderweise



Abb. 25: Im Jahr 2018 umgestaltete ›Plaza‹ im Erdgeschoss des Ostflügels der Bayerischen Staats- und Landesbibliothek in München

Quelle: © Burkhard Mücke (Wikimedia Commons)

»tatsächlich zum Arbeiten genutzt« (ebd.). Schlüssel dafür sei die »Behaglichkeit«, gerade »Leute, die so eine legere Umgebung lieben« hielten sich dort gerne auf (ebd.).



Abb. 26: Im Jahr 2018 umgestaltete ›Plaza‹ im Erdgeschoss des Ostflügels der Bayerischen Staats- und Landesbibliothek in München

Quelle: © Burkhard Mücke (Wikimedia Commons)

Über die Umgestaltung wird evident, inwiefern sich in der materiell-räumlichen Gestaltung von Bibliotheken neue Managementtheorien und Ideen durchgesetzt haben, die sowohl vom kybernetisch inspirierten offenen Landschaftsmodell räumlicher Arbeitsorganisation als auch von modularisierten Cubicle-Modellen geprägt sind. Diese Bezugnahme ist ein weiteres Beispiel der ständigen Bezugnahme von Bibliotheken zu kommerziellen Informationsdienstleistern. Einerseits grenzen sich Bibliotheken von diesen ab – in wissenschaftlichen Bibliotheken darüber, indem sie eine Informationsversorgung leisten, die verlässlich geprüfte, werbe- und kostenfreie Informationen anbieten –, andererseits imitieren sie das Angebot von Coworking Spaces, Google & Co. und anderen Unternehmen aber auch in spezifischer Weise. Die räumliche Adaption von *New Work*-Settings – von flexiblen Möblierungen bis zu ›Startup-Ästhetik‹ – ist nicht nur funktional, sondern auch symbolisch: Sie signalisiert Offenheit, Zeitgenossenschaft und Anschlussfähigkeit an aktuelle Diskurse – und lässt sich demnach als Versuch lesen, gesellschaftlich relevant zu bleiben. Der Konkurrenz kommerzieller Informationsdienstleister begegnen also auch Forschungsbibliotheken mit der massiven Aufwertung ihrer gebauten Räume.

Anders als im Kontext von Arbeitsumgebungen, für welche schon in den 1930er Jahren neue Formen räumlicher Organisation entwickelt wurden, erfolgte diese Adaption ›neuer Raumkonzepte‹ allerdings erst, als Bibliotheken in die Krise gerieten: Weil die starre, monotone und hierarchische Raumeinteilung für projektförmiges Arbeiten nicht mehr angemessen erschien (Stäheli 2021: 345), tauchten bereits in den 1930er Jahren, – d.h. zu einem Zeitpunkt, als Bibliotheken sich gerade die Architektur von Fabriken zu eigen machten –, erste Ansätze auf, die stärker organische Formen anstelle parzellierter Arbeitsplätze als angemessene Arbeitsumgebungen vorsahen. Ein frühes Beispiel dieser »büroarchitektonischen Trendwende« ist »Frank Lloyd Wrights ikonischer *Great Workroom* in der Johnson Wax Factory aus dem Jahr 1939, der sich mit organischen Formen bereits vom standardisierten Hallenmodell löst. Besonders wirkmächtig war dann die vom deutschen Architekturbüro Quickborner Team in den frühen 1960er Jahren entwickelte ›Bürolandschaft‹, etwa für den Bertelsmann Verlag« (Stäheli 2021: 344–345). Dieses Modell wich von der Organisation von Arbeitsplätzen in Zellenform zugunsten eines Modells der ›Bürolandschaft‹ ab und zielte (als Alternative zum amerikanischen Export des Großraumbüros entwickelt) darauf ab, Arbeit nach neuen Kriterien zu organisieren und darüber einen Beitrag zur Humanisierung von Arbeit zu leisten: »Während Ergonomie und humane Arbeitsbedingungen in der industriellen Arbeitswelt bereits eine Tradition besaßen, war die Bürolandschaft im Kontext der 1960er Jahre eine Reaktion auf die sich ankündigende Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft, deren Wertschöp-

fungen sich zunehmend von der industriellen Arbeit weg verlagerte« (ARCH+ 2007).

Erst jetzt setzen auch Bibliotheken verstärkt auf New Work-Prinzipien: Die »kreativökonomische Raumgestaltung« ästhetisierter Arbeitsumgebungen, »die auf ein positives sinnliches Erleben abhebt, um eine subjektive Grundhaltung zu schaffen, die sich offen zeigt für affektiv-kreative Impulse« (Prinz 2012: 246) zieht in den letzten Jahren also auch in Bibliotheken ein. Eine wichtige Referenz dafür sind für Bibliotheken Coworking Spaces, mit denen Bibliotheken in meinen Interviews mehrfach selbstläufig verglichen wurden. Das räumliche Organisationsmodell von Coworking Spaces »für zunehmend flexibel und mobil organisierte Erwerbsverhältnisse im wissensintensiven Dienstleistungssektor« (Merkel/Oppen 2013: 6) entstand um 2005 herum und hat seitdem breite Verbreitung und großen kommerziellen Erfolg erfahren.⁴ Die Basisleistung von Coworking Spaces, deren Entstehung und Verbreitung im Zuge intensiver Digitalisierungsprozesse befördert wurde, besteht darin, einen Arbeitsraum und eine Infrastruktur bereitzustellen. Darüber hinaus definieren sich die Anbieter über die Bereitstellung »sozialer Interaktionsräume« und einer daraus entstehenden »Gemeinschaft« der Nutzenden (Görmar/Bouncken 2020: 231). Coworking Spaces versprechen im Kern keinen wirtschaftlichen Nutzen, sondern bieten einen Arbeitsplatz »inmitten einer Community Gleichgesinnter« (Regus 2020), der Kommunikation und soziale Beziehungen fördert, sowie »unübertroffene Flexibilität« (WeWork 2020) ermöglichen soll. »Agiles, flexibles, orts- und raumunabhängiges Arbeiten« übersetzt sich dabei in eine Form der Inneneinrichtung, die einen Mix aus Flächen bietet, die konzentriertes Arbeiten *und* verschiedene Arten von Teamwork ermöglicht: »Wir brauchen beides – die Privatsphäre, in der wir ruhig und konzentriert arbeiten, und Kreativzonen, in denen Ungeplantes, Kreatives entsteht«.⁵ Charakteristisch ist genau die Verbindung dieser »beiden Welten« – um »daraus eine neue Kultur entstehen zu lassen« (ebd.).

Auch in Bibliotheken wird die Raumaufteilung vermehrt derart flexibilisiert, dass eine »ideale Anpassung an kurzfristig anberaumte Projekt- und Teamarbeit gewährleistet wird« (Stäheli 2021: 347). *New Work* steht für eine neue Art des Umgangs mit Wissen: vernetzt, prozessorientiert, partizipativ usw. Bibliotheken als Schnittstellen für Wissensarbeit adaptieren diese Prinzipien – und zwar nicht nur konzeptionell, sondern auch räumlich und zwar auch in Bibliotheken, die funktional weiterhin als »Universalbibliothek«, »Schatzhaus des kulturellen Er-

4 Der folgende Absatz – zur Definition von Coworking Spaces – ist dem Artikel »Mikroarchitekturen der Pandemie. Räume des Arbeitens in Zeiten von Corona« entnommen (Wandelt/Schmidt-Lux 2021b).

5 <https://newmanagement.haufe.de/organisation/new-work-architektur>

bes« und »multimedialer Informationsdienstleister für die Wissenschaft« fungieren (Bayerische Staatsbibliothek 2016) und in Gebäuden aus dem 19. Jahrhundert beherbergt sind.

6.3 Vom Zentrum zur Leerstelle. Servicetheken im Umbau

Die Zentralbibliothek der Stadtbücherei in Frankfurt am Main befindet sich seit 2007 in einem durch das Architekturbüro KSP Engelmann umgestalteten Gebäude aus den 1950er-Jahren. Nachdem der alte Standort der Bibliothek an der Zeil in der Folge städtischer Einsparungsmaßnahmen nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, zog die Zentralbibliothek in ein Gebäude um, das ehemals die Sparkasse in Frankfurt beherbergte.⁶ Im Zuge des Umbaus wurde u. a. das Dach über dem Atrium um ein Geschoss angehoben und die Decke zum 1. UG in Teilbereichen geöffnet. So entstanden großzügige, über fünf Geschosse verteilte Flächen für die Bibliothek (Stadtbücherei Frankfurt 2007: 7). Die öffentlichen Bibliotheksbereiche in Untergeschoss, Erdgeschoss und erstem Geschoss wurden über einen im sogenannten Leseturm integrierten Aufzug und eine Treppenanlage miteinander verbunden. Der Verwaltungsbereich im 2. Obergeschoss steht über eine transparente Verglasung in Sichtkontakt zur Halle. Die neue Decke über der Halle erhielt zur natürlichen Belichtung des »Marktplatzes« kegelförmige Oberlichter.

Auch die Stadtbibliothek in Frankfurt ist im Zuge dieses Umbaus über eine spezifische Qualität der Architektur ganz gezielt im Medium von Architektur aufgewertet worden. Zentral dafür sind großzügige Bereiche in Form besonders hoher Decken und des weitläufigen Atriums.⁷ Diese Elemente sind es, die eine

⁶ »Im Oktober 2003 forderte ein Stadtverordnetenbeschluss für die Stadtbücherei eine Mieteinsparung am Zentralstandort Zeil von jährlich 300.000 €. Von den eingesparten Kosten sollten 200.000 € dem Medienetat zugute kommen. Diese Forderung ließ sich für den alten Standort Zeil nicht umsetzen, dessen Mietvertrag ohnehin Ende 2007 ausgelaufen wäre. Neben dem Gebäude an der Hasengasse waren weitere Standorte im Gespräch: das ehemalige Möbelhaus Hess an der Konstablerwache, ein Neubau im Ostend (beide Vorschläge 2003) und ein Neubau über dem Archäologischen Garten (2005). Im Februar 2005 fand dann die erste Ortsbegehung im Gebäude an der Hasengasse statt, um seine Eignung zur Umnutzung als Stadtbücherei festzustellen.« »Das Gebäude an der Hasengasse liegt in einer sog. 1b-Lage. In Bank- und Maklerkreisen wird Frankfurt in Zonen nach Umsätzen klassifiziert, um erzielbare Mieten auszuloten. Zu 1a-Lagen gehören etwa die umsatzstarke Zeil oder die Goethestraße. Als 1b-2b-Lagen gelten alle Geländeteile südlich der Zeil, ausgenommen des Holzgrabens. Die Stadt sieht in der Auswahl der Standorts für die neue Stadtbücherei einen wichtigen Baustein zur Aufwertung und Belegung des Areals zwischen Zeil und Römer« (Stadtbücherei Frankfurt 2007: 7).

⁷ Die Herstellung einer solchen Weitläufigkeit über besonders großzügige, über mehrere Stockwerke reichende Eingangsbereiche ist in den letzten Jahren zu einem weit verbreiteten Gestaltungselement geworden, das sich nicht nur in Bibliotheken beobachten lässt. In seinem Artikel »Situating the Atrium:

»hochwertige, aber sehr einladende Atmosphäre« schaffen, gleichzeitig aber auch eine »intime und konzentrierte Stimmung erzielen« – ohne dabei »Angst zu machen« (Interview B3 2019).

Der Umbau der Bibliothek war mit dem Umzug der Bibliothek an einen neuen Standort allerdings noch nicht abgeschlossen. Stück für Stück wurde die Bibliothek auch danach »an neue Services, Nutzerwünsche und gesellschaftliche Veränderungen angepasst« (Lotz 2019: 282). Zu Beginn standen eine erweiterte Rückgabeanlage und ein neu gestalteter Servicebereich: Nachdem die Rückgabeanlage der Bibliothek sehr gut angenommen worden sei, mit vier Sortiercontainern allerdings auch schnell überlastet war, entschied man sich zum Einbau einer größeren Rückgabeanlage – und im Planungsprozess schließlich schnell auch zu einer Neugestaltung des gesamten Servicebereichs (Stadtbücherei Frankfurt 2007: 8). Die Neugestaltung resultierte also zunächst aus einem technischen Problem (der Erweiterung der Rückgabeanlage, um ein Überlaufen der Sortieranlage zu verhindern), führte schließlich aber dazu, dass auch die materiell-räumliche Gestaltung des Servicebereichs im Gesamten überdacht wurde. »Brauchen wir mit einer großen Rückgabeanlage noch eine Servicetheke im ursprünglichen Umfang? Ist die Servicetheke so gestaltet, dass sie uns einen kundenfreundlichen Service ermöglicht?« (Lotz 2019: 282).

An der Stelle der alten Servicetheke, einem großen geschlossenen U, entstand im Zuge des etwa einjährigen Umbaus in Frankfurt schließlich ein neuer »Multifunktionsarbeitsplatz« (Stadtbücherei Frankfurt 2007: 1) in Form eines »neustrukturierten Servicebereichs mit verschlankter und modular aufgebauter Theke

A Cultural Political Economy« (Jones 2023) diagnostiziert Paul Jones für die letzten zwanzig Jahre vielmehr einen Trend hin zu bzw. die zunehmende Beliebtheit von Atrien, d.h. großen, hohen, offenen und weitestgehend leeren Räumen in vielen zeitgenössischen Bauten, darunter (neben Bibliotheken) auch in Hotels, Einkaufszentren, Kasinos, Krankenhäusern, Museen, Galerien, Schulen, Bürogebäuden und Universitäten. Über solche Atrien, also besonders großzügige, leere Eingangsbereiche werde über den Kontrast zwischen großen, leeren Volumina und den in Relation dazu verhältnismäßig kleinen menschlichen Körpern ein »Wow-Faktor« erzeugt (ebd.: 14). Vielfach hat dies mit einer besonders Raumhöhe zu tun. Die Disjunktion zwischen sehr großem Raum und kleinem menschlichem Körper ist eine Technik, die auch in vielen religiösen Bauten zu finden ist (Steets 2017); über riesige Räume soll hier die Herrlichkeit des Metaphysischen betont und bei den Anhängern Ehrfurcht hervorgerufen werden (vgl. auch Jones 2023: 14; Kaika/Thielen 2006). Der Kontrast zwischen dem Gigantischen und dem Winzigen, der als Abwandlung des Kontrasts zwischen dem (gigantischen) Universum und dem (winzigen) Menschen gedeutet werden kann, ist ein zentrales, konstruktives Element in religiösen Bauten fast jeder Religion, das in der Architektur sowohl vertikal als auch horizontal umgesetzt wird (vgl. dazu Steets 2017: 131). Während Paul Jones die zunehmende Beliebtheit von Atrien allerdings darüber erklärt, dass der leere Raum des Atriums den Wert der umliegenden Räume steigere – und den Konsum bzw. die Vermietung darüber ankurbele (ebd.: 18), lassen sich Atrien in Bibliotheken dagegen plausibler als intentionale Aufwertungsstrategie des Raums der Bibliothek deuten, über die Besucher:innen angezogen werden sollen.

mit Selbstverbucherstation und Kassenautomat« (Lotz 2019: 282). Neben der Theke wurden ein Selbstausleih- sowie Kassenautomat installiert, an dem Nutzer:innen selbsttätig Verbuchungsvorgänge durchführen, Geld wechseln und Gebühren bezahlen können.

Als zentraler Schnittstelle zwischen Bibliothekar:innen und Nutzer:innen kommt der Servicetheke in der materiell -räumlichen Gestaltung von Bibliotheken eine besondere Relevanz zu. Bereits im Jahr 1998 hielt der Bibliothekar Konrad Heyde ein flammendes Plädoyer zur Abschaffung der Servicetheke, die auch die Verkleinerung der Servicetheke in der Zentralbibliothek in Frankfurt in ähnlicher Weise begründeten. Weil der zentralen Theke die Funktion genommen sei, inhaltliche Angebote zu übermitteln und letztlich nur noch »formal-technische Funktionen, vor allem Kontrolle und Verbuchung« übrig blieben, die heute automatisiert bzw. mit Hilfe technischer Geräte durch den Bibliotheksbesucher selbst vorgenommen werden könnten (ebd.: 12/13), lasse sich die Servicetheke »aus dem Weg [...] räumen« (ebd.). Vieles spreche dafür »ihr weitere Funktionen zu nehmen und diese auszulagern; die an ihr zusammengefassten Arbeitsabläufe zu entbündeln und zu dezentralisieren; die Arbeitsabläufe des Ausleihbetriebs, die weitgehend von ihr ausgehen und bei ihr wieder zusammenlaufen, die also auf sie als Zentrum zugeschnitten sind, anders zu organisieren« (Heyde 1999: 12/13). Die Servicetheke sei nicht nur ein Modus von Distanzgewinn und Versachlichung, sondern in erster Linie eine »gewaltige Sicherungsmaßnahme« und eine materielle Form der Machtausübung:

»Vor und hinter der Theke befinden sich Menschen, die einander zugewandt sind und miteinander agieren, jedoch durch die Theke voneinander getrennt sind und auf Distanz gehalten werden. Außerdem können sie einander nur halbiert wahrnehmen, denn die Theke blendet beim jeweiligen Gegenüber den Unterleib weg; dadurch wird das noch Wahrnehmbare betont, also der Kopf, das Gesicht, die Hände; Sehen, Sprechen, Hören, Mimik und Gestik. Die Theke entsinnlicht und verhilft dazu, Emotionen im Zaum zu halten und den Umgang miteinander zu versachlichen. Und dem dient auch, was an der Theke geschieht und wie es geschieht; denn hier handelt es sich um ein zweckgerichtetes, ausschnitthaftes Handeln nach Regeln, von denen erwartet wird, daß sich alle ihnen unterwerfen. Vor allem an der Theke wird die Benutzungsordnung exekutiert. Reduktion, Reglementierung und Ritualisierung des Handelns sowie des Dazwischenstellens der Theke als materielle Barriere zwischen den Agierenden sind gewaltige Sicherungsmaßnahmen, die darauf schließen lassen, daß hier Schlimmes geschieht oder geschehen könnte. An der Theke wird Macht ausgeübt« (Heyde 1999: 9).

Auf dieser Grundlage schlussfolgert Heyde, dass die »vaubanartige Dominanz« der Theke, ihre »massive Wichtigkeit« abgebaut, die Theke – kurz gesagt – »entmaterialisiert« werden solle, »sie also kleiner, leicht und transparent zu machen« und »schließlich ganz zu beseitigen« (ebd.: 12). Gänzlich »entmaterialisiert« wur-

de die Servicetheke in Frankfurt zwar nicht, sie hat sich aber in spezifischer Weise verändert.

Nicht in allen Bibliotheken hat sich die Servicetheke auf diese Weise verändert. In anderen Bibliotheken stehen die Servicetheken wie eh und je in der Bibliothek – auch welche mit »vaubanartiger Dominanz«, wie sie Konrad Heyde Ende der 1990er Jahre anprangert, so z.B. in der im Jahr 1897 eröffneten *Library of Congress* in Washington. In der Mitte der in konzentrischen Kreisen angeordneten Arbeits- und Sitzplätze steht die Theke, von der aus sich von einer erhöhten Mitte der gesamte Raum überblicken lässt. Zugestanden wird damit auch eine gewisse Kontrolle aller Anwesenden, die über den erhöhten Blick genau beobachtet und potentiell sanktioniert werden können.



Abb. 27: Lesesaal der Library of Congress in Washington

Quelle: © Carol M. Highsmith

So plakativ die von Heyde beschriebene Machtausübung bzw. Machtasymmetrie über Servicetheken am Beispiel der spezifisch materiell-räumlichen Gestaltung der Servicetheke in der *Library of Congress* deutlich wird, so selten ist diese in Bibliotheken anzutreffen. In meiner Forschung ist mir keine andere Servicetheke begegnet, die so gestaltet ist. Architektur befördert Wandel aber nicht nur, sie kann sich auch gegen Wandel sperren. Dies kann am Beispiel der Servicetheken in der Stabi am Potsdamer Platz deutlich werden, die Nutzer:innen materiell-räumlich noch genauso gegenübertreten wie in der Bauzeit der Bibliothek in den

1970er Jahren – samt Schnurtelefon, Drehstuhl und Aktenordnern (vgl. *Abbildung 28*). Der Unterschied liegt darin, dass diese vielfach unbesetzt und leer bleiben – oder von Nutzer:innen als zusätzliche Arbeitsplätze angeeignet werden. Weil viele Funktionen (Ausleihe und Rückgabe, Entrichtung von Gebühren) von Kund:innen mittlerweile selbstständig ausgeführt werden können, hat die Servicetheke – die zentrale Schnittstelle wie potentielle Barriere zwischen Bibliothekar:innen und Nutzer:innen – in vielen Fällen an Relevanz verloren. In anderen Fällen hat sich an der originären räumlich-materiellen Gestaltung der Servicetheke zwar nichts verändert, genutzt wird diese aber inzwischen in neuer Weise.



Abb. 28: Unbesetzte Servicetheke in der zweiten Etage der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz (Juli 2023)
Quelle: Eigene Aufnahme



Abb. 29: Unbesetzte Servicetheke im Foyer der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz (Juli 2023)

Quelle: Eigene Aufnahme



Abb. 30: Durch eine Person besetzte Servicetheke im Erdgeschoss der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz (Juli 2023)

Quelle: Eigene Aufnahme



Abb. 31: Eingangsbereich der DOKKI in Aarhus, Dänemark (August 2020)

Quelle: Eigene Aufnahme

In anderen Fällen sind Servicetheken kleiner und mobiler geworden wie in der DOKKI, deren Eindruck des Eingangs der DOKKI ich wie folgt festhalte:

»Der Haupteingang besteht aus einer Schiebetür aus Glas und einer Drehtür. [...] Der Eingang fühlt sich sehr offen an. Am Eingang gibt es keine Kontrolle; die Infotheke befindet sich etwa 20 Meter weiter hinten [...] Im Prinzip kann die gesamte Bibliothek dadurch betreten und benutzt werden, ohne auch nur einmal an der Infotheke vorbeizukommen« (Feldnotizen 2020).

Anhand der Abbildung wird deutlich, wie weit zurückgesetzt die als »Info« bezeichnete Theke in der DOKKI positioniert ist. Mit der Lichtinstallation aus Kupfer erinnert diese in ihrer Gestaltung mehr an Boutique-Hotels als an traditionelle Servicetheken. Über die zurückgesetzte Servicetheke bleiben Bibliothekar:innen durch Nutzer:innen adressierbar. Darüber, dass diese nicht direkt am Eingang positioniert ist, fungiert diese nicht als Kontrollinstanz des Ein- und Ausganges. Zusätzlich zu der zentralen Infotheke befinden sich in der Bibliothek über verschiedene Abteilungen verteilt verhältnismäßig kleine, abgerundete Stationen als weitere Servicepunkte. Diese schirmen die Mitarbeiter:innen zwar ab, auch in der Hochphase von Corona wirken die kleinen Infopunkte aber verhältnismäßig niedrigschwellig. Bibliothekar:innen werden so auch materiell-räumlich mobilisiert. Diese wirken an unterschiedlichen Orten und sind an verschiedenen Orten ansprechbar.

7. Praktiken

7.1 Dienstfertige Gelehrte, Shushing Librarians, Entrepreneurial Changemaker. Sozialfiguren in Bibliotheken im Wandel

Dienstfertige Gelehrte

Im Jahr 1783 ordnete Friedrich II. an, dass Bücher der Königlichen Bibliothek (die heutige Staatsbibliothek Berlin) nicht mehr für den Hausgebrauch ausgeliehen werden durften. »Ein Recht auf Nachhausenahme der kostbarsten, selbst uneretzlichen Werke, Handschriften usw. den Tausenden Benutzern der Anstalt einzuräumen«, so Friedrich II., »würde mit der Sicherheit solcher Werke unvereinbar seyn, und in kurzer Zeit die empfindlichsten Verluste herbeiführen« (Friedrich II. zitiert in Wilken 1828). Sollten Leute kommen, die Bücher lesen oder etwas darin nachschlagen wollen, »so müssen sie sich bei dem Bibliothecaire melden. Der schickt sodann den Diener der Bibliotheque mit, welcher den Leuten die Bücher, so sie verlangen und lesen wollen, hervorlangt« (Friedrich II. zitiert in ebd.). Die Benutzung von Bibliotheken und Büchern ist Mitte des 18. Jahrhunderts nur unter Aufsicht eines anwesenden Bibliothekars möglich: »Es muß zu dem Ende kein Fremder und Unbekannter in derselben allein gelassen werden, sondern immer Jemand von ihnen dabey sein« (Friedrich II. zitiert in ebd.). Bibliothekare müssen deshalb einerseits »sehr gut Bescheid wissen«, sich also sehr gut mit dem Bestand auskennen, fungieren andererseits aber auch als Dienstleister, Gatekeeper und Aufsichtspersonen, die alle »menschenmögliche Vorsicht« zu gebrauchen haben, damit den wertvollen Werken »kein Schaden geschiehet« (Friedrich II. zitiert in ebd.). Die zentrale Sozialfigur der Bibliothek des 18. Jahrhunderts ist der Bibliothekar als *dienstfertiger Gelehrter* (Plassmann 1972).

Im 18. Jahrhundert existierte noch kein Nutzungsrecht im Sinne eines subjektiv-öffentlichen Rechts, d.h. kein individueller *Anspruch* auf Benutzung. Vielmehr galt typischerweise eine »freiheitliche Art der Benutzung« *ohne* geschriebene Rechtsgrundlage, deren eigentliche Stütze der »dienstfertige und möglichst gleichzeitig gelehrte Bibliothekar« war (Plassmann 1972: 163). »Wo [gelehrte und

dienstfertige] Bibliothekare fehlten, da konnten auch noch so interessierte Benutzer wenig erreichen« (ebd.: 160). Die ›Dienstfertigkeit‹ der gelehrten Bibliothekare blieb deshalb die entscheidende Voraussetzung für die Benutzung von Bibliotheken im 18. Jahrhundert. Für den typischen Nutzer von Bibliotheken aus dieser Zeit – »der einzelne Gelehrte oft auf der Suche nach Handschriften und alten Drucken viele Bibliotheken bereisend« (ebd.: 152) – bedeuteten diese Verhältnisse nicht zwangsläufig erschwerte Zugangsbedingungen. Reiseberichte der wenigen Gelehrten, die auf diese Dienste angewiesen waren, zeichnen zumindest kein grundsätzlich negatives Bild. Das Leitbild des dienstfertigen Bibliothekars lag aber »mehr im Bereich des Berufsethos als in dem eines von klar erfassten Aufgaben der Bibliothek her sachlich bestimmten Berufsbildes« (ebd.: 171).

Mit der architektonischen Trennung von geschlossenen Magazinen und offenen Lesesälen in den Neubauten Mitte des 19. Jahrhunderts verbesserte sich zwar der Zugang zur Bibliothek (Jochum 2010: 115), die Auskunftstätigkeit des Bibliothekars blieb dennoch noch lange an der Stelle des »kaum jemals möglichen direkten Zugriffs auf die Bestände« (Cramme 2019: 251). Auch der Katalog war nicht für jedermann zugänglich, da jede Titelnachweise nach meist langwieriger Überlegung einen festgelegten Platz im System einnahm. Der Münchner Hofbibliothekar hält daher fest, dass »jede Unordnung, die durch eine ungeschickte oder leichtsinnige Hand gar leicht unter beweglichen Titelnachweisen angerichtet werden könnte, gleichsam eine tödtliche Wunde für den Katalog« wäre (Schrettinger 1829 zitiert in Cramme 2019: 252).

Im 19. Jahrhundert veränderte sich die Sozialstruktur derjenigen Personen, die den Beruf des Bibliothekars ausübten. An die Stelle des gelehrten Wissenschaftlers, der neben seiner eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit in der Bibliothek arbeitete, traten schrittweise hauptamtliche Bibliothekare. Subjektiv-öffentliche Nutzungsrechte in Bibliotheken *garantierten* Nutzern gleichzeitig erstmals ein Recht auf den Bibliotheksbesuch. Aus dieser Entwicklung resultierte wiederum ein höherer Bedarf an Bibliothekaren sowie eine Professionalisierung des Berufsstandes. Mit der Ausdifferenzierung der Sozialstruktur der Berufsgruppe verändert sich auch ihre Sozialfigur. Weltabgewandt, vertieft in die Lektüre, inmitten von Büchern – so karikiert der Maler Carl Spitzweg den Bibliothekar des 19. Jahrhunderts. Das Bild, das später als »Bücherwurm« bekannt wird, zeigt diesen im Frack, »krumm auf einer hohen Leiter, umgeben von Büchern in Regalen« (Keilholz 2019: 51), mit einem Blick, der »weniger nachdenklich als unverständlich« wirkt (ebd.). Anders als seine Vorgänger verfügt er nicht mehr über ein hinreichend enzyklopädisches Wissen: »Gleich mehrere Bücher konsultiert er gleichzeitig, scheint sich zu verzetteln« (ebd.). Für die USA der 1870er Jahre rekonstruiert Dee Garrison das populäre Bild des Bibliothekars im Sinne eines vielbeschäftigten, grundsätzlich aber ineffizienten, grimmigen und in

schwarz gekleideten Büchernarrs, der erst dann zufrieden ist, wenn alle Bücher sicher im Regal stehen (Garrison 1972: 152). Der hauptamtliche Bibliothekar des 19. Jahrhunderts tritt nun weniger als dienstfertiger Gelehrter denn als kauziger *Sammler und Bewahrer* wertvoller Bücherbestände in Erscheinung, um die er sich sorgt.

Trotz erstmals eingeführter subjektiv-öffentlicher Nutzungsrechte waren in der Bibliothek des 19. Jahrhunderts dabei nicht alle Personengruppen gleichermaßen privilegierte Nutzer:innen. Bestimmte Statusgruppen, beispielsweise Professoren, genossen gesonderte Privilegien. Hierzu zählten verlängerte Öffnungszeiten, Gebührenfreiheit, Sonderrechte hinsichtlich der Zahl und der Art der benutzbaren bzw. ausleihbaren Bücher sowie die Einhaltung (bzw. Nicht-Einhaltung) bestimmter Leihfristen. Die aus der Sonderstellung abgeleiteten Privilegien konnten auch auf weitere Personengruppen übertragen werden, etwa auf Studierende, Promovierende und Privatdozierende. Allerdings hing diese Übertragung von der Bereitschaft der Professoren ab. Nicht selten verwehrten sie die Ausleihe von den Vorlesungen zugrundeliegenden Lehrbüchern, während sie selbst das Recht genossen, Handschriften, Inkunabeln und sonstige Kostbarkeiten mit nach Hause zu nehmen (Buzás 1978: 153 ff.). Professorale Privilegien zeigten sich auch in den erlaubten Schreibutensilien: Während anderen lediglich die Verwendung von Bleistiften gestattet war, durften Professoren damals Füller und Tinte mitführen und benutzen.

In einigen Sonderlesesälen ist es bis heute verboten, andere Stifte als Bleistifte mitzuführen. In der Staatsbibliothek *Unter den Linden* überwachen etwa zwei Mitarbeiter:innen – mal mehr, mal weniger streng –, dass weder Wasser noch Stifte in den Lesesaal mitgenommen werden. Grundsätzlich relativieren sich Sorgen um die wertvollen Bücherbestände aber im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts, d.h. im Zuge des massiven Anstiegs an Druckerzeugnissen und der gesunkenen Produktionskosten durch die Industrialisierung. Mit dem Aufkommen von Lesehallen, in denen Bücher frei zugänglich in Regalen verfügbar waren, öffnete sich der Zugang zu den Medien. So findet sich in der Nutzungsordnung der Lesehallen in Charlottenburg aus dem Jahr 1896 festgelegt, dass alle Bürger:innen ab 14 Jahren die Bibliothek nutzen dürfen. Nutzer:innen bleiben zwar dazu »verpflichtet, die ihnen anvertrauten Bücher auf das sorgfältigste zu behandeln und jede Beschädigung derselben zu verhüten« (Von Coburg 1980: 13), in den neuen Lesehallen können Bücher und Zeitschriften aber erstmals auch selbstständig aus den Fächern genommen werden (von Coburg 1980: 13). Die Sorge darum, dass Bücher zu Schaden kommen könnten, erübrigt sich dadurch sicherlich nicht, wird aber eher in Kauf genommen als zuvor. Unverändert blieb dagegen lange der begrenzte Zugang zum Katalog, der bis Ende des 20. Jahrhunderts nur den Bibliothekar:innen vorbehalten blieb. Der aus beweglichen Titelkopien bestehende Katalog

soll, wie Anfang des 19. Jahrhunderts, vor »ungeschickten oder gar leichtsinnigen Händen« geschützt werden (Schrettinger 1829 zitiert in Cramme 2019: 252) und dürfe – »der Sicherheit wegen« – deshalb »keinem Gelehrten zur Benützung anvertraut, und sogar vom Bibliothecaire selbst und seinen Gehilfen nur mit grosser Vorsicht gebraucht werden« (ebd.). Dies bleibt bis Ende des 20. Jahrhundert eine Kontinuität.

Shushing Librarians

Ende des 19. Jahrhunderts erfährt die Sozialstruktur von Bibliothekar:innen eine weitere Veränderung – und damit schließlich auch ihre Sozialfigur. Aus zwei Gründen traten immer mehr Frauen in das Bibliothekswesen ein: Die Vervielfältigung von Bibliotheken zu dieser Zeit erforderte neue Arbeitskräfte und aufgrund der schlechten Bezahlung, aber auch spezifischer Vorstellungen und Zuschreibungen des typisch Weiblichen, galt das Bibliothekswesen als einer der wenigen Berufe, der für Frauen bestens geeignet schien. Während Frauen in anderen Berufen Anfang des 20. Jahrhunderts ausgeschlossen blieben, wurden sie im schnell wachsenden, zugleich aber schlecht bezahlten Bibliothekswesen (das durch Steuern, vielfach aber auch immer noch in großen Teilen über Spenden finanziert blieb) willkommen geheißen. Diese Einbindung lag unter anderem darin begründet, dass die Bibliotheksarbeit der Haushaltsarbeit so ähnlich schien, keine harte körperliche Arbeit beinhaltete, aber auch keinen direkten Kontakt mit den »rougher portions of society« vorsah (Newmyer 1976: 45) – und zudem mit monotonen Aufgaben verbunden war, die Frauen mit vermeintlich größerer Geduld und Hingabe bewältigen konnten, ohne an Langeweile zu leiden (ebd.). Frauen in der Bibliothek wurden Ende des 19. Jahrhunderts dabei gleichermaßen als billige Arbeitskräfte herabgesetzt wie als lichte Erscheinungen romantisiert: »In American libraries we set a high value on women's work. They soften our atmosphere, they lighten our labor, they are equal to our work, and for the money they cost? If we must gauge such labor by such rules? They are infinitely better than equivalent salaries will produce of the other sex« (Winsor 1877 zitiert in Newmyer 1976: 46).

Der lange von Männern dominierte Beruf wird in der Folge schnell mehrheitlich von Frauen ausgeübt. In den USA sind im Jahr 1910 bereits über 78 % der Bibliothekar:innen weiblich (Newmyer 1976: 45). Anders als die männlichen, gelehrten Bibliothekare des 19. Jahrhundert gehören diese zudem tendenziell eher der Arbeiterklasse an (vgl. dazu Seibel 1988). Mit der Ausweitung von Nutzungsrechten und der Öffnung von Bibliotheken für einen weiteren Kreis von Nutzer:innen kommt es also auch zu einer Erweiterung des in der Bibliothek beschäftigten Personals. Aus der Figur des männlichen, gelehrten Bibliothekars mit wissenschaftlichem, moralischem und literarischem Wissen und gesellschaftlichem Ansehen

ergibt sich mit Blick auf die zentrale Sozialfigur der Bibliothek damit eine Verschiebung. Zu den ursprünglichen Eigenschaften des griesgrämigen, introvertierten Bibliothekars treten – im Zuge der Feminisierung des Berufsbilds – weitere Zuschreibungen hinzu, sodass aus dem exzentrischen Büchernarr Anfang des 20. Jahrhunderts schließlich die verklemmte, alleinstehende Frau mittleren Alters wird (Garrison 1972: 152). Vorherrschend wird die Vorstellung und Sozialfigur von Bibliothekar:innen mit Brille, Dutt, konservativer Kleidung und strenger Miene.

Bemerkenswerterweise hat sich dieser Stereotyp der weiblichen Bibliothekarin im 20. Jahrhundert in weiten Teilen erhalten. Die US-amerikanische Kulturwissenschaftlerin Jody Newmyer erklärt die Beständigkeit dieses (negativ konnotierten) Bildes von Bibliothekarinnen in einem Artikel Anfang der 1970er auch über den Aufstieg der behavioristischen Psychologie in der Personalführung und -einstellung im 20. Jahrhundert. Darin seien aus dem 19. Jahrhundert stammende Vorstellungen über ›Weiblichkeit‹ tradiert und (insbesondere über pseudo-wissenschaftliche Einstellungstests und -Fragebögen) (re-)produziert worden. Diese fragten in tendenziöser Weise Eigenschaften wie Ordnungsliebe, Gewissenhaftigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Konservativität und Konformismus ab und unterstellten und reproduzierten einen Mangel an Kraft, Ehrgeiz und Vorstellungskraft als Eigenschaften, die weibliche Bibliothekar:innen besonders auszeichneten und Frauen für den Beruf als Bibliothekar:in besonders eignungsfähig machten (ebd.: 58).

Das Beharrungsvermögen der biedereren Bibliothekarin bestätigt Julia Wells in ihrer Untersuchung der Darstellung von Bibliothekar:innen in Filmen im Zeitraum zwischen 1940 und 2010 (Wells 2013). Obwohl erwartbar wäre, dass sich Geschlechterrollen mittlerweile gewandelt hätten und mit der Entwicklung neuer Medien und Technologien (allen voran des Internets) ein facettenreicheres Bild von Bibliothekar:innen entstanden sei, zeigt Wells, inwiefern sich das stereotype Bild bis in die 2000er Jahre erhalten hat (Wells 2013: 9). In den Darstellungen der Bibliotheksumgebungen sind Computer zwar teils präsent, die Darstellung der Bibliothekar:innen bleibt dagegen konstant. Und das obwohl Bibliothekar:innen bereits seit den späten 1980er Jahren aktiv und in Form gezielter Kampagnen gegen das Klischee der biedereren, strengen, unattraktiven Bibliothekarin und damit verbundenen Image-Problemen des Berufs angingen (Yeagley 1999).

Die Praktik des ›shushing‹: Stille als situative Norm und zentrale Praktik

Das Bild von Bibliothekar:innen basiert aber nicht alleine auf äußeren Merkmalen bzw. abwertenden Zuschreibungen. Auch die Praktik des »Shushing« (von engl. shush, ›pst‹), mit dem Bibliothekar:innen in Bibliotheken für Ruhe zu sorgen versuchen, indem sie durch ein ›Pst‹-Geräusch oder eine andere Geste zum Schweigen

gen ermahnen, ist für die Sozialfigur der Bibliothekar:in des 20. Jahrhunderts kennzeichnend. Wie ikonisch dieses bis heute ist, veranschaulicht beispielhaft die in den USA äußerst erfolgreiche Actionfigur »Nancy Pearl Librarian Action Figure« (McPhee 2023). Die 2003 eingeführte Figur ist der Bibliothekarin Nancy Pearl nachempfunden, die lange in der *Public Seattle Library* arbeitete und in den USA unter anderem für Buchempfehlungen, Radiosendungen und Community-Programme große Bekanntheit erlangte. Die Produktbeschreibung des Herstellers liest sich wie folgt:

»You can have all the books, magazines, periodicals, journals, videos, and CD ROMs in the world, but without a librarian you'll be frustrated and overwhelmed before you can say ›Dewey Decimal System.‹ And although most librarians can't travel faster than a speeding bullet, or leap over tall buildings in a single bound, they can direct you to an article on the physics of speed, an instructional pamphlet on high jumping, and a book of photographs of the world's tallest buildings. Each 5" tall, hard plastic Librarian Action Figure is modeled after Nancy Pearl, a real-life librarian in the Seattle area. Press the button on her back and her arm will move with amazing ›shushing action!‹« (McPhee 2023)

Anders als auf dem Pressefoto, auf dem Nancy Pearl lachend in die Kamera schaut, zeigt sich die Actionfigur im hochgeschlossenen, konservativen Outfit mit bodenlangem Rock. Die typisierte Darstellung von Nancy Pearl reproduziert nicht nur tradierte Vorstellungen von Bibliothekar:innen als Frauen mittleren Alters mit Brille, konservativer Kleidung und strenger Miene, sondern unterstreicht und bekräftigt auch deren *Ordnungsfunktion*. Mit dem ›Pst!‹ bringen sie Bibliotheksnutzer:innen zum Schweigen und etablieren die Bibliothek als stillen Ort.

Die ›shushing‹-Geste ist eine charakteristische und für den Sinnzusammenhang der Bibliothek im 20. Jahrhundert essentielle Praktik. Meines Wissens nach liegt bislang keine systematische Arbeit vor, in der die Herausbildung von Stille als situativer Norm und Praktik in Bibliotheken historisch genauer in den Blick genommen wird. Einige Anhaltspunkte sprechen aber dafür, dass Stille in Bibliotheken eine Erscheinung des späten 19. bis frühen 20. Jahrhunderts ist und im Laufe des 20. Jahrhunderts schließlich immer wichtiger wurde. Ein erster Anhaltspunkt ist die Darstellung des Geschehens im neuen Lesesaal der Bibliothek Sainte-Geneviève auf einer Illustration aus dem Jahr 1851 (drei Jahre vor Eröffnung der Bibliothek) als offenbar lebendiger und kommunikativer Ort des Austausches (vgl. dazu *Kapitel 4.1*). Einige der Dargestellten lesen Zeitungen oder Bücher, andere stehen diskutierend im Gang der Bibliotheken oder wenden sich am Bücherregal, offenbar sprechend, einander zu. Laterale und damit auch potentiell laute Kommunikationsprozesse sind also durchaus erwünschter Teil dessen, was sich in der Bibliothek abspielt. So lässt die Darstellung von Bibliotheken aus dem



Abb. 32: Nancy Pearl nachempfundene Actionfigur »Nancy Pearl Librarian Action Figure«

Quelle: Eigene Aufnahme

19. Jahrhundert nicht darauf schließen, dass der *modus operandi* in Bibliotheken genuin Stille gewesen ist.

Während sich das Problem der Lautstärke in den Bibliotheken des 18. und frühen 19. Jahrhunderts vermutlich noch nicht stellte, weil der Nutzer:innenkreis schlichtweg zu klein war, um signifikanten Lärm zu verursachen, wurde Stille im 19. Jahrhundert zur zentralen Sorge. Mit dem Aufkommen der ersten Lesehallen und Volksbibliotheken wurde sie zumindest explizit zum Gegenstand von Nutzungsordnungen. So findet sich im letzten Absatz der Nutzungsordnung der Berliner Stadtbibliothek aus dem Jahr 1906 etwa der Hinweis, dass »das Rauchen und *laute Sprechen* in der Bibliothek« untersagt ist (Von Coburg 1980: 13; eigene Betonung). Gleichzeitig veränderte sich die allgemeine gesellschaftliche Geräuschkulisse (bzw. die Sensibilität für diese): Im Zuge der Industrialisierung wurden Städte durch lärmende Maschinen und aufkommenden Straßenverkehr mit Pferden und Automobilen immer lauter. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts kommen in diesem Zusammenhang erste zaghafte Versuche auf, Lärm als gesundheitliches Problem zu erklären und regulatorisch zu bekämpfen (vgl. dazu Goldsmith 2012).

Womöglich auch im Zuge der Bildungsexpansion der 1960er und 1970er Jahre wird Stille als Norm und Praktik in Bibliotheken des 20. Jahrhunderts schließlich immer wichtiger. Zumindest wird vielfach evident, dass Stille vermeintlich untrennbar mit Bildungsprozessen verbunden ist. Weil »unbestreitbar und wohl auch unumstritten ist«, so beispielsweise ein Bibliothekar in einer bibliothekarischen Fachzeitschrift im Jahr 1963, dass das Buch am »Anfang und am Schluss jedes Bildungsprozesses steht« und es den Bildungswilligen eben dort am besten findet, »wo er am ungestörtesten und am intensivsten anzusprechen ist, in der Einsamkeit, in der Stille, in den vier Wänden, die ihn von der Unruhe und von der verwirrenden Vielfalt des Außen abschirmen«, wird Stille ein eigener »Bildungswert« zugeschrieben (Möhring 1963: 4). Mitte des 20. Jahrhunderts wird Stille als Gegenpol zur »verwirrenden Vielfalt des Außen« etabliert. Die Bibliothek soll als Schutzraum dienen gegen die »Überforderung, der wir im Zwange der Anpassung an das Tempo unserer Zeit unterworfen sind« (Möhring 1963: 4). Diese Welt lasse uns »heute stärker und berechtigter als je nach allem Ausschau halten, was uns die Fähigkeit zur Sammlung zurückgeben kann und was uns hilft, uns nicht zu verlieren, damit wir das Menschsein nicht verlernen« (ebd.). Angesichts der »Gefahr einer Reizüberflutung, die all dem, was Bildung heißt, Atem und Wurzelkraft zu entziehen droht« sei die Bibliothek »ein Instrument der in der Stille sich vollziehenden Selbstbildung« (ebd.).

Spätestens in den 1970ern ist Stille schließlich *das* Alleinstellungsmerkmal von Bibliotheken. Diese bezauberten »nicht mehr durch die Ausstattung ihrer Räume, weder durch Malereien und Plastiken, noch durch die Kühnheit ihrer Archi-

tektur«, so Margarete Baur-Heinold, sondern wirkten als »sachlich nüchterne, zweckmäßig funktionierende Aufbewahrungsorte von geistigem Gut« vielmehr durch einen »neuen Zauber«: den »Zauber der Stille in einer lauten Zeit« (Baur-Heinold 1972: 256). Das Zitat ist auch deshalb interessant, weil es die Bedeutung von attraktiven Räumlichkeiten mit der von Stille in Konkurrenz setzt. Deutlich wird, dass sich Bibliotheken in den 1960ern und 1970ern als sachlich-nüchterne und zweckmäßig funktionierende Aufbewahrungsorte nicht mehr durch besondere Ausstattungsmerkmale, sondern durch gezielt herbeigeführte *Stille* auszeichnen. Die materiell-räumliche Gestaltung dient alleine dazu, *Stille herzustellen*: »[Bibliotheken] wirken vielleicht durch das verwendete Baumaterial. Der Teppichboden dämpft den Schritt, Tische mit ihren Sitzen sind hintereinander angeordnet wie ehemals die einseitigen Pulte in den mittelalterlichen Bibliotheken, kein Bild, kein Schnörkel lenkt ab, stört die innere Sammlung« (Baur-Heinold 1972: 256).

Daran ändert sich bis zur Jahrtausendwende nichts. So beschreiben Aarts/Dijksterhuis *Stille* noch im Jahr 2003 als situative Norm, die derart fest etabliert und eng mit der Umgebung der Bibliothek verknüpft ist (Aarts/Dijksterhuis 2003), dass es nicht mal notwendig ist, diese über manifeste Regeln vorzuschreiben. Vielmehr wird der Geräuschpegel in Bibliotheken bereits beim Betreten der Bibliothek typischerweise so niedrig wie möglich gehalten – und zwar auch dann, wenn niemand hinter dem Bücherregal vorzufinden ist, der lautes Verhalten sanktionieren könnte (ebd.).

Auch heute ist *Stille* in Bibliotheken als situative Norm relevant. Dies zeigt sich nicht nur in Form typisierter Actionfiguren oder in der Darstellung von Bibliothekar:innen in Filmen. Selbst in YouTube-Videos wird ersichtlich, wie dominant und hegemonial *Stille* als Praktik in Bibliotheken weiterhin ist. Interessant sind in diesem Kontext Videos sogenannter *Library Prankster*, in denen Streiche in der Bibliothek gespielt und abgefilmt werden (und die von Bibliothekar:innen an anderer Stelle als Sicherheitsbedrohung thematisiert werden). Die Streiche zielen im Wesentlichen darauf ab, die Erwartungen bzw. Normen anderer Personen zu unterlaufen und darüber eine emotionale Reaktion zu provozieren. Über dieses Genre lassen sich damit – ähnlich wie in ethnomethodologischen Krisenexperimenten – die fundamentalen, unhinterfragten Erwartungen erschließen, die Interaktionen in der Bibliothek regulieren (vgl. dazu Breidenstein et al. 2020: 29). Anders gesagt: an der Missachtung elementarer Verhaltensregeln, dem grundlegenden Sujet der Videos der *Library Prankster*, lässt sich rekonstruieren, welche Verhaltenserwartungen in Bibliotheken überhaupt wirksam werden und wie Teilnehmer:innen kulturelle Basisannahmen am Ort der Bibliothek reparieren (vgl. auch ebd.: 72). Im Videogenre der *Library Pranks* werden etwa Schlafen, lautes Schnarchen, laute Musik oder

besonders laut abgespielte intime Sprachnachrichten in der Bibliothek zum Gegenstand (z.B. »blasting of inappropriate songs«; »blasting inappropriate voice mails«). Besonderer Beliebtheit, d.h. besonders hoher Reichweite (Upload-Datum: 2015; 38 Mio. Aufrufe)¹ erfreuen sich Videos unter dem Titel »Loud Eating in the Library!«, in denen (i.d.R. männliche) Protagonisten vermeintlich heimlich dabei gefilmt werden, wie sie in Bibliotheken neben leise lernenden Studierenden in ostentativer Lautstärke Lebensmittel verspeisen (z.B. Eisbergsalat oder Chips). Über eine Länge von etwa fünf Minuten werden Zusammenschnitte lauten Schmatzens, Schlürfens, Rülpsens und Kauens unterschiedlicher, in der Regel besonders knackiger und damit *lauter* Lebensmittel gezeigt, die bei den Studierenden in der Umgebung Lachen, aber auch Genervtheit, Empörung und andere affektive Reaktionen hervorrufen. Der Witz besteht hier zum einen darin, in besonders ungewöhnlicher und damit unangepasster Weise zu essen (z.B. einen Eisbergsalat am Stück oder eine gesamte Wassermelone, aus der mit den bloßen Händen Stücke herausgerissen werden), zum anderen darin, im (offensichtlich leisen) Setting der Bibliothek die Stille zu unterbrechen.

Entrepreneurial Change Maker?

In Selbstbeschreibungen, Vorträgen, Broschüren, Büchern und nicht zuletzt in den von mir geführten Interviews präsentieren sich Bibliothekar:innen in den letzten Jahren zunehmend als Akteur:innen, die sich ständig neu erfinden, Veränderungen offen gegenüber stehen, sie aktiv mitgestalten und fortlaufend proaktiv suchen. Das Bild von Bibliothekar:innen, das Bibliotheken seit der Jahrtausendwende propagieren, ist das einer *entrepreneurial change maker*, wie das folgende Fallbeispiel der DOKKI, einem zentralen Leuchtturmprojekt im Bibliothekswesen der letzten Jahre, und die folgenden Passagen aus dem Interview mit deren Leiterin verdeutlicht. Die DOKKI ist die größte öffentliche Bibliothek Skandinaviens und wurde vom dänischen Architekturbüro *Schmidt Hammer Lassen Architects* entworfen. Mit ihrem 30.000 qm großen Neubau ist die DOKKI Teil einer »neuen Generation« von Bibliotheken und beherbergt unter anderem auch ein Bürgerservicezentrum, Büroräume, einen Busbahnhof, Parkplätze für ca. 1.000 PKW und neue öffentliche Plätze am Hafen. Im Time Magazine wurde die DOKKI nach ihrer Eröffnung als »the most cutting-edge public library in the world« (Time 2016) beschrieben und u.a. durch die *International Federation of Library Associations and Institutions* (IFLA) zur besten Bibliothek der Welt erklärt. Im Jahr 2020 interviewte ich die heutige Leiterin der Bibliothek.

¹ https://www.youtube.com/watch?v=mPh9JZIVUKO&ab_channel=JStuStudios

Bereits zur Eröffnung des brandneuen Gebäudes im Jahr 2015 wäre klar gewesen, so die Interviewte, dass die Bibliothek nur als *Momentaufnahme* zu verstehen sei: »when we opened in 2015, we opened this brand-new library and, and definitely a library that did not resemble many other libraries, [...] and we were very specific in saying that this is, this is just a touch in time« (Interview B9 2020). Trotz des aufwändigen und kostenintensiven Neubaus der DOKK1 (mit einem Gesamtkostenvolumen von 280 Millionen Euro) beschreibt die Leiterin den Neubau hier diminutiv als »touch in time«. Obwohl Neubauten in der Regel für eine Nutzungsdauer von mindestens hundert Jahren angelegt sind, beeilt sich die Leiterin hinzuzufügen, dass sich die Bibliothek verändern werde. Noch mehr als das: »if in two years it looks the same, we haven't done our job well enough« (ebd.)

Die Notwendigkeit dieser ständigen Veränderung begründet sie im Interview über die konstante Anpassung an die – anscheinend ausgesprochen wechselhaften – Bedürfnisse der Nutzer:innen. Diese gilt es zu erkennen und fortlaufend in die Bibliothek zu inkorporieren. Das erfolgreiche Erkennen und Übersetzen von Nutzer:innenwünschen ist das, was Bibliotheksarbeit als erfolgreich charakterisiert, wie die Leiterin der DOKK1 erklärt: »So we pride ourselves in being able to constantly incorporate the needs of the community into the library. And that means changing and constantly evaluating how things happen, what happens, how we can improve it, what could be fun to try out for those kinds of things. So it means that we change a lot of stuff all the time« (Interview B9 2020). Manchmal sei es zwar anstrengend, ständig in Bewegung zu sein – man müsse den Job wirklich lieben –, die ständige Bewegung sei aber Teil des notwendigen »mindset change«, der in den letzten Jahren in der Bibliothek stattgefunden habe.² Voraussetzung dafür ist das völlige Aufgehen in einer Kultur permanenten Wandels (»you need to *be* in that culture«).

Die zitierte Interviewpassage macht deutlich, auf welche Weise *new work*-Diskurse aus Start-Ups und Unternehmen des Plattform-Kapitalismus auch in Bibliotheken diffundieren (vgl. dazu auch *Kapitel* 6.2). An vielen Stellen klingt die Leiterin der DOKK1 hier mehr wie die Geschäftsführerin eines Start-Ups als die (traditionelle) Leiterin einer Bibliothek. Diesen Wandel thematisiert die Interviewte selbst und theoretisiert diesen als kulturellen Wandel von einer »super se-

2 »[...] because sometimes that's hard. I mean, it's hard to continuously be in that movement. So, you need as a, as a staff member in the organization, as a leader, you need to love that. You need to be in that culture. So, so that obviously also has done a lot and we did that move in the years before moving in. It was a big mindset change. So, the people who are here like that, that's what they, for many people, that's what gives them pleasure of coming to work. That motivates them. And then we have a different part of the staff that are very, it needs to be super specialized in, in the logistics of the library, you know, but they too are very, very intensely focusing on how they can constantly change stuff to make them better. So, it's the same mindset, it just different, different things that you are changing« (Interview B9 2020).

rious, neutral, no error kind of culture into a more experimenting, fun, challenging, failing, prototyping kind of culture« (Interview B9 2020). Sei Bibliotheksarbeit früher durch eine ernste und neutrale Herangehensweise mit Null-Fehlertoleranz gekennzeichnet gewesen, sei es heute gerade die Freude am Experimentieren, welche die Kultur der Bibliothek kennzeichneten. Wie in der Softwareentwicklung bzw. einem Tech-Unternehmen beschreibt die Leiterin die von ihr kultivierte Bibliotheksarbeit als »prototyping kind of culture« (ebd.). Ausprobieren und scheitern sind damit konstitutiver Teil des Prozesses. Damit einher geht eine Herangehensweise, die schnell erste Ergebnisse produziert und frühzeitiges Feedback einholt. Bibliotheksarbeit stellt sich so auch als fortwährendes, experimentelles Setting bzw. Verhaltensexperiment dar: »So we keep tweaking and seeing, okay, how if we do this, what happens then? If we do, if we move this to here, do the people then do what we expect them to do? [...]« (ebd.). Diese Kultur des Experimentierens, des Spaßes, der Herausforderung, des Scheiterns, des Prototypings zu kultivieren und konstant durchzusetzen (»*that is the culture that we constantly try to enforce*«), beschreibt die Interviewte als Hauptaufgabe ihrer Arbeit in der Bibliothek. *Permanente Veränderung* ist nicht nur Teil bibliothekarischer Arbeit, sondern wird zum Selbstzweck der Bibliothek.

Das hier gezeichnete Bild von Bibliothekar:innen ist das einer *entrepreneurial change maker*, die Trends erkennt, schnell umsetzt und die Arbeit fortlaufend evaluiert. Womöglich sind dies Ansätze zu einer neuen Sozialfigur in Bibliotheken, die nicht mehr als *dienstfertige Gelehrte* oder als *shushing librarians* aktiv werden, sondern mit neuen Funktionen und Eigenschaften beschrieben werden könnten. Denn auch sozialstrukturell verändert sich das Bibliothekspersonal. Die Leiterin der DOKKI hat bezeichnenderweise keine bibliothekarische Fachausbildung, sondern den *Design Thinking*-Prozess um die Neugestaltung der Bibliothek (vgl. dazu auch Seitz 2017) zunächst als Projektmanagerin begleitet. In anderen Interviews wird die Notwendigkeit, neues, anders qualifiziertes Personal einzustellen, explizit zum Thema gemacht. Gefragt seien andere Qualifikationen und andere Personen. Zuletzt sprach sich auch der Bibliotheksverband in Form eines Positionspapiers dafür aus (BiB 2023), Quereinsteiger:innen aufgrund des Wandels von Bibliotheken sowie des Fachkräftemangels, der sich auch in Bibliotheken zeige, den Einstieg zu erleichtern. Ob sich aus diesen Tendenzen in Zukunft auch eine neue Sozialfigur durchsetzt, ist grundsätzlich noch offen, aber nicht unwahrscheinlich. Zwar tradieren Darstellungen von Bibliothekar:innen in Filmen grundsätzlich eher Darstellungen der *shushing librarian*, zumindest in der Selbstinszenierung zeichnen sich aber Veränderungen und neue Identifizierungsschemata ab.

An diesem Paradigma orientieren sich auch kleinere Stadtbibliotheken. So betonte eine Bibliothekarin direkt zu Beginn des Interviews, dass sie Veränderun-

gen »einfach als Chance oder als Möglichkeit« betrachte (Interview B6 2019). Diese seien nicht zwangsläufig etwas Schlechtes, zumal sie ohnehin schon immer gerne Dinge verändert habe. Ohne dass ich danach gefragt hätte (meine Einstiegsfrage zielte darauf ab, ob sie mir erzählen könne, was sie eigentlich in ihrer Arbeit in der Bibliothek so mache), wird die Haltung zu Veränderungen – unabhängig vom konkreten Gegenstand der spezifischen Veränderung – also direkt zum Thema. Anders als ›die anderen‹, die hier latent mitbesprochen werden und die Veränderungen offenbar nicht als »Chance und Möglichkeit« begreifen, weist man sich als gute Bibliothekar:in darüber aus, Veränderungen offen gegenüberzustehen.

Eine solche betont affirmative Haltung gegenüber Veränderungen trat in den von mir geführten Interviews mit Bibliothekar:innen auffällig häufig zutage. Darüber wird auch deutlich, dass eine demonstrativ kommunizierte Offenheit für Neuerungen eher die Ausnahme darstellt – weshalb explizit betont wird, *wenn* Veränderungen positiv bewertet werden. Diese progressive Positionierung impliziert zugleich eine symbolische Abgrenzung von den ›Altgedienten‹, wie eine Interviewte diejenigen Mitarbeiter:innen in der Bibliothek typisierte (Interview B6 2019), die Veränderungsprozesse eben nicht als »Chance und Möglichkeit« begreifen, sondern als von außen erzwungene, Top-Down gesteuerte Vorgänge erleben, die widerwillig mitgetragen werden.

Den epochalen Anfang dieser für die ›Altgedienten‹ schwer zu verarbeitenden Veränderungsprozesse markierte die Einführung des *Online Public Access Catalogue* (OPAC) – des elektronischen Bestandskatalogs, der seit den 1980er Jahren die Zettelkataloge in Bibliotheken schrittweise ersetzt hat. Damit veränderten sich auch die Arbeitspraktiken: Mitarbeiter:innen pflegten Daten nicht länger in einen Zettelkatalog ein, sondern erfassen, katalogisieren und ordnen sie in einem elektronischen System (vgl. auch Wandelt 2021: 63). Auch die Machtverhältnisse zwischen Nutzer:innen und Bibliotheksmitarbeiter:innen verändern sich dadurch, denn das ›Wissen über Wissen‹ in Form des Bibliothekskatalogs ist nicht länger nur Bibliotheksmitarbeiter:innen vorbehalten.

Der frühere Expert:innenstatus der Bibliothekar:innen, die vormalig exklusiv Auskunft über Medien erteilen konnten, ist also nicht länger über eine Informationsasymmetrie gesichert. Indem sie nicht mehr für die Ordnung im Zettelkasten verantwortlich sind, verlieren Bibliothekar:innen so auch ihre bislang klar definierte Machtposition als diejenigen, die »Bescheid wissen«. Für die »Altgedienten« wird darüber auch der Wert der eigenen Arbeit grundlegend in Frage gestellt:

»[Früher] da hattest du die Alleinstellung, weil du dann als einziges wusstest, wo die Sachen so genau sind. Und dadurch, dass dann natürlich diese Kataloge fürs Publikum kamen, wo dann wirklich alles selber recherchiert werden konnte, wurde man überflüssig. Also, also im Sinne von natürlich wird man nicht überflüssig, aber das kann man natürlich so empfinden. Je mehr von diesen OPACs da stehen, desto überflüssiger werde ich ja. Also ja, wenn man es jetzt ganz über-

spitzt sagt: »ich Altgediente, meine Erfahrung zählt plötzlich nichts mehr. Man braucht mich nicht mehr.« (Interview B6 2019).

Die Einführung des selbst bedienbaren OPAC brachte den Nutzer:innen eine neue Deutungshoheit, stellte aber für einen Teil der Mitarbeiter:innen zugleich eine schwierige Umstellung dar. Habe man als Bibliothekar:in vorher die »Alleinstellung« genossen, »weil du dann als einziges wusstest, wo die Sachen so genau sind«, sei diese durch OPAC und Internet, »wo dann wirklich alles selber recherchiert werden konnte« weggefallen. Viele Nutzer:innen seien mit der Umstellung auf den OPAC »viel weiter« gewesen »was die Recherche angeht und so weiter« (Interview B1 2019). Blieben Nutzer:innen lange auf Bibliothekar:innen angewiesen, um das Gesuchte zu finden, erweisen sich jene mit der Umstellung auf den OPAC als teils kompetentere Informationsexpert:innen. Ein älterer Bibliothekar bemerkte dazu im Interview, die Digitalisierung sei ein Bereich »wo die Bibliothekare jetzt auch schon Probleme mit hatten, wir sind ja keine EDV-Spezialisten« (Interview B1 2019).

Regale abschlagen

Räumlich-materielle Umgestaltungen sind konstitutiver Teil dieser umfassenden Veränderungen – und wiegen womöglich sogar am schwersten. So beschrieb eine Interviewte den gerade in Stadtbibliotheken seit der Jahrtausendwende vielfach vollzogenen Abbau von Regalen aus Sicht der »Altgedienten« als *maximale* Zumutung: »Ich muss auch noch die Bücher, die sozusagen für mich der Kern von Bibliotheken sind, abbauen. Um da diese Kästen aufzubauen [...] Und wir müssen dann die Regale abräumen, um dann diese Geräte dort hin zu platzieren [...]« (ebd.). Der Einzug von Computern in die Bibliothek erscheint hier keinesfalls als proaktiv initiiertes Prozess, sondern allenfalls als Dienst nach Vorschrift ohne Identifikationspotential. Dies bringt die Interviewte auch über die unpersönliche Umschreibung der PCs (»diese Kästen«, »diese Geräte«) zum Ausdruck. Die PCs verfügen in der Erzählung über keinerlei Bedeutung, sondern werden zu sperrigem und grundsätzlich beliebigem Equipment degradiert – und so auf maximale Distanz gebracht. Als dramatische Zuspitzung fungiert auch der Ausdruck Regale »abschlagen«. Analog zum Fällen langjährig gewachsener Bäume im Wald, die durch diesen Prozess getötet werden, hätten Mitarbeiter:innen Mitte der 2000er Jahre in Bibliotheken »Regale abgeschlagen« und dies auch genauso wahrgenommen:

»[...] Und da mussten sie noch mehr Sachen, Regale abschlagen, und für die war das auch schon Regale abschlagen. Oder wie soll ich sagen, hab ich so wahrgenommen, dass das für die so ein (1) schmerzhafter Prozess war, sich von der alten Zeit zu verabschieden« (Interview B6 2019).

Für die ›Altgedienten‹ sei es ein »schmerzhafter Prozess« gewesen, »sich von der alten Zeit zu verabschieden«. Der Einzug von Internetarbeitsplätzen und OPACs sei ein »absoluter Kaltstart« gewesen (Interview B6 2019), d.h. eine Veränderung, die Bibliothekar:innen unvorbereitet getroffen habe. Die Metapher des Kaltstarts, d.h. einer schnellen, aber ungleichmäßigen Erwärmung eines Verbrennungsmotors, der durch das Anheizen einzelner Komponenten des Motors in besonderer Weise belastet wird und deshalb einen erhöhten Verschleiß verzeichnet, macht diese Überforderung deutlich. Wandel wird damit nicht grundsätzlich und nicht von allen als Chance und Möglichkeit angesehen, sondern zugleich als belastende Anforderung begriffen, um sich in einer als »schnellebeig« wahrgenommenen Welt »ständig neu und frisch zu halten für das, was auf dem Medien- und Informationsmarkt passiert« (Interview B3 2019).

Aus Sicht der Bibliothekar:innen existieren auf der einen Seite also die ›Altgedienten‹, die Veränderungen mitunter als »große[n] Verlust« erleben (Interview B3 2019) und mit der Bewältigung dieser Veränderungen mitunter große Schwierigkeiten haben. Auf der anderen Seite stehen *entrepreneurial change maker*, die als *aktive* Gestalter:innen von Wandlungsprozessen in Erscheinung treten und die kontinuierliche Veränderung als Maßgabe ihrer bibliothekarischen Arbeit betrachten (vgl. auch Freyberg/Wolf 2019: 7). Auch zwischen der »durch nachvollziehbare Gründe etwas tragen« Verwaltung und der »hohen Dynamik des ›real life‹« (Interview B6 2019) der Mitarbeiter:innen entstehen Konflikte. So ist beispielsweise WhatsApp längst zum alltäglichen Kommunikationsmittel der Mitarbeiter:innen geworden, auch wenn dieser Kanal offiziell nicht auf der Arbeit bzw. zur Absprache von Arbeitsprozessen genutzt werden darf. Nicht zuletzt entstehen Konflikte durch scheinbar automatisierte Vorgänge, die den Mitarbeiter:innen jedoch einen zusätzlichen Aufwand bereiten. Denn »da wo Technik im Einsatz ist, da funktioniert auch regelmäßig was nicht« (Interview B1 2019).

Der Wandel der Sozialfigur der Bibliothekar:in in der Moderne zeigt sich als Verschiebung vom dienstfertigen Gelehrten des 18. Jahrhunderts hin zur *shushing librarian* des 20. Jahrhunderts. Aktuell zeichnet sich ein neues Selbstverständnis von Bibliothekar:innen ab, das ich als *entrepreneurial change maker* typisiert habe. Noch ist unklar, ob sich dieses so wirkungsvoll wie die Figur der *shushing librarian* entfalten wird, Veränderungen in der Sozialstruktur von Bibliothekar:innen und ihren Praktiken sind aber jetzt schon ersichtlich. Ergebnisoffen stellt sich auch das dar, was ich als *legitime Praktiken* in der Bibliothek bezeichne und im Folgenden in seiner Konflikthaftigkeit rekonstruiere.

7.2 Vom »Befehlsprinzip« zum »Verhandlungsprinzip«. Konflikte um legitime Praktiken in der Bibliothek

Gute Bibliotheken, so der Konsens, bieten »die Behaglichkeit eines großzügigen öffentlichen Wohnzimmers« (Mazzoni 2019: 37). Auf materiell-räumlicher Ebene übersetzt sich dies in möglichst gemütliche Räume mit bequemen Möbeln, die zu einem längeren Aufenthalt einladen und eine möglichst große Nutzungsvielfalt zulassen. In Bezug auf die legitimen Praktiken in Bibliotheken kommt es darüber zu einer *Informalisierung* (vgl. Elias 1978; Wouters 1999) in Bibliotheken. Essen und Trinken, das Mitbringen von Taschen und Jacken, Sprechen und Telefonieren sind heutzutage vielfach erlaubt. Evident sind ein größerer Variationsspielraum und eine flexiblere Anwendung von Verhaltensregeln. Anders gesagt: »Was Ende des vorigen Jahrhunderts noch verboten war, ist jetzt oft erlaubt« (Wouter 1999: 9). Blieben viele Tätigkeiten in Bibliotheken lange grundsätzlich verboten, um die wertvollen Bestände in Bibliotheken vor Beschmutzung und Beschädigung zu schützen, stellen sich die Benutzungs- und Hausordnungen von Bibliotheken seit der Jahrtausendwende vielfach differenzierter dar. Wo nicht mit unikalischen Beständen, d.h. mit einmaligen historischen Quellen umgegangen wird, ist beispielsweise Essen und Trinken in der Regel erlaubt.

Nicht nur in öffentlichen, sondern auch in vielen wissenschaftlichen Bibliotheken sind Tätigkeiten wie Essen und Trinken, das Mitnehmen von Jacken und Taschen usw. mittlerweile erlaubt. »Natürlich müssen Rara, historische Sammlungen und der Präsenzbestand geschützt werden«, so ein Handbuch zur Sicherheit in der Bibliothek aus dem Jahr 2006, »aber womit sich der Benutzer während des Lesens eines entliehenen Buches beschäftigt, entzieht sich dem bibliothekarischen Einfluss« (Eichhorn 2006: 57). Dieser könne »zu Hause genauso gut essen und trinken, während er sich der Lektüre hingibt« (ebd). Aus diesem Grund sei es nur folgerichtig, Essen und Trinken auch in Bibliotheken zuzulassen. Und auch große Buchhandlungen ermöglichten es oft, »unbezahlte Bücher mit in die angegliederten Cafés zu nehmen und über einen etwaigen Kauf zu befinden« (Eichhorn 2006: 57).

Darüber kommt es zu einer *Informalisierung* (vgl. Elias 1978; Wouters 1999) in Bibliotheken. Essen und Trinken, das Mitbringen von Taschen und Jacken, Sprechen und Telefonieren sind heutzutage vielfach erlaubt. Evident sind ein größerer Variationsspielraum und eine flexiblere Anwendung von Verhaltensregeln. Anders gesagt: »Was Ende des vorigen Jahrhunderts noch verboten war, ist jetzt oft erlaubt« (Wouter 1999: 9). Der Maßstab dessen, was in der Bibliothek erlaubt oder verboten ist, wird nicht über ein grundsätzliches Verbot, d.h. eine fest definierte, präexistente Norm gesetzt, sondern anhand der Frage, ob spezifische Aktivitäten *andere* Bibliotheksnutzer:innen stören. Dies wird beispielsweise in der Haus-

ordnung der Amerika-Gedenkbibliothek deutlich, in der zur gegenseitigen Rücksichtnahme aufgerufen wird: »In der Bibliothek müssen alle aufeinander Rücksicht nehmen. [...] Bitte verhalten Sie sich immer so, dass andere Besucherinnen und Besucher nicht belästigt, behindert oder gefährdet werden« (ZLB 2021).

Waren Tätigkeiten in den (meist verhältnismäßig knapp gehaltenen) Nutzungs- und Hausordnungen von Bibliotheken im 20. Jahrhundert schlichtweg untersagt, erfordert die immer feinteiligere Ausdifferenzierung der Nutzungsordnungen heute immer mehr »Fingerspitzengefühl« von den Angestellten, denen »mehr Handlungsspielraum in die Hände gelegt wird« (Interview B2 2019). Kodifizierte Regularien und Satzungen drängen in den Hintergrund, wichtiger werde die Mitarbeiter:in, welche die Entscheidung zunehmend nach »eigenem Einschätzungsvermögen« und »eigenem Ermessen und Erfahrung« treffe (ebd.). Begründet wird dies mit der Unmöglichkeit »jedes Detail zu regeln« (ebd.). Zwar gebe es einen grundsätzlichen »Wertekanon«, den die Bibliothek vertrete und über den fortlaufend Aushandlungen stattfänden (»da sind wir auch ständig im Gespräch drüber«). Angesichts des enormen Tempos gesellschaftlicher Entwicklungen (»so schnell wie sich gesellschaftliche Entwicklungen abzeichnen«), könne man aber nicht »alle Fälle regeln in irgendeiner Hausordnung« (ebd.). Geregelt werden soll die Frage legitimer Praktiken also im Einzelfall, wobei die Unwichtigkeit und Beliebigkeit der Hausordnung im Zitat durch den Zusatz »irgendeiner« unterstrichen wird. Die individuelle Freiheit des Einzelnen gilt als Maßstab und wird solange gewährt, bis sich andere gestört fühlen.

Solange Essen beispielsweise nicht stark riecht und damit andere Nutzer:innen stört, so ein Bibliothekar im Interview, könnten Speisen und Getränke grundsätzlich in alle Bereiche der Bibliothek mitgenommen werden:

»Also wir haben in unserer Hausordnung, haben wir das Verbot des Essens und Trinkens ausgeh- äh ähm ausgehebelt, wir haben das sehr viel differenzierter dargestellt inzwischen. Also, beispielsweise sagen wir, dass Essen und Trinken nur in bestimmten Bereichen nicht gestattet ist, also überall da, wo sie mit historisch ähm historischen Beständen zu tun haben, wo sie also mit unikalenen Beständen zu tun haben, wo man sagt, dass ähm ein hohes Risiko für bestimmte Medien besteht, aber in den normalen Publikumsbereichen, in den in der ähm Lesehalle in der AGB oder im Lesesaal hier in der Berliner Stadtbibliothek, da können sie natürlich, wenn sie jetzt nicht irgendwas stark riechendes haben, das auspacken und essen. Also ein Sandwich ist kein Problem. Ein Brathähnchen wäre wahrscheinlich schwieriger« (Interview B2 2019).

Auch das grundsätzliche Verbot von Telefonaten qualifiziert der Interviewte als »anachronistisch«. Auch hier müsse im Einzelfall geschaut werden, »in welchen Bereichen ist es okay und in welchen Bereichen muss man Leute freundlich ermahnen, das sein zu lassen« (Interview B9 2019). Nur wenn »offensichtlich eine Menge von Menschen drumherum« ist, die sich von einer spezifischen Praktik gestört fühle, obliege es Mitarbeiter:innen einzuschreiten und entsprechende Per-

sonen freundlich zu ermahnen. Zugelassen sind also mehr Verhaltensweisen als früher, immer aber unter der Voraussetzung gegenseitigen Einvernehmens und allgemeiner Zustimmung. Diese Verschiebung lässt sich als Verschiebung vom »Befehlsprinzip zum Verhandlungsprinzip« deuten (vgl. dazu Wouters 1999: 68).

Was im Fall von Speisen und Getränken in der Abwägung noch relativ handhabbar scheint (so berichtet der Interviewte, dass »stark riechende und heiße Speisen nur im Foyer gestattet«, kalte und damit weniger stark riechende Speisen auch in allen anderen Bereichen der Bibliothek erlaubt seien), führt in anderen Fällen zu komplexen Abwägungsfragen. Ein besonderer Fall seien wohnungslose Menschen in Bibliotheken, die »irgendwie fürchterlich riechen«, durch ihre Anwesenheit zu viel Raum um sich herum für andere nicht mehr nutzbar machen würden (»bei denen Sie das Problem haben, dass Sie 40 Quadratmeter um die herum nicht nutzen können«) und für die deshalb ein Hausverbot erteilt werden müsse, weil sonst andere Personen belästigt würden (Interview B2 2019). Auch in einem Leitfaden für die Praxis zu »Konflikt- und Gefahrensituationen in Bibliotheken« aus dem Jahr 2006 wird das »üble Riechen« von Bibliotheksbesucher:innen zum »besonderen, weil schwer zu fassenden Konfliktfall«: »Denn was bedeutet »übel riechen«? Bis auf welche Distanz muss der üble Geruch wahrnehmbar sein, um einen Nutzer zum Gehen aufzufordern?« (Eichhorn 2006: 39). Ganz eindeutig sei der ordnungsgemäße Betrieb dann gestört, wenn sich andere Nutzer:innen beschwerten. »In diesem Fall sollte ein Einschreiten erlaubt sein, um zu verhindern, dass die Geruchsbelästigung andere Nutzer aus der Bibliothek treibt und diese somit in ihrer Freiheit einschränkt« (ebd.). Wohnungslose Menschen sind im »öffentlichen Wohnzimmer« also grundsätzlich willkommen, dürfen aber nicht riechen. Denn dann sei eine »Schwelle« erreicht, »wo man sagt, also das ist jetzt *too much*, das geht so nicht. Ähm oder was man tolerieren kann« (Interview B2 2019).

Die Bibliothek als »öffentliches Wohnzimmer« soll also einladen, bewohnt werden soll es allerdings nicht. In Bibliotheken soll einerseits die Aufenthaltsqualität erhöht werden, Menschen sollen in die Bibliothek gelockt werden und auch baulich steht die Herstellung möglichst attraktiver und niedrighschwelliger Räume mit komfortablen Sitz- und Aufenthaltsgelegenheiten im Vordergrund, die als Orte fungieren sollen, »wo sich die Leute wohlfühlen und längere Zeit auch verbringen möchten« (Interview B12 2023). Auch in der Bibliothek als öffentlichem Wohnzimmer bleiben bestimmte Menschen aber ausgegrenzt. Die Grenze der »offenen Bibliothek für alle« bzw. die »Schwelle« sind hier »Menschen, die fürchterlich riechen«. Mit Blick auf die Praktiken der Humandifferenzierung (Hirschauer 2014, 2017), d.h. »die Prozesse der Differenzierung, die die Kategorien und Mitgliedschaften zuerst hervorbringen: die Praktiken, die eine Zugehörigkeit ausweisen, die Klassifikationsprozesse, die sie zuweisen, die po-



Abb. 33: Hinweisschild mit neuen Verhaltensregeln in der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz, gültig ab 02/2025

Quelle: Eigene Aufnahme

larisierenden Maßnahmen, die Kategorien auseinanderhalten« (Hirschauer/Boll 2017: 9), lassen sich in Bibliotheken darüber auch mögliche *Relevanzkonjunkturen* von Unterscheidungen (ebd.: 184) ausmachen. Waren dies in den Bibliotheken des 19. Jahrhunderts zuvorderst die Kategorien Race (Knott 2015) und Gender, Status und Alter, sind es heute offenbar zuvorderst *askriptive* Differenzen, insbesondere ein als deviant konstruiertes Aussehen und Geruch, das in den Vordergrund der durch das Bibliothekspersonal vorgenommenen Humandifferenzierungen rückt. Damit ist nicht gesagt, dass andere Differenzkategorien keine Rolle (mehr) spielen, speziell in Bibliotheken sind dies meinen Beobachtungen zufolge aber jene Unterscheidungen, die in Bibliotheken situativ angespielt werden.

Seit einigen Jahren hat sich zudem die Präsenz von Sicherheitspersonal in Bibliotheken erhöht. Während in einigen Bibliotheken nur die Randzeiten durch Sicherheitspersonal besetzt sind, sind Sicherheitsdienstleister in anderen Bibliotheken auch während der normalen Öffnungszeiten in der Bibliothek tätig (vgl. dazu Juen 2022). Dies bringt Bibliotheken finanzielle Vorteile, denn die Beschäftigung von Sicherheitspersonal ist in der Regel günstiger und nicht an Vorgaben der öffentlichen Verwaltung gebunden, schränkt die Einflussmöglichkeiten der Bibliotheken aber auch ein (Verch 2006: 110) und zieht aus Sicht der Bibliotheksmitarbeiter:innen teils habituell bedingte Probleme nach sich, die sich u.a. in einer anderen Art und Weise des Umgangs mit Menschen in der Bibliothek zeigen (vgl. dazu Juen 2022: 12 ff.). Auch dies erzeugt Spannungen im Selbstbild der Bibliothek als ›öffentlichem Wohnzimmer‹ und dem Anspruch von Bibliotheken, als offene demokratische Orte für ›alle‹ fungieren zu wollen. Gerade weil Wachdienstmitarbeitende vielfach der erste Kontaktpunkt der Bibliothek zu ihren Nutzer:innen sind, die Bibliothek damit auch nach außen repräsentieren und Nutzer:innen in der Praxis vielfach gerade nicht zwischen Bibliotheksmitarbeiter:innen und externem Wachpersonal differenzieren (Juen 2022: 15), ergeben sich daraus potentielle Widersprüche mit Blick auf den Topos der Bibliothek als ›öffentlichem Wohnzimmer‹.

Bibliotheken als ›öffentliche Wohnzimmer‹

Die architektonisch-räumliche Gestaltung neuerer Bibliotheken als ›öffentliche Wohnzimmer‹ befördert einen größeren Spielraum an zunehmend informellen Praktiken. Gaming- und Gruppenarbeitsräume sowie unterschiedliche Veranstaltungsformate diversifizieren das Angebot in Bibliotheken und das Spektrum dessen, was in Bibliotheken stattfinden kann und darf. Dies ist nicht zuletzt deshalb möglich geworden, weil lange tradierte Sorgen um *Sicherheit* und *Ordnung* um den wertvollen Bestand und den empfindlichen Katalog mit der Einführung von neuen Technologien seit Ende der 1990er Jahre sukzessive weggefallen sind.

In den 1980er und 1990er Jahren wurde der elektronische Bestandskatalog (OPAC) eingeführt, mit dem die Sorge vor einer durch ungeschickte oder leichtsinnige Handgriffe angerichteten Unordnung wegfällt. Seitdem besteht der Bibliothekskatalog nicht mehr aus einer Zettelsammlung, deren Integrität durch ein falsches Herausnehmen oder Verlieren eines Zettels angegriffen ist, sondern aus einem elektronischen System, in das Mitarbeiter:innen Daten einpflegen. Das macht den Katalog zwar nicht grundsätzlich sicherer, die Bedrohung der Integrität des Katalogs ergibt sich nun jedoch eher aus den Systemkomponenten bzw. einer allgemeinen Störungsanfälligkeit technischer Systeme (vgl. dazu Stäheli 2021) als aus ungeschickten Handgriffen unachtsamer Nutzer:innen.

Auch die Einführung von RFID (*Radio Frequency Identifikation*) ließ Sorgen um Sicherheit teilweise wegfallen. Radio Frequency Identification (kurz: RFID) ist »eine automatisierte Technologie zur berührungslosen Identifizierung von Waren oder Lebewesen«, die »auf der Erfassung und Übertragung binär kodierter Daten mittels induktiver oder elektromagnetischer Wellen« basiert und deren Komponenten aus einer Schreib-/Lesestation sowie einem Transponder mit einer Antenne bestehen (ARCH+ 2009: 87). Zur eindeutigen Kennzeichnung werden die zu identifizierenden Objekte mit einem Transponder (auch ›Chip‹ oder ›Tag‹) ausgestattet, dessen digitalisierte Daten von der Schreib-/Lesestation gelesen sowie mit Informationen beschrieben werden (ebd.). An Büchern und anderen Materialien werden RFID-Etiketten angebracht, die dann gescannt werden können, um sie auszuleihen oder zurückzugeben. Der Standort der Medien kann darüber zurück verfolgt werden. Ziel des Einsatzes von RFID in der Bibliothek ist die Zeitersparnis in der Verbuchung, Ausleihe und Rückgabe von Medien. Für die Bibliotheksarbeit bedeutet RFID-Technologie, dass Nutzer:innen entlehene Medien selbstständig an Rückgabeautomaten zurückgeben können – meist rund um die Uhr, also auch außerhalb der Öffnungszeiten. RFID fungiert als Diebstahlsicherung; Nutzer:innen sollen durch die 24-h Rückgabe aber auch flexibler und freier und Mitarbeiter:innen entlastet werden. In vielen Bereichen werden RFID-Technologien bereits seit Jahrzehnten eingesetzt. In Bibliotheken fanden diese zumeist erst Anfang bis Ende der 2000er Jahre Eingang. Auch aus Kostengründen fand die Technologie nicht sofort flächendeckend Verbreitung, erst im Rahmen eines EU-Förderprogramms Anfang der 2000er Jahre entstand in vielen Bibliotheken der (finanzielle) Anreiz, RFID auch in der eigenen Bibliothek umzusetzen (Bibliothekportal 2016).

Blieb Diebstahl bis in die 1980er Jahre eine ›Plage‹, die Bibliothekar:innen bereits seit Jahrhunderten verfolgte (vgl. dazu Shaughnessy 1984), fungieren RFID-Technologien gewissermaßen als »Torwächter« für Waren und Personen (ARCH+ 2009: 87). Die speziell behandelten Etiketten (sogenannte RFID-Tags) lassen sich in Büchern und anderen Medien anbringen und lösen bei Entwendung des Me-

diums ohne vorherige Ausleihe am Schalter einen Alarm aus – melden den versuchten Diebstahl also gewissermaßen automatisch. Bibliotheken mögen so zwar immer noch über wertvolle Bestände verfügen, die unter spezifischen Bedingungen aufbewahrt, konserviert und in besonderer Weise geschützt werden müssen. Die Art und Weise dies zu tun, stellt für Bibliotheken aber kein alltägliches Handlungsproblem mehr dar. Nicht zuletzt, weil sich die Nutzung von Bibliotheken verändert hat, sind Diebstahl und Beschädigung weniger virulent. Denn die Nutzung von Bibliotheken als Aufbewahrungsorte und Ausleihorte für benötigte Medien ist hinter der Nutzung von Bibliotheken als Arbeits- und Aufenthaltsräumen zurückgetreten. Heutzutage betreffen Diebstahldelikte in Bibliotheken vorrangig das Eigentum und Equipment von Nutzer:innen, zum Beispiel Wertgegenstände, Mobiltelefone oder Laptops. Handlungsprobleme und verwandte Aushandlungen um das, was in Bibliotheken getan werden kann, darf oder soll, fallen aus diesen Gründen aber nicht weg.

In den Nutzungsordnungen von Bibliotheken zeichnet sich in den letzten Jahren eine Verschiebung vom »Befehlsprinzip zum Verhandlungsprinzip« (vgl. dazu Wouters 1999: 68) ab. Der Handlungsspielraum dessen, was Menschen legitimerweise in Bibliotheken tun können, wird damit einerseits größer, realisierbar ist dieser allerdings nur unter der Voraussetzung eines gegenseitigen Einvernehmens bzw. gegenseitiger Zustimmung. Entscheidend ist nicht die eine, präexistente Norm, die *immer* zur Anwendung gelangt, sondern die Aushandlung von Nutzer:innen und die Einzelfallentscheidung von Mitarbeiter:innen, auf deren Erfahrungswissen Bibliotheken verstärkt vertrauen, weil sich vor dem Hintergrund »schneller gesellschaftlicher Entwicklungen« nicht »alles im Detail regeln« lässt (Interview B2 2019). Vom Grundsatz erinnert dies teils an den »dienstfertigen« Bibliothekar aus dem 18. Jahrhundert, von dessen individueller Bereitschaft und Gutdünken es abhing, ob und in welcher Weise die Bibliothek genutzt werden konnte. Anders als im 18. Jahrhundert fungieren Bibliotheksmitarbeiter:innen allerdings nicht mehr als Gatekeeper:innen und Intermediäre zwischen Bibliothek und Nutzer:innen. Die Dienstleistungen, Infrastrukturen und Räume der Bibliothek können in der Regel genutzt werden, *ohne* an Bibliothekar:innen vorbeikommen zu müssen. Mitarbeiter:innen und Nutzer:innen stehen deshalb auch in einem anderen Verhältnis.

Massenandrang und Zugangskontrollen

Die »neue« Attraktivität von Bibliotheken als »öffentlichen Wohnzimmern« zieht weitere Konflikte um den Zugang zur Bibliothek nach sich. Beispielhaft zeigt dies eine Episode in der jüngeren Geschichte der Universitätsbibliothek in Köln, in der gezielte Verschönerungsmaßnahmen einen Zuwachs von Besucher:innen nach

sich zogen, der letztlich den Einsatz von Zugangskontrollen erforderte. Zunächst, so berichtet die Benutzungsleitung der Bibliothek im Interview, seien aufgrund des wiederholten Aufschubs der Grundsanierung der Bibliothek die Räumlichkeiten durch kleinere Umbaumaßnahmen verschönert worden, etwa durch den Einbau zusätzlicher Steckdosen, die Einrichtung eines Eltern-Kind-Raums und von Gruppenarbeitsräumen sowie der Ausstattung eines Lesesaals mit hochwertigen Möbeln (Interview B12 2023). Die Umbauten leiten sich aus Sicht der Interviewten direkt aus dem Bedarf der Nutzer:innen ab und sind an eine Informalisierung der Praktiken in der Bibliothek geknüpft (»wo den Leute der Kaffee erlaubt und das Jacken-Taschen-Verbot aufgehoben ist«). Aufgrund dieser Aufwertungsmaßnahmen seien die Nutzer:innenzahlen schließlich aber so sehr angestiegen, dass die Bibliothek »fast schon zum Opfer des eigenen Erfolgs« geworden sei (ebd.). Gerade in Prüfungszeiten drängten immer mehr Menschen in die Bibliothek. In einem Artikel beschreibt sie diese Situation als »Ausnahmestand«, bei dem Nutzer:innen bereits zur Bibliotheksöffnung an die Tür drängten, um einen der 100 attraktiven Arbeitsplätze im umgestalteten Lesesaal zu ergattern:

»Bereits zwei Stunden vor der Öffnung um 9 Uhr versammelten sich die ersten Studierenden vor dem Eingang, bis zur Öffnungszeit hatte sich eine so große Menschenmenge vor der Tür versammelt, dass einige der dort Wartenden sich schon an die Love-Parade in Duisburg erinnert und ausgesprochen unwohl fühlten. Bei der Öffnung der Türen hatte das Wachpersonal Mühe, nicht selbst umgerannt zu werden. Innerhalb einer Viertelstunde war jeder Platz im Lesesaal besetzt, eine Stunde später befanden sich schon mehr Personen im Gebäude als Arbeitsplätze vorhanden waren. Die Auseinandersetzungen um die Sitzplätze hatten zum Teil sehr aggressive Züge angenommen. Die anwesende Benutzungsleiterin erwog ernsthaft, das Haus über einen Räumungsalarm zu räumen, fürchtete jedoch, dass gerade dadurch die Zustände völlig außer Kontrolle geraten würden. Auch in anderen Hochschulbibliotheken ließ sich nach Berichten von dortigen Benutzungsbeschäftigten Ähnliches beobachten [...]« (Depping/Mrowka 2019: 149).

Mit Verweis auf die Loveparade in Duisburg – einem Großereignis, bei dem mehrere Menschen ums Leben kamen – wird der Besucherandrang auf die Bibliothek als ein Zustand völligen Kontrollverlusts dargestellt. Die Bibliothekarin führt diesen ›Massenandrang‹ auf die architektonischen Gegebenheiten zurück: Das in den 1960er Jahren errichtete Gebäude war ursprünglich für eine deutlich geringere Zahl von Studierenden konzipiert und bietet daher nicht genügend Raum für die heutigen funktionalen Anforderungen (Depping/Mrowka 2019: 150). Zudem stünde die ursprüngliche architektonische Vision, die sich in einem offen gestalteten Foyer manifestiert, im Widerspruch zu den funktionalen Nutzungsanforderungen, da es an klarer Orientierung und damit an Sicherheit mangle (Interview B12 2023).

Um den daraus resultierenden ›Massenandrang‹ zu steuern, sei es deshalb unumgänglich gewesen, den Zugang zur Bibliothek über neue Sicherheits-

schränken zu regulieren (»Und da müssen wir Trackinganlagen einbauen oder ähnliches, um die Kontrolle zu behalten«, Interview B12 2023). Als Folge des oben beschriebenen ›Ausnahmestands‹ wurde zunächst ein kurzfristiges Maßnahmenpaket beschlossen, das eine Öffnung weiterer Gebäude, eine Verlängerung der Öffnungszeiten sowie die Einstellung zusätzlichen Wachpersonals vorsah, welches »zum einen nur noch Personen mit Bibliotheksausweis in das Gebäude ließ und zum anderen die Zahl der Besucherinnen und Besucher zählte, so dass der Eintritt nach Erreichen der zulässigen Höchstgrenze verwehrt wurde« (Depping/Mrowka 2019: 149/150).

Während der Corona-Pandemie wurde schließlich eine Schrankenanlage installiert. Denn in einem (durch den ›Massenandrang‹ bedingten) »Havariefall« (Interview B12 2023), d.h. im unvorhergesehenen Störfall, müsse die Bibliothek evakuiert werden können, was nur gelingen könne, wenn die Anzahl der Nutzer:innen beschränkt wird, die sich gleichzeitig in der Bibliothek aufhalten. Die Schrankenanlage am Bibliothekseingang wird dazu als Arbeitserleichterung und wirksames Mittel zur Konfliktvermeidung beschrieben. Affektive Reaktionen der Abgewiesenen, die »von Unverständnis und Aggression bis hin zu Panik und Tränenausbrüchen« reichten (ebd.), ließen sich so einschränken. Ein Ampelsystem, das vor Ort und auf der Website einsehbar ist, bietet zudem die Möglichkeit, Erwartungssicherheit in Bezug auf die verfügbaren Arbeitsplätze herzustellen. Potentielle Konflikte über das Betreten der Bibliothek, die sonst »türstehermäßig« über ein explizit ausgesprochenes Verbot reguliert werden müssten, ließen sich so über die Zugangskontrolle der Schrankenanlage abwenden (Interview B12 2023). Auch die Schrankenanlage macht somit die Grenzen der romantisierten Vorstellung der Bibliothek als ›öffentliches Wohnzimmer‹ deutlich (und materiell manifest). Diese führt unter der Belegschaft zu Problemen, die »eigentlich ein offenes Haus« bieten wollen, sich dann aber »so ein Fort Knox mässiges Ding« hinbauen (Interview B12 2023), aus der Bibliothek also ein schwer zugängliches Gebäude machen, in dem Nutzer:innen auf Distanz gebracht werden.

Mit der Einführung von neuen Technologien um die Jahrtausendwende sind vormals lange bestehende Sicherheitsprobleme in Bibliotheken weggefallen. Aushandlungen um das, was als legitime Praktiken gilt, werden dabei einerseits immer stärker der Entscheidungskompetenz der jeweiligen Mitarbeiter:innen und Nutzer:innen untereinander überlassen, bestimmte Schwellen (stark riechende obdachlose Menschen) und Grenzziehungen bleiben aber auch bestehen. Während an einer Stelle Barrieren wegfallen oder kleiner werden (z.B. in der Form von Servicetheken), werden an anderer Stelle neue Grenzen ein-

gezogen.³ Andere Grenzen sind geblieben und werden von Bibliothekar:innen zur Legitimation personeller Entscheidungen (Wachpersonal) und spezifischer Umbaumaßnahmen (Sicherheitsschranke) angeführt. Grenzen werden also abgebaut (Servicetheken) und an anderer Stelle verstärkt (Sicherheitsanlage). Diese neue Grenzziehung wird auch als eine Reaktion auf den Kontrollverlust über eine ›Menschenmasse‹ legitimiert, die in die attraktiven Räume der Bibliothek drängt. Aus Sicht der Bibliothekar:innen stellt sich u. a. das Problem eines ›Massenandrangs‹ von Menschen, der in Folge der architektonischen Aufwertung von Bibliotheken entsteht und quasi »als Fass ohne Boden« (Interview B12 2023) durch Bibliothekar:innen eingehegt und in neuer Weise reguliert werden muss. Während alte Sicherheitsprobleme weggefallen sind (Schutz der Medien vor Beschädigung und Diebstahl), sind neue hinzugekommen.

7.3 Das Ringen um eine angemessene Lautstärke

Galten Bibliotheken seit Mitte des 20. Jahrhundert grundsätzlich als stille Räume, in denen das Sprechen höchstens auf einen einzelnen Konferenz- oder Sitzungssaal beschränkt werden sollte, äußern viele Bibliothekar:innen heute eine andere Haltung dazu, was als akzeptabler Lärmpegel in der Bibliothek gilt. Ein Bibliothekar führt dies Anfang der 2000er Jahre auf die umfangreiche Nutzung von Computern in Bibliotheken zurück, die zu mehr Gesprächen zwischen Personal und Benutzer:innen sowie Nutzer:innen untereinander geführt habe, die an einem Computer zusammenarbeiteten (Brown 2002: 3). Grundsätzlich, so auch ein Universitätsbibliothekar Mitte der 2000er, gehe man zwar noch vom Grundsatz sogenannter »Pssst-Bibliotheken« aus (zitiert in Fansa 2008: 187), weil die Nutzer:innen aber Bibliotheken vermehrt in Gruppen zum Arbeiten aufsuchen, dürfe Stille kein *Zwang* mehr sein: »Wer zu zweit oder zu dritt in einer Bibliothek arbeitet, als Kleingruppe, der kann ja nicht so leise sein, der muss ja kommunizieren, das geht nicht anders« (ebd.).

Auch infolge der Diversifizierung ihres Angebots werden Bibliotheken lauter. Um »not just a library« zu sein, bietet die 2019 im finnischen Helsinki neu eröffnete Oodi Bibliothek beispielsweise eine Vielzahl von Angeboten und Veranstaltungen an, darunter digitale Orientierungskurse für Senior:innen, ein IT-Werk-

³ Die Corona-Pandemie wird in Bezug auf die Akzeptanz einer stärkeren Kontrolle der Bibliothek von der Interviewten als wichtige Bedingung beschrieben, um die Schrankenanlage durchsetzen zu können und Konflikte über Zugangskontrollen beizulegen: »Und dann hatten wir das – das klingt jetzt ein bisschen bizarr, aber das war tatsächlich dann hilfreich – und dann kam Corona und auf einmal fanden alle so eine Kontrolle gut« (Interview B12 2023).

stattcafé, eine Roboterwerkstatt, einen Workshop für 3D-Modellierungen oder Vorträge zu Künstlicher Intelligenz, wobei zur Ausstattung der Bibliothek neben Tablets u.a. auch 3D-Drucker, Lasercutter, computergesteuerte Stickmaschinen, Ton- und Aufnahmestudios, ein Kino und Spielräume mit Konsolen gehören (Oodi 2023). Und auch in wissenschaftlichen Bibliotheken werden vermehrt Bereiche konzipiert und vorgehalten, in denen es möglich ist, zu sprechen und sich mit anderen auszutauschen. Weil die Bedürfnisse, »was den Lärmpegel betrifft« (ebd.) ganz unterschiedlich seien, brauche es eben verschiedene Zonen in der Bibliothek.

Gehörten Teppichböden und andere Schallschutzmaßnahmen, z.B. schallmindernde Materialien an Decken und Wänden, bis in die 1990er noch zur Grundausstattung in Bibliotheken, weil man davon ausging, dass Ruhe die Konzentration fördere, sind schließlich auch die – gerade für die Anfang bis Mitte der 2010er Jahre typischen Bauweisen neuer Bibliotheken – verantwortlich für einen hohen Geräuschpegel. Die attraktiven Räumlichkeiten der Bibliothek, die Nutzer:innen in »Scharen in die Bibliothek locken«, erzeugen also auch Folgeprobleme – die wiederum architektonisch gelöst werden sollen. Nicht zuletzt sind also auch die spezifischen Bauweisen und offenen Grundrisse neugebauter Bibliotheken eine Ursache für den Anstieg der Lautstärke in der Bibliothek (vgl. dazu auch Niehoff 2017). Ein Bibliothekar fasst dies im Interview wie folgt:

»Wir haben eine offene, sehr helle, freundliche Bibliothek mit allen Nachteilen, die es dann auch gibt. Ein offener Raum, was Lautstärke angeht. Das sind so Probleme mit denen wir so bisschen zu kämpfen haben. [...] Und auf der einen Seite möchte man die natürlich in die Bibliothek reinlocken und wenn die in Scharen kommen, dann wirds halt ab und zu mal laut. Das sind so Dinge, mit denen wir uns halt auseinandersetzen, wo wir halt überlegen, ja, was hat das für Auswirkungen auf die Architektur, was muss angepasst werden und und und« (Interview B1 2019).

Architektur wird hier also gleichzeitig zur Problemursache und Problemlösung. Als Lösung vorgesehen für die durch die Architektur verursachte Lautstärke ist im besprochenen Fall dafür eine stärkere *Zonierung* der Bibliothek. Potentiell laute Bibliotheksfunktionen wie der Ausleihschalter, Lesebereiche, in denen die Benutzer audiovisuelle Materialien auswählen oder der Eingang zur Kinder- und Jugendbibliothek sollen nebeneinander platziert und von stillen Bereichen wie ruhigen Lesesälen separiert werden (Brown 2002: 3).

Konflikte um eine angemessene Lautstärke sind eine der wichtigsten Dimensionen in der Auseinandersetzung zwischen Bibliothekar:innen und Nutzer:innen sowie zwischen Nutzer:innen untereinander um das, was in Bibliotheken als legitim gelten soll. Bemerkenswert ist dabei, dass Bibliotheken nicht nur faktisch lauter werden, sondern Bibliothekar:innen sich dies auch wünschen – notfalls auch gegen die Wünsche der Nutzer:innen. So besteht die Leiterin der DOKKI im In-

terview darauf, dass der neu eingerichtete ›living room‹ in der DOKK1 *kein* stiller Ort ist. Wenn Nutzer:innen sich Stille wünschten, sollten diese in den extra dafür eingerichteten ›silent room‹: »If you want silence, you take your newspaper and you go to the silent room. This is *not* a silent space« (Interview B9 2020). Dies trifft allerdings auf Widerstand seitens der ›traditionellen Nutzer:innen‹, die sich gegen die Aufhebung der Stille in der Bibliothek aussprechen.

Anschaulich werden kann diese Konfliktlage in Google-Rezensionen von Bibliotheken, in denen Nutzer:innen ihrer besonderen Zufriedenheit bzw. Unzufriedenheit mit der jeweiligen Bibliothek Ausdruck verleihen. Positiv hervorgehoben werden in den Rezensionen dabei u.a. immer wieder besonders freundliches Personal, gut sortierte Bibliotheken und attraktive Räumlichkeiten bzw. eine ansprechende Architektur. Negative Kritiken kaprizieren sich dagegen sehr häufig auf die Lautstärke in Bibliotheken bzw. die nicht durchgesetzte Stille. Die Beschwerden variieren dabei von einem schlichten ›zu LAUT, leise bitte‹ hin zu ausführlich abgefassten Abhandlungen darüber, wer für die unangemessene Lautstärke verantwortlich zu machen sei, in wessen Verantwortung es liege, diese zu beseitigen und mit welchen Mitteln dies durchzusetzen sei.

In ihrer Rezension der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen fordert eine Rezensentin Durchsagen über Lautsprecher in der Bibliothek, um Nutzer:innen zur Ruhe anzumahnen. Nicht immer sind es dabei andere Nutzer:innen, denen die Beschwerde gilt. Auch und gerade die Mitarbeiter:innen verhalten sich aus Sicht vieler Rezensent:innen zu laut. So mahnt Nutzer:in Isabella den »horrible staff« an, der jedes Mal, wenn sie die Bibliothek besuche, zu laut rede (Rezension Niedersächsische Staats- und Landesbibliothek 2023). In der Folge sei sie gezwungen, sich einen von den Mitarbeiter:innen weit entfernten Platz zu suchen, um die Gespräche nicht zu hören. »Very annoying and totally inappropriate for a library, especially a university library« schließt sie ihre Ein-Stern-Bewertung mit einer Einordnung dessen, was in Bibliotheken und besonders Universitätsbibliotheken angemessen sei. Auch Nutzer Karlheinz beklagt die Lautstärke der Mitarbeiter:innen in der Bibliothek. Er und andere Studierende suchten diese auf, um sich »ungestört vom Umfeld« auf das Studium konzentrieren zu können. Das laute Sprechen, Lachen etc. sei eine »andauernde Störung«, ein Zeichen fehlender Rücksichtnahme, kurz schlichtweg »UNMÖGLICH« (Rezension der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 2021).

In Rezensionen wie diesen wird deutlich, dass Nutzer:innen Bibliotheken vielfach mit sehr genauen Vorstellungen darüber aufsuchen, was als angemessenes Verhalten gilt und was dagegen unpassend, »inappropriate« oder »UNMÖGLICH« ist. Bezugspunkt ist vielfach die klare Abgrenzung der Bibliothek von anderen Räumen, wie dem privaten Zuhause, dem öffentlichen Marktplatz

oder dem Café. So kreidet Nutzer:in Isabella die Mitarbeiter:innen der Bibliothek gerade dafür an, dass sie sich in der Bibliothek wie Zuhause – und damit für den Kontext der Bibliothek – völlig unangemessen verhielten: »Those guys in the offices above the computer room make so much noise during conversation that one might think that they are in their private homes« (Rezension Niedersächsische Staats- und Landesbibliothek 2023). Dies gilt nicht nur für wissenschaftliche Bibliotheken, sondern schlägt sich auch in den Rezensionen vieler öffentlicher Bibliotheken nieder. Nutzer:in Yoren beklagt den zu hohen Lärmpegel in der Stadtbibliothek Hamm mit Verweis darauf, dass sich dieser von einer lauten Markthalle enttäuschenderweise nur unwesentlich unterscheidet:

»Der Lärmpegel in dieser Bibliothek unterscheidet sich nicht wesentlich von dem in der Markthalle – laute Gespräche in Gruppen, Handyklingeln,... und dann Telefonieren die Leute noch ganz selbstverständlich... als ob es die anderen Leser nicht stören würde ☹ bin sehr enttäuscht – eine Bibliothek ohne Regeln« (Google-Rezension der Stadtbibliothek Hamm 2019).

Die Nutzer:in verleiht ihrer Enttäuschung darüber Ausdruck, dass in der Bibliothek keine Regeln vorherrschten und reproduziert damit tradierte Vorstellungen und Praktiken der Bibliothek als einem leisen und von anderen Bereichen klar abgegrenzten Raum. Nutzer:in Minh beschreibt die Caféhaus-Atmosphäre der städtischen Bibliotheken in Dresden als »furchtbar« und ruft explizit die soziale Norm »Ruhe in der Bibliothek« auf, von der das Personal und die Nichtstudierenden offenbar noch nie gehört hätten. Geredet werde »seelenruhig über Kaffeeklatsch, als würden wir in einem netten Café sitzen« (Rezension der Städtischen Bibliotheken Dresden 2018). Die »Modernität der bibo« veranlasst Minh zwar noch dazu, die Bibliothek letztlich mit 3/5 Sternen zu bewerten, die Enttäuschung über die offenbar zu hohe Lautstärke wird darüber aber auch nicht kompensiert (ebd.).

Nicht alle Nutzer:innen teilen also die Auffassung und den Gestaltungswunsch von Bibliothekar:innen, Bibliotheken zu nicht-stillen Räumen umzubauen. »Sehr schade« findet auch Nutzer Jochen in den Städtischen Bibliotheken in Dresden, dass es »keinerlei Sensibilität für die nötige Ruhe [gibt], weder von den Mitarbeiter:innen oder Gästen« (Rezension der Städtischen Bibliotheken Dresden 2021). Die Bibliothek sei zwar »sehr schön, hell und gut sortiert«. Leider werde aber »laut beraten oder geplaudert, Bücherwägen durch die Gegend gefahren, Bücher lautstark in den Korb oder zurück ins Regal befördert, etc.« und »im Lesesaal!«, dem offenbar unangemessensten Raum für Geräusche aller Ort, wie über das Ausrufezeichen verdeutlicht wird, gingen »in regelmäßigen Rhythmen die beiden elektrischen Türen tönend auf und wieder zu« (ebd.). »Und wenn man Glück hat«, so Nutzer Jochen zynisch, »sitzt man auf einmal in einer

architektonischen Führung über das Gebäude. Fazit: gut für einen Besuch, aber als Arbeitsplatz oder für konzentriertes lesen/studieren leider absolut nicht zu empfehlen... Ich persönlich finde das sehr schade« (ebd.).

Die architektonischen Vorzüge des umgebauten und architektonisch aufgewerteten Kulturpalasts, in dem sich die Zentralbibliothek der Städtischen Bibliotheken in Dresden seit dem Jahr 2017 befinden, werden also durchaus lobend erwähnt, stehen letztlich aber in Konflikt mit der nötigen Ruhe in der Bibliothek. Die Rezension ist auch eine Kritik an der Touristifizierung von Bibliotheken, die über die Aufwertung ihrer Gebäude als Anziehungspunkt für Besucher:innen interessanter geworden sind, dadurch für ›traditionelle‹ Nutzer:innen, welche Bibliotheken aufsuchen, um ›in Ruhe zu lesen‹, aber quasi unnutzbar gemacht werden. Dafür lassen sich unzählige Beispiele finden. In der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin ergibt sich ein ähnliches Bild. Basierend auf der Auswertung der öffentlich aufgestellten Feedbackwände zeigt sich, dass Nutzer:innen die Arbeitsplätze (und Öffnungszeiten) loben, aber mehr Stillarbeitsbereiche fordern, weil es durch den offenen Bau viel zu laut sei.

Die Erwartung an Bibliotheken als stille Rückzugsorte steht oft im Kontrast zu ihrem eigenen Selbstverständnis und ihrer Positionierung. Deutlich wird dieser Widerspruch auch in den Reaktionen der Bibliotheken auf die Bewertungen. Ganz der Figur der *entrepreneurial change-maker* entsprechend, beziehen Bibliotheken vielfach Stellung zu Vorwürfen und Verbesserungsvorschlägen, bekräftigen dabei aber nicht selten ihre eigene Agenda als multifunktionale Informations-, Lern- und Begegnungsorte, in denen es eben auch lauter werde. Die folgenden Beispiele stammen von Bibliotheksmitarbeiter:innen der Stadtbibliothek in Hamm und verdeutlichen zwei typische Rechtfertigungsstrategien. Zum einen wird auf die offene Bauart des Gebäudes verwiesen. Zum anderen und damit verbunden wird die Konzeption der Bibliothek als multifunktionaler Ort (Informations-, Lern- und Begegnungsort) instituiert, der nicht grundsätzlich still ist, sondern je nach Tageszeit und Nachfrage phasenweise unterschiedliche Geräuschkulissen bereithält.

»Sehr geehrte Frau x, vielen Dank für Ihre Bewertung, Lob und Ihren Kommentar. Wir bemühen uns die Geräuschkulisse so angenehm wie möglich zu gestalten. Leider gelingt uns das nicht immer, was zum Teil auch der offenen Bauart unserer Bibliothek geschuldet ist. Uns ist es ein besonderes Anliegen, dass Sie sich bei uns wohl fühlen. Ihren Kritikpunkt werden wir auf jeden Fall in unsere Überlegungen bei der ständigen Weiterentwicklung unserer Bibliothek mit einbeziehen. Mit freundlichen Grüßen und ein schönes Wochenende i.A.« (Rezension Stadtbibliothek Hamm 2019).

»Guten Tag Herr X, vielen Dank für Ihre Rückmeldung. Es ist unser Anliegen, die Interessen aller Besuchenden bestmöglich in Einklang zu bringen. Als Öffentliche Bibliothek sind wir Informations-, Lern- und Begegnungsort. Hier kann es je nach Tageszeit und Nachfrage phasen-

weise zu unterschiedlichen Geräuschkulissen kommen. Bitte sprechen Sie uns gerne an, wenn Sie einen ruhigen Arbeitsplatz suchen, damit wir uns um eine Lösung bemühen können. Mit freundlichen Grüßen x, Leiter der Stadtbüchereien« (Rezension Stadtbibliothek Hamm 2023).

Grundsätzlich bleibt also uneindeutig und umstritten, welche Lautstärke als angemessen und welche Praktiken in Bibliotheken als legitim gelten. Während viele Veränderungen ohne größere Reibungen nach und nach Eingang in das Angebot, die Infrastruktur und die Räumlichkeiten von Bibliotheken gefunden haben und andere Kritiken und Verbesserungsvorschläge wie schnelleres Internet, längere Öffnungszeiten oder ein Café weitestgehend konfliktfrei anerkannt und durchgesetzt werden, bleibt die Debatte über die angemessene Lautstärke bestehen. Darüber wird auch deutlich, dass die Entwicklungsgeschichte von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung grundsätzlich als ergebnisoffen zu begreifen ist.

8. Fazit

Im Jahr 1967 beschrieb Foucault die Bibliothek der Moderne als eine Heterotopie, die »selber außer der Zeit und sicher vor ihrem Zahn sein soll« (Foucault 1967: 34). Zentral dafür schien ihm »die Idee, alles zu akkumulieren, die Idee, eine Art Generalarchiv zusammenzutragen, der Wille, an einem Ort alle Zeiten, alle Epochen, alle Formen, alle Geschmäcker einzuschließen, die Idee, einen Ort aller Zeiten zu installieren« (ebd.). Den Zweck von Bibliotheken fasste Foucault damit als »eine fortwährende und unbegrenzte Anhäufung der Zeit«, die es »an einem unerschütterlichen Ort zu organisieren« gilt (ebd.). Mit der Diversifizierung von Medienträgern, der zunehmenden Verbreitung des Computers für den Heimgebrauch, der Entwicklung des Internets als kommerzieller Informations- und Dienstleistungsplattform und nicht zuletzt dem Aufkommen kommerzieller Informationsdienstleister ist dieser »unerschütterliche« und vermeintlich außerhalb der Zeit liegende Ort infrage gestellt geworden. Bibliotheken haben sich im Zuge dieser Entwicklungen nicht, wie Mitte der 1990er und Anfang der 2000er Jahre vielfach prognostiziert, einfach aufgelöst, sondern in spezifischer Weise verändert. Anliegen der Arbeit war es, diesen Wandel zu rekonstruieren.

Seit Bibliotheken nicht mehr exklusiv dafür sorgen, dass Gesellschaften mit Informationen versorgt werden, leiten sich diese nicht mehr zwangsläufig aus dem Bedarf nach gesammelter, geordneter, klassifizierter und zur Verfügung gestellter Information ab. Auf diese Krise haben Bibliotheken unterschiedliche Antworten gefunden. Eine besondere Rolle – so die Grundthese der Arbeit – spielt dabei die Architektur. Anders gesagt: der Wandel *durch* Digitalisierung vollzieht sich in Bibliotheken besonders deutlich im Medium der Architektur. Dies betrifft nicht nur Legitimationsstrategien von Bibliotheken, die in den letzten Jahren verstärkt mit explizit räumlichem Bezug formuliert wurden. Bibliotheken werden auch anders gebaut und befördern andere Praktiken, die wiederum teils intensivierte Aushandlungsprozesse darüber nach sich ziehen, was in Bibliotheken als legitimes Verhalten zu betrachten ist.

Die Geschichte von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung stellt sich dabei ungleich vielschichtiger dar, als es viele Zeitdiagnosen zum disruptiven Wandel durch Digitalisierung suggerieren. Zu konstatieren, dass die moderne Gesellschaft eigentlich schon immer digital gewesen sei (Nassehi 2019), reicht deshalb nicht aus. In der Praxis zeigt sich die Geschichte der Digitalisierung widersprüchlicher und vielfältiger (vgl. dazu auch Lamla 2021), als es ›Master-Erzählungen‹ (vgl. auch Schmidt-Lux 2008: 24) der Digitalisierung zu erfassen vermögen. Die Geschichte von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung dokumentiert sich im Ergebnis weniger als radikaler Wandel, denn als Gleichzeitigkeit von Kontinuitäten und Diskontinuitäten. So wie sich raumsoziologisch Trends einer stärkeren Mobilität, Vernetzung und Entgrenzung (Löw/Knoblach 2020, 2021), wie auch eine zunehmende Immobilität, stärkere räumliche Konzentration (ebd.; vgl. auch Million et al. 2021) und Verstärkung von Grenzen (Gülzau et al. 2021; Mau 2021) gegenüberstehen, ist auch die Entwicklung von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung komplex, uneindeutig und widersprüchlich.

Während sich der diskursive Umbau von Bibliotheken zu ›Informationskaufhäusern‹, ›Motoren der Stadtentwicklung‹, ›öffentlichen Wohnzimmern‹ und ›Plattformen‹ in Zeiten der Digitalisierung beispielsweise als wechselhafte und progressive Geschichte expansiver Bedeutungsvielfalt erzählt, gelang die symbolische Neuaufladung zur gesellschaftlichen Neu-Legitimation von Bibliotheken nicht in allen Bibliotheken. Umfangreiche Bibliotheksschließungen und -abrisse in den 1990er Jahren legen davon Zeugnis ab. Diese Entwicklungen sind nicht nur auf die initiale gesellschaftliche Aneignung des Internets Mitte der 1990er Jahre zurückzuführen. Auch die umfassende gesellschaftliche Delegitimation der DDR und leere Kassen nach der Wende haben Bibliotheksschließungen und -abrisse bedingt. Im Vergleich zu den Auswirkungen der Wende auf den Bibliotheksbau, so auch ein Kommentator in der Bauwelt im Jahr 1997, fielen die »Auswirkungen der rasanten Entwicklung der Kommunikationstechnologien« in den 1990er Jahren »weit weniger dramatisch« aus (Bauwelt 1997a: 1106).

Auch wenn viele Bibliotheken bis heute um notwendige Ressourcen und staatliche Anerkennung kämpfen – u.a. über die Durchsetzung von Bibliotheksgesetzen, durch die deren Erhalt als Pflichtaufgabe der Länder festgeschrieben werden soll –, erzählt sich der diskursive Umbau von Bibliotheken seit Mitte der 1990er als verhältnismäßig erfolgreicher Umdeutungsprozess. Im Laufe ihrer Geschichte wurden Bibliotheken zwar schon immer unterschiedliche Funktionen und Bedeutungen zugeschrieben, u.a. als Schatzkammer des Wissens, Gedächtnis der Menschheit, kulturelle Gedächtnisse der Gesellschaft, als Tempel des Wissens oder als Kathedralen des Geistes. Bibliotheken verfügten also stets über einen symbolischen Gehalt, der über die Summe ihrer bibliothekarischen Tätigkeiten hinausreichte. Heute haben Bibliotheken aber auch als Begegnungs-

stätten, dritte Orte, Gemeinschaftszentren oder öffentliche Wohnzimmer an Bedeutung gewonnen, werden als Think Tanks und Coworking Spaces beschrieben und als Denkfabriken, Biotope der Nachhaltigkeit oder Bollwerke gegen den Faschismus relevant gemacht. Dass die Ansprüche an Bibliotheken ihre »eigentliche« Funktion übersteigen, ist insofern nichts grundsätzlich Neues, die Vielfalt der unterschiedlichen Ansprüche, die an Bibliotheken herangetragen werden, allerdings schon. Weil eine Reihe kommerzieller Anbieter klassische Funktionen von Bibliotheken, wie das Sammeln, Aufbewahren und Zur-Verfügung-Stellen von Informationen übernommen bzw. in immer größeren Teilen substituiert haben, legitimieren sich Bibliotheken auf veränderte Weise. Die expansive Bedeutungsvielfalt von Bibliotheken zeigt auf der einen Seite den anhaltenden Legitimationsdruck an, dem Bibliotheken seit den 1990er Jahren ausgesetzt sind. Zum anderen verweist diese auf die starke Wandlungsfähigkeit von Bibliotheken, die sich über Jahrhunderte gesellschaftlich erhalten haben und immer wieder transformieren.

Insgesamt drei Phasen verschiedener Diskurse um Bibliotheken seit Mitte der 1990er habe ich herausgearbeitet: Eine erste Phase »tradiert Funktionen unter veränderten Vorzeichen« (1995–2005), in denen es zu scheinbar umwälzenden Neubestimmungen, faktisch aber eher tastenden Suchbewegungen einer neuen Legitimation von Bibliotheken kam. Als Informationskaufhäuser oder Mediatheken wurden Bibliotheken dabei vermeintlich völlig neu erfunden, hielten gleichzeitig aber an bibliothekarischen Kernfunktionen, d.h. dem Sammeln, Speichern und Bereitstellen von Informationen fest. Neu war, dass Bibliotheken dazu erstmals ins Verhältnis zu kommerziellen Angeboten gerückt wurden und sich gegen diese behaupten sollten – u.a. über ein besonders umfangreiches, besonders professional gestaltetes und besonders übersichtliches Angebot unterschiedlicher Medienträger. Diese Funktionsbeschreibungen tradieren bibliothekarische Kernfunktionen des Sammelns, Speicherns und Ordnen eher, als dass sie diese umwälzen.

Auch materiell-räumlich zeigt sich der Wandel in Bibliotheken Mitte der 1990er zunächst als Kontinuierung tradiert Prinzipien. Weil der Zugang zu Informationen nicht mehr ausschließlich an Druckerzeugnisse gebunden, sondern von unterschiedlichen Medienträgern abhängig ist, ergeben sich zu dieser Zeit baulich zwar neue Anforderungen. Denn während Bücher nur aufgeschlagen werden müssen, um gelesen werden zu können, erfordert der Zugang zu Informationen auf anderen Datenträgern eine spezifische Hardware als Mittler zum Auslesen der Daten. Bibliotheken stellen deshalb vielfach neue Räume zum Ansehen von Filmen, Technik zum Hören von CDs, Räume mit stationären Computern usw. bereit. Räumlich setzen sich in diesen Angeboten – den neuen Computerräumen, Online-Katalogen usw. – Logiken fort, die zunächst Raum-

logiken parzellierter Einzelarbeitsplätze und damit auch einer spezifischen, individualisierten Form der Stillarbeit reproduzieren. Anders gesagt: Mitte der 1990er Jahre ziehen zwar neue Technologien in die Bibliothek ein, materiell-räumlich zeigen sich zunächst aber keine radikalen Umwälzungen.

Im architektonischen Diskurs geraten Bibliotheksneubauten zu dieser Zeit dennoch vielfach zur Projektionsfläche gesellschaftlicher Vorstellungen des scheinbar völlig neuartigen, digitalen Zeitalters. Sie werden zu materiellen Sinnbildern des Wandels sowie der scheinbar zunehmenden Enthierarchisierung und Entgrenzung von Wissen. So wird das 2004 eröffnete IKMZ in Cottbus beispielsweise als »Vorgriff auf die Zukunft einer entwickelten und zur zweiten Natur gewordenen Informationsgesellschaft« (Bauwelt 2005c: 17) erklärt. Mit »seiner unbestimmten Kontur, der relativen Ungenauigkeit seiner Farbe und überzogen mit der Kakophonie zusammenhangsloser und unentzifferbarer Buchstaben« sei der Baukörper des IKMZ »Symbol des Formlosen, des Nicht-Beweisbaren, des Nichthierarchischen«, das sich mit überkommenen Begriffen nicht fassen lasse und einen Paradigmenwechsel von »linearen Kausalketten zu komplexen Strukturen, vom Konstruieren zu selbsttätiger Evolution« anzeige (Bauwelt 2005c: 17). Diese symbolische Aufladung lässt sich als Versuch deuten, die Relevanz der Bibliothek im digitalen Zeitalter zu sichern.

In einer zweiten Phase neuer Legitimationsstrategien von Bibliotheken, der »Aufwertung des physischen Ortes« (2005–2015), kommt dem Raum und der Architektur eine stärkere Bedeutung zu. Zum wichtigsten Ziel wird nach und nach eine hohe »Aufenthaltsqualität«. Bibliotheken wenden sich damit Funktionen zu, die gerade *nicht* durch kommerzielle Anbieter:innen und »virtuelle Räume« abgedeckt werden. Die teils sehr emphatischen Stilisierungen von Bibliotheken, beispielsweise als »neues, geistiges Zentrum«, sind vor diesem Hintergrund auch als Versuch zu deuten, die Notwendigkeit von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung neu zu sichern. Die sakrale Überhöhung und Überformung der symbolischen Aufladungen, die weitestgehend unabhängig von der tatsächlichen, baulichen Qualität der materiell-räumlichen Gestaltung verläuft, ist ein Hinweis darauf, dass Bibliotheken vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Aneignung des Internets, des Smartphones und dem gesellschaftlichen Aufstieg der Online-Enzyklopädie Wikipedia versuchen, »mehr« aus sich zu machen. Nachdem sich Bibliotheken im 20. Jahrhundert zu Orten der konzentrierten, individualisierten Wissensaneignung entwickelten, verschiebt sich der Fokus im 21. Jahrhundert immer stärker hin zur Vorstellung der Bibliothek als einem Ort, der – mit Lounge-Möbeln, offenen Sitzlandschaften, Café-Bereichen und multifunktionalen Räumen – »Ambiente« bieten soll. Der Topos der Bibliothek als »öffentliches Wohnzimmer« setzt sich durch.

Gerade öffentliche Bibliotheken richten sich mit ihren offenen Bücherregalen, populären Titeln, frei zugänglichen Sammlungen und Kinder- und Jugendabteilungen bereits seit Mitte des 20. Jahrhunderts primär danach aus, einen möglichst einfachen Zugang zur Bibliothek und den darin befindlichen Medien zu schaffen. Bibliotheken werden mit Tagungsräumen, Audio/Video Technik, Projektionsräumen, Hörsälen und Kinderzimmern ausgestattet, Schallplatten, Kassetten, CDs und Filme werden in Sammlungen aufgenommen; gastronomische Einrichtungen ziehen ein (Lushington/Wong 2016: 11). Diese Trends verstärken sich seit der Jahrtausendwende und werden schließlich auch für wissenschaftliche Bibliotheken relevant, die vormals primär auf die Sammlung spezieller Werke spezialisiert blieben. Der »Wandel von der monumentalen Bibliothek der 1900er Jahre zum vertrauten »Wohnzimmer« der Stadt« (ebd.), wie ihn Lushington und Wong beschrieben, gewinnt darüber immer stärker für alle Bibliothekstypen an Relevanz.

Materiell-räumlich wird Ordnung als Prinzip und architektonisches Qualitätskriterium in den Bibliotheksneubauten dieser Zeit nahezu obsolet. Auch aufgrund des Einsatzes von Datenbanken und Suchmaschinen, die einen schnellen Zugriff auf unübersehbar große Mengen an Informationen bieten, wird es immer unwichtiger, dass die Bibliothek Ordnung und Übersichtlichkeit bereithält – ein deutlicher Bruch mit der penibel geordneten Bibliothek der Moderne, die Zettelkästen, Karteien und klar gegliederte Räume erforderte. Momente der Unübersichtlichkeit, des Labyrinthischen und der Überraschung mindern den architektonischen Entwurf nicht – sie bereichern ihn. Verwobene Landschaften, viele kleine, unterschiedliche Orte und individuelle Nischen sind erstmals seit Anfang des 20. Jahrhunderts nicht mehr Anzeichen minderer Qualität, sondern das Alleinstellungsmerkmal neuer »wohnlicher« Bibliotheken. Auch Forschungsbibliotheken werden in diesem Zuge immer mehr zu Räumen, die Überraschung und »die Behaglichkeit eines großzügigen öffentlichen Wohnzimmers« (Mazzoni 2019: 37) bieten sollen. Die geplante Grundinstandsetzung der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz, die funktional als Forschungsbibliothek mit sozial- und geisteswissenschaftlichem Schwerpunkt wirkt, in deren denkmalgeschütztes Gebäude neuerdings aber auch Sofas einziehen sollen, zeigt dies einmal mehr.

Bibliotheken versuchen darüber nicht nur zunehmend Funktionen zu substituieren, die von kommerziellen Anbietern besser (1995–2005) oder nicht (2005–2015) angeboten werden, sondern ziehen sich teils ganz aus der inhaltlichen Steuerung der Informationsversorgung zurück. Dies gilt vorrangig für öffentliche Bibliotheken, aber auch die Staatsbibliothek zu Berlin erwirbt – aus Kostengründen – immer mehr Medien vermittels standardisierter Warenkörbe. Auch weil Bibliotheken zunehmend Lizenzen statt konkreter Titel erwerben, verändert sich die Ausrichtung dessen, was Bibliotheken leisten können und

sollen. Manifest werden in diesem Zusammenhang nicht nur neue Bedeutungszuschreibungen. Auch alte Konfliktlinien werden aktualisiert. So lässt sich die Debatte darüber, wie viel inhaltliche Steuerung Bibliotheken übernehmen sollten, auch als Neuaufgabe des Richtungsstreits der Bibliothek als Erzieher oder als Dienstleister Anfang des 20. Jahrhunderts fassen. Während die eine Seite Bibliotheken als moralische und intellektuelle Instanzen verstand, die durch kuratierte Sammlungen und Leseempfehlungen Wissen lenken und formen sollten, plädierte die andere für eine nutzer:innenzentrierte Ausrichtung, die möglichst breiten Zugang zu Informationen ermöglicht, ohne diese normativ zu bewerten. Unter veränderten Vorzeichen steht auch heute wieder zur Debatte, ob Bibliotheken die von ihnen angebotenen Inhalte in bestimmter Weise auswählen oder diese lediglich bereitstellen sollten. Während einige Bibliotheken – ganz im Zeichen der Bibliothek als Plattform – bereit sind, die Gestaltung der Inhalte nahezu vollständig den Nutzer:innen zu überlassen, stehen andere einer völligen Inhaltsentkopplung skeptischer gegenüber. Ein Problem der bibliothekarischen Praxis stellt das Spannungsverhältnis von Offenheit, Durchlässigkeit und Nutzer:innenpartizipation in jedem Fall dar.

Der Umbau von Bibliotheken zu öffentlichen Wohnzimmern zieht in der bibliothekarischen Praxis Folgeprobleme nach sich. In der Aufwertung von Bibliotheksräumen sehen Bibliothekar:innen die Ursache eines neuen Andrangs auf Bibliotheken, die sie u.a. als schwer zu regulierenden ›Massenandrang‹ und Kontrollverlust erleben. Dieser entsteht aus Sicht von Bibliothekar:innen als Folge der architektonischen Aufwertung von Bibliotheken und muss quasi »als Fass ohne Boden« (Interview B12 2023) durch Bibliothekar:innen eingehegt und in neuer Weise reguliert werden. Auch die Bibliothek als ›öffentliches Wohnzimmer‹ schafft neue wie alte Probleme, die Bibliothekar:innen lösen müssen. So ziehen verstärkt Lounge-Möbel in Bibliotheken ein, bewohnt werden sollen diese aber nicht.

Bibliotheken sind öffentliche Räume ohne Konsumzwang, in denen Menschen sich »frei und ohne Zwang aufhalten, begegnen und die Vielfalt der Stadtgesellschaft positiv erleben können« (KultEuropa 2021: 14). »Angesichts des zunehmenden Verlustes an frei zugänglichem öffentlichen Raum«, wie ihn gerade auch Bibliotheken diagnostizieren (ebd.), wird es für Bibliotheken im Zusammenhang mit der sich in den letzten Jahren zuspitzenden Wohnungskrise immer stärker zum Problem, die Grenzen dessen zu definieren, was als öffentlicher Raum mit hoher Aufenthaltsqualität von Bibliotheken angeboten werden soll. Nicht nur in den USA fungieren Bibliotheken vielfach als Anlaufstellen für wohnungslose Menschen, die dort einen warmen (oder kühlen) Platz mit sanitärer Infrastruktur vorfinden. Bibliotheksgebäude dienen Wohnungslosen als Nischen: Unter der Treppe im Ostfoyer der Berliner Staatsbibliothek am Potsdamer

Platz – dort, wo Hans Scharoun ursprünglich einen Durchgang geplant hatte, der aber seit der Eröffnung aus »Kontrollgründen« dauerhaft geschlossen ist – haben sich einige Wohnungslose eingerichtet. Auch hier kommt es allerdings verstärkt zu Verdrängungsprozessen. Nach einer Handreichung der Benutzungsleitung der Staatsbibliothek vom 17.02.2025 ist, »für ein gutes Miteinander«, u.a. das »Liegen auf dem Boden« und »sperriges Gepäck wie Einkaufswägen« untersagt. Auch »starke Gerüche« und das »Duschen oder Entkleiden auf den Toiletten« wird untersagt. Diese Verhaltensregeln sind nicht an alle Nutzer:innen gerichtet, sondern gezielt an diejenigen, immer zahlreicher werdenden wohnungslosen Menschen, die sich in Bibliotheken aufhalten. Seit April 2025 fehlen auch die gemütlichen Sessel im Foyer. Sie boten einen Blick auf die Potsdamer Straße, eine angenehme Arbeitspause – und vielen Wohnungslosen einen Aufenthaltsort. Wie ich auf Nachfrage bei einer Architekturführung durch die Stabi erfahre, wurden diese wegen nicht näher qualifizierter »Probleme« mit Wohnungslosen entfernt.

Die Knappheit (bzw. Verteuerung) von Wohnraum liefert auch einen Erklärungsansatz dafür, dass öffentliche wie wissenschaftliche Bibliotheken vermehrt von Schulkindern frequentiert werden, die hier Hausaufgaben erledigen. Aus der Wohnungsforschung ist bekannt, dass Wohnungskrisen bei Betroffenen »immobile Strategien der Anpassung« (Häußermann/Siebel 2000: 291) hervorrufen, über die bestimmte Funktionen und Tätigkeiten aus der Wohnung ausgelagert werden. Dazu passt das Zitat aus einem Interview mit einem Architekten, das ich für diese Arbeit geführt habe: »Wohnungen sind teuer, damit sind die meisten Wohnungen klein [...] was bietet sich an? [...] es ist die Bibliothek« (Interview A8 2019). Bibliotheken fungieren in der Praxis immer stärker also auch als »Kompensationsraum« (vgl. dazu auch Ziemann 2017).

Materiell-räumlich zeigt sich der Umbau von Bibliotheken seit Mitte der 1990er Jahre auch als neue Monumentalität. Diese findet über eine möglichst besondere Bauweise ihren Ausdruck und lässt sich als ein Versuch deuten, Bibliotheken als etwas Dauerhaftes hervorzubringen, das auch im Zeitalter der Digitalisierung Bestand hat. Bibliotheken versuchen, so die These, »über sich hinauszuwachsen« und so ihre Relevanz und Position gegenüber kommerziellen Informationsdienstleistern zu behaupten. Denn diese stellen zwar Informationen zur Verfügung, bieten aber keine physischen Aufenthalts- und Arbeitsräume.

In der Relevanzsetzung vieler Bibliothekar:innen steht eine attraktive Architektur dabei vielfach an erster Stelle. Nicht immer hat dies einen Neubau zur Folge. Eine (Wieder-)Aufwertung haben auch und gerade repräsentative Architekturen aus dem 19. Jahrhundert erfahren (wie in der Bayerischen Staatsbibliothek in München oder der Staatsbibliothek *Unter den Linden* in Berlin). Die neue Monumentalität von Bibliotheken mit »Wow-Effekt« ist eine deutliche Abkehr vom sach-

lich-nüchternen Zweckbau des 20. Jahrhunderts und dem damit verbundenen Streben nach ›Anti-Monumentalität‹ bzw. ›reiner‹ Funktionalität. Mit spektakulären Eingängen, auffälligen Lesetürmen, beeindruckenden Treppen und großzügigen Atrien erzielen diese den erwünschten ›Wow-Effekt‹, der Besucher:innen anziehen und in die Bibliothek locken soll. Zu den materiellen Umgestaltungen, die sich seit Mitte der 1990er Jahre in den Innenräumen von Bibliotheken beobachten lassen, zählt u. a. der Wandel von Arbeits- und Sitzgelegenheiten, welche individueller und komfortabler geworden sind, sowie der Wandel von Servicetheken, die sich – als potentielle Barrieren zwischen Nutzer:innen und Bibliothekar:innen –, stärker zurücknehmen oder umgenutzt werden.

Während sich Barockbibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert noch den »Luxus erlauben« konnten, sich in einem »großen Saal zur Schau zu stellen« und »die kostbaren Bücherrücken als Zierstücke der Innenarchitektur zu behandeln«, ist die bauliche Entwicklung der Bibliothek der Moderne des 19. und 20. Jahrhunderts »nichts anderes als die allmähliche, immer vollständiger werdende Besitzergreifung der Bodenfläche und des Luftraumes eines Saales, von dem man zunächst nur die Ränder und die Wandflächen in Gebrauch genommen hatte« (Leyh 1929: 2). Habe der »alte Büchersaal« der Saalbibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert allein schon aufgrund »seiner künstlerischen Abrundung auf eine Erweiterung verzichtet«, ist der »sachliche Zweckbau« des 19. und 20. Jahrhunderts grundsätzlich auf Erweiterung ausgelegt (ebd.). Nachdem sich die Geschichte der Bibliotheksarchitektur seit Ende des 19. Jahrhunderts weitestgehend als eine Geschichte der Rationalisierung erzählt, wird seit der Jahrtausendwende nicht mehr (nur) in Erwartung einer starken Vergrößerung des Bestands gebaut. Dies markiert einen deutlichen Paradigmenwechsel in der Art und Weise, Bibliotheken zu bauen.

Verändert hat sich auch die zentrale Sozialfigur von Bibliothekar:innen im Zusammenhang sich verändernder Nutzungsrechte in Bibliotheken. Im 18. und 19. Jahrhundert ist die Sozialfigur des *dienstfertigen Gelehrten* kennzeichnend, der als Gatekeeper zwischen Bestand und Nutzer:innen fungiert und sich mit dem Fundus und dem Katalog der Bibliothek bestens auskennt. In der Folge breiter gefasster Nutzungsrechte, neuer Normen und nicht zuletzt einer anderen Sozialstruktur (jetzt vor allem weiblicher) Bibliothekar:innen bildete sich Anfang des 20. Jahrhunderts die Sozialfigur der *shushing librarian* heraus. Diese sorgt für Ruhe und Ordnung, wird aber auch mit einer Reihe negativer Konnotationen belegt, die teils bis heute wirksam sind. Einhergehend mit den Wandlungsprozessen von Bibliotheken hin zu multifunktionalen Arbeits- und Aufenthaltsorten verändert sich die Sozialfigur von Bibliothekar:innen, die seit der Jahrtausendwende verstärkt als *entrepreneurial change maker* in Erscheinung treten und sich als sich ständig neu erfindende Akteur:innen in Szene setzen, die Veränderungen offen ge-

genüber stehen und diese proaktiv suchen. Diese Inszenierung verläuft in symbolischer Abgrenzung zu Bibliothekar:innen, welche Wandlungsprozesse eher passiv erleiden und als schmerzhaft Anpassungsprozesse und unfreiwillig implementierte Veränderungen erleben. Noch ist unklar, ob sich diese so wirkungsvoll wie die Figur der *shushing librarian* entfalten wird, Veränderungen in der Sozialstruktur von Bibliothekar:innen und dem, was diese in der Bibliothek tun, sind aber jetzt schon ersichtlich.

In den Nutzungsordnungen von Bibliotheken zeichnet sich in den letzten Jahren eine Verschiebung vom »Befehlsprinzip zum Verhandlungsprinzip« (vgl. dazu Wouters 1999: 68) ab. Der Handlungsspielraum dessen, was Menschen legitimerweise in Bibliotheken tun können, wird damit einerseits größer, realisierbar ist dieser allerdings nur unter der Voraussetzung eines gegenseitigen Einvernehmens bzw. gegenseitiger Zustimmung. Entscheidend ist nicht die eine, präexistente Norm, die immer zur Anwendung gelangt, sondern die Aushandlung von Nutzer:innen und die Einzelfallentscheidung von Mitarbeiter:innen, auf deren Erfahrungswissen Bibliotheken verstärkt vertrauen, weil sich vor dem Hintergrund »schneller gesellschaftlicher Entwicklungen« nicht »alles im Detail regeln« lässt (Interview B2 2019). Vom Grundsatz erinnert dies teils an den dienstfertigen Bibliothekar aus dem 18. Jahrhundert, von dessen individueller Bereitschaft und Gutdünken es abhing, ob und in welcher Weise die Bibliothek genutzt werden konnte. Anders als im 18. Jahrhundert fungieren Bibliotheksmitarbeiter:innen allerdings nicht mehr als Gatekeeper:innen und Intermediäre zwischen Bibliothek und Nutzer:innen. Die Dienstleistungen, Infrastrukturen und Räume der Bibliothek können in der Regel genutzt werden, ohne an Bibliothekar:innen vorbeikommen zu müssen.

Blieb bibliothekarisches Arbeiten lange durch Sorgen um die Sicherheit des wertvollen Bestands und der Ordnung des Katalogs gekennzeichnet, ist mit der Einführung neuer Technologien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Großteil der vormals lange bestehenden Sicherheitsprobleme in Bibliotheken weggefallen. Aufgetreten sind gleichzeitig neue Konflikte bzw. Aushandlungsprozesse über legitime Praktiken. Dazu zählt die komplexe Aushandlung darum, wie viel im »öffentlichen Wohnzimmer Bibliothek« erlaubt sein soll. Auch die Frage danach, was als angemessene Lautstärke zu betrachten ist, stellt sich vielfach als virulenter Konflikt. Die Diversifizierung des Angebots von Bibliotheken und ihr diskursiver sowie materiell-räumlicher Umbau haben Informalisierungsprozesse in Gang gesetzt, die letztlich nicht von allen Nutzungsgruppen und Personen in Bibliotheken gleichermaßen befürwortet werden. Das Ringen um eine angemessene Lautstärke in der Bibliothek habe ich in diesem Zusammenhang als besonders drängenden Konflikt rekonstruiert. Während für sich als progressiv gerierende Bibliotheksleitungen klar zu sein scheint, dass die mo-

derne Bibliothek keine stille Bibliothek ist bzw. sein soll, wehren sich Teile der Bibliotheksnutzer:innen gegen die Aufhebung von Stille in der Bibliothek, halten an vermeintlichen tradierten Normen fest und wollen diese – auch entgegen der Visionen progressiver Leuchtturmbibliotheken – autoritär durchgesetzt sehen.

Am spezifischen Beharrungsvermögen von Stille als Praktik in Bibliotheken wird deutlich, inwiefern »die voranschreitende Mediatisierung unserer Gesellschaft zu Diskontinuitäten, zu Brüchen, aber auch zu Konflikten mit konkurrierenden Leitmotiven der gesellschaftlichen Entwicklung führt« (Zurstiege 2022: 18). Während Bibliothekar:innen am Umbau zur Bibliothek als lautem Ort aktiv mitwirken, gilt Stille vielen Nutzer:innen auf der anderen Seite offenbar als »neuer Luxus«, der »tief unter einer Kakophonie von Verkehrslärm und Gedanken, Musik und Maschinengeräuschen, iPhones und Schneefräsen« verborgen ist (Kagge 2019: 11).

Das Festhalten an Stille als Norm und Praktik verweist auch auf unterschiedliche Geschwindigkeiten sozialen Wandels (vgl. dazu Burke 2012: 292). Während sich das Reden über Bibliotheken, ihre Funktionen und die Erzählungen darüber, was sie auszeichnet, verhältnismäßig schnell gewandelt hat, hinkt nicht nur die Materialität so manch progressivem Diskurs hinterher (wenn Servicetheken beispielsweise hierarchische Verhältnisse von Bibliothekar:innen und Nutzer:innen objektivieren). Auch Stille hat sich in vielen Bibliotheken erhalten – trotz neuer Loungemöbel und Diskurse.

Diese Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung von Bibliotheken verweisen auf »offene Enden«, wie sich im Anschluss an Popitz konstatieren ließe, der bereits Mitte der 1990er Jahre dafür plädierte, die »Unsicherheit der gegenwärtigen Einschätzungen« in Bezug auf die Entwicklung der Mikroelektronik nicht zu überspielen (Popitz 1995: 16). Bislang konnten sich Bibliotheken erfolgreich im Konkurrenzkampf mit kommerziellen, digitalen Informationsdienstleistern behaupten. Dies funktionierte vor allem in den Fällen, in denen Bibliotheken tradierte Kernfunktionen aufgaben oder erweiterten und stattdessen Angebote schaffen konnten, die Google & Co nicht bieten können: multifunktionale Räume und attraktive Architekturen. Daraus lässt sich keine Aussage über die künftige Entwicklung von Bibliotheken und Bibliotheksbauten ableiten. Eines zeichnet sich allerdings ab: Der Legitimationsdruck wird aufgrund strapazierter öffentlicher Haushalte – man denke an die enormen Kosten zur Bewältigung gegenwärtiger Krisen – auch in der näheren Zukunft hoch bleiben.

Nachdem der Berliner Kulturetat nach Beschluss des Senates für das Jahr 2025 um 130 Millionen Euro gemindert wurde, muss die Zentral- und Landesbibliothek in Berlin beispielsweise circa 2,2 Millionen Euro einsparen (Bohländer 2025). Geplant sind u.a. verkürzte Servicezeiten und frühere Schließzeiten sowie der Abbau von Stellen; womöglich aber auch die dauerhafte Schließung einer der bei-

den Standorte. Institutionell, dies ist angesichts omnipräsenter Kürzungen sehr deutlich, bleibt die Anerkennung von Bibliotheken fragil und muss gesellschaftlich immer wieder neu ausgehandelt werden. Eine abschließende Einschätzung zur Entwicklung von Bibliotheken oder gar ein Ausblick in die Zukunft von Bibliotheken lässt sich aus meiner Untersuchung nicht ableiten. Auch wenn vieles darauf hindeutet, dass Bibliotheken sich historisch immer wieder als wandlungsfähig erwiesen haben, ihre gesellschaftliche Stellung ist bei weitem nicht gesichert. In Filmen, die in der Zukunft spielen, zeigen Filmemacher:innen vielfach heruntergekommene oder zerstörte Bibliotheken (ebd.: 349), die das Ausmaß des Verfalls von Menschheit und Zivilisation offenbar in besonderer Weise symbolisieren. Es bleibt zu hoffen, dass es nicht soweit kommt. Das goldene Zeitalter von Bibliotheken, das die Washington Post im Jahr 2022 ausrief (Washington Post Editorial Board 2022), scheint in jedem Fall bereits an sein Ende gekommen zu sein. Nachdem es einige Jahre so schien, als würden plötzlich überall spektakuläre Bibliotheksneubauten entstehen, ist die Finanzierung und gesellschaftliche Anerkennung von Bibliotheken wieder fragiler geworden.

Ziel der Arbeit war ein besseres Verständnis dessen, was in Bibliotheken seit Mitte des 20. Jahrhunderts, insbesondere aber seit Mitte der 1990er Jahre passiert ist. Mein Anliegen war es dabei auch, Bibliotheken als Untersuchungsgegenstand für die Soziologie zu erschließen. Ich habe dafür vorwiegend Leuchtturmprojekte und Leitbauten untersucht, an denen sich hegemoniale Trends und Entwicklungen der Bibliotheksarchitektur zeigen. Diese sind selbstverständlich nicht repräsentativ für alle Bibliotheken. Längst nicht alle Bibliotheken schlagen die durch spezifische Leitbauten eingeschlagenen Pfade ein. Gerade in ländlichen Räumen ist aus verschiedenen Gründen eine stärkere Eigendynamik von Bibliotheken zu erwarten, die sich nicht hinreichend aus einer Rekonstruktion transnational zirkulierender Wissensbestände und der Tätigkeiten global agierender Architekturbüros und Bibliothekar:innen ableiten lässt. Ausgeschlossen blieben in meiner Untersuchung darüber hinaus Fallbeispiele, die nicht in Deutschland, Frankreich, den USA oder Skandinavien verortet sind. Letztlich bleibt meine Geschichte von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung damit eine eurozentrische Darstellung, die weder einen Anspruch auf eine Universalgeschichte von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung erheben kann noch sollte (vgl. dazu z.B. Chakrabarty 2010). Eine Erweiterung der Untersuchung auf Bibliotheken im Globalen Süden wäre deshalb notwendig und sinnvoll, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede, Gegenbewegungen, Widerstände und Umkehrungen hegemonialer Trends in der Bibliotheksarchitektur umfassender in den Blick nehmen zu können.

Detaillierte Einzelfallstudien könnten dafür sinnvolle Anknüpfungspunkte liefern (vgl. dazu Flyvbjerg 2006). Aus meinem Sampling ergibt sich auch ein

›Survivor-Bias‹ der untersuchten Fälle. Denn bis auf wenige Ausnahmen habe ich in der Arbeit nur Bibliotheken untersucht, deren Wandel ›erfolgreich‹ war. Bibliotheken, die geschlossen oder gar abgerissen wurden, sind nur am Rande zur Sprache gekommen. Eine Rekonstruktion der Entwicklung derjenigen Bibliotheken, die ›gescheitert‹ sind, wäre aber wichtig, um die komplexe Situation von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung adäquat fassen zu können.

Anliegen der Arbeit war es auch, den Nutzen einer historischen Architektursoziologie zu veranschaulichen. Ausgehend von Heike Delitz' Grundlegungen zu Architektur als einem Medium des Sozialen (Delitz 2010) und Silke Steets' Grundlegungen einer wissenssoziologischen Architekturforschung (Steets 2015) habe ich in der Arbeit zu diesem Zweck eine Heuristik entwickelt, über die sich Architektur in ihrer historischen Variabilität wie auch ihrer Mehrdimensionalität untersuchen und in konkrete, weitestgehend gut etablierte Erhebungsverfahren und Auswertungsmethoden der qualitativen Sozialforschung übersetzen lässt. Die in der Arbeit entwickelte Heuristik der Architektur- und Raumordnung könnte für die Untersuchung anderer Architekturen auf dieser Basis problemlos adaptiert werden. Rechenzentren, die als eigene Gebäude erst aus den Anforderungen der digitalen Datenverarbeitung und -speicherung mit dem Aufkommen der allgemeinen Nutzung des Internets in den 1990er Jahren entstanden, wären dafür ein besonders interessanter Untersuchungsgegenstand und Kontrastfall zu Bibliotheken. Diese weisen nicht nur eine hohe gesellschaftlichen Relevanz auf, die sich aus der Abhängigkeit von Inhalt und Funktion von Rechenzentren als elementarem Teil der digitalen Infrastruktur ergibt, in den Diskursen, der Materialität und den Praktiken von Rechenzentren zeigen sich auch Gemeinsamkeiten mit den Diskursen, der Materialität und den Praktiken der Bibliotheken im 19. und 20. Jahrhundert. Auch diese standen zuvorderst im Dienst einer effizienten und sicheren Speicherung von Information in Gebäuden, die als sachlich-nüchterne Funktionsbauten gestaltet waren und deren materiell-räumliche Organisation von einem Magazin ausging, d.h. im Wesentlichen einer Bauweise zur effizienten und sicheren Speicherung von Daten diente.

Meine Heuristik der Architektur- und Raumordnung ist ein Versuch, die Theoriearbeit und die Studien von Heike Delitz, die sich in erster Linie für das ›Anders-Werden‹ von Architektur interessiert (Delitz 2015) und die sozialtheoretischen Grundlegungen und methodischen Ansätze von Silke Steets (trotz aller Unterschiede) in einem Modell zu synthetisieren. Darüber habe ich auch versucht, die in der Soziologie leider immer noch marginalisierte Architektursoziologie einer soziologischen Forschung zugänglich zu machen, die nicht primär an Architektur interessiert sein muss, sondern in erster Linie gesellschaftlichen Wandel untersuchen will, die materielle Beschaffenheit sozialer Phänomene aber nicht außen vor lassen möchte. Digitalisierungsfolgen anhand von Archi-

tektur zu untersuchen birgt den Vorteil, etwas Gestaltetes zu analysieren, in dem sich Zukunftserwartungen und Projektionen besonders deutlich sedimentieren. Denn Architektur zeichnet sich durch einen stark in die Zukunft gerichteten Zeitbezug aus. Gerade dadurch, dass sie so lange besteht, so kostenintensiv und aufwändig in Erzeugung und Herstellung ist, bildet Architektur einen wichtigen Teil des Sozialen, von dem es kein Entrinnen gibt und über den spezifische Wirkungszusammenhänge in besonderer Weise objektiviert werden.

Auch wenn »ein *erschöpfender* kausaler Regressus«, so Max Weber schon vor über einhundert Jahren, »von irgend einer konkreten Erscheinung in ihrer *vollen* Wirklichkeit aus [...] nicht nur praktisch unmöglich, sondern einfach ein Unding« (Weber 1904: 53) ist, habe ich über meine Untersuchung den Versuch unternommen, ein möglichst umfassendes Bild von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung zu entwerfen, das Diskurse, Materialität und Praktiken gleichermaßen ernst nimmt – ohne sie aber in eins fallen zu lassen. Eine historische Soziologie kann von der hier entwickelten Heuristik profitieren, weil sie den Blick auf verschiedene Quellen eröffnet, über die sich sozialer Wandel rekonstruieren lässt. Denn die »schlechthin unendliche Mannigfaltigkeit von nach- und nebeneinander auftauchenden Vorgängen ›in‹ und ›außer‹ uns« (ebd.: 46) schließt Diskurse, Materialität und Praktiken bereits explizit mit ein. Die Rekonstruktion unterschiedlicher Quellen verkompliziert scheinbar eindeutige Master-Erzählungen von sozialem Wandel zwar, reichert das komplexe Bild von Bibliotheken im Zeitalter der Digitalisierung aber auch an.

Dank

Die Arbeit hat in vielerlei Hinsicht von Ideen, kritischen Rückmeldungen und der Unterstützung anderer Menschen profitiert, denen ich an dieser Stelle von Herzen danken möchte. Mein besonderer Dank gilt Thomas Schmidt-Lux, dem ich meinen Weg in die Soziologie verdanke. Sein Vertrauen darin, dass die Resozialisierung von der Politikwissenschaft zur Soziologie schon gelingen möge und die vielgestaltige Unterstützung in allen Phasen der Arbeit haben diese Dissertation ermöglicht und oft sogar sehr vergnüglich gemacht. Ebenso danke ich Silke Steets, die nicht nur das Zweitgutachten verfasst hat, sondern die Arbeit auch immer wieder durch ausgesprochen konstruktive Anregungen bereicherte.

Entstanden ist die Arbeit am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig, das mir in bester Erinnerung bleibt. Mein Dank gilt Jan Beuerbach, Juri Friedel, Silke Gülker, Greta Hartmann, Marcus Heinz, Harald Homann, Josephine Kanditt, Uta Karstein, Christa Klein, Alexander Leistner, Anton Marchel, Hakob Matevosyan, Maren Möhring, Ringo Rösener, Ulrich Johannes Schneider, Nikolaus Schulz, Christina Schwarz, Theresa Siebach, Kathrin Sonntag, Marie Wilke-Tondar, Dirk Quadflieg, Susann Winsel und Monika Wohlrab-Sahr, die mich nicht nur intellektuell in je eigener Weise inspirierten, sondern auch überaus herzlich am Institut aufnahmen. Bessere Arbeitskolleg:innen kann man sich kaum vorstellen! Ein Dank gilt auch dem SFB 1265 in Berlin, dem Arbeitskreis Politische Ethnographie, insbesondere Johannes Coughlan, sowie weiteren Zusammenhängen, in denen ich manch unausgegrenzte Idee diskutieren konnte, und die damit ebenfalls wesentlich zum Gelingen der Arbeit beitrugen. Jan, Josephine, Klaus, Marie und insbesondere Juri danke ich darüber hinaus für das gründliche Durchsehen des Manuskripts. Meinen Interviewpartner:innen danke ich für ihre Offenheit, Zeit und Geduld.

Ein großer Dank gilt auch Doris Schweitzer und Thomas Scheffer, bei denen ich nach meiner Zeit in Leipzig ein neues akademisches Zuhause fand, die mir neue Horizonte eröffneten und die Sorge nahmen, dass alles ›nach Leipzig‹ enttäuschen würde. Ole Bogner, Veit Braun, Karl Homuth, Doreen Molnar, Luana Pe-

sarini, Markus Rudolphi, Tim Seitz, Aurora Sauter und Lisa Wessel machten meine Zeit in Frankfurt ganz besonders angenehm.

Meinen Freund:innen, meiner Familie und insbesondere Pascal, der mich auch noch dann (er)trug, als ich zur *shushing librarian* zu werden drohte. Meinen Eltern Anna und Klaus danke ich dafür, dass sie meinen Willen zur Bildung und Lust an Bibliotheken überhaupt erst geweckt haben.

Für Hania – mögen dir viele Bibliotheken offen stehen.

Abbildungen

Abb. 1	Phasen der digitalen Transformation	36
Abb. 2	EDV-basierte Entwicklungsschritte des Bibliothekswesens	56
Abb. 3	Illustration des Lesesaals der Bibliothek des British Museum in London, 1857 eröffnet	91
Abb. 4	Lesesaal der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris, 1854 eröffnet	92
Abb. 5	Illustration der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris	94
Abb. 6	Lesesaal der Bücherhalle in Charlottenburg im neugebauten Haus der Kunstgewerbeschule in der Wilmersdorfer Straße, 1901 eröffnet	100
Abb. 7	Kupferstich des barocken Saalbibliotheksraum der Universität Greifswald, 1750 fertiggestellt	101
Abb. 8	Neubau der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen, 1993 eröffnet	111
Abb. 9	Deutsche Nationalbibliothek in Frankfurt am Main	112
Abb. 10	Seattle Public Library	118
Abb. 11	Rolltreppen in der Library of Birmingham	120
Abb. 12	Mediathek in Sendai	121
Abb. 13	Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum (IKMZ) der Technischen Universität in Cottbus	124
Abb. 14	Stadtbibliothek Stuttgart	125
Abb. 15	Library of Birmingham, 2013 eröffnet	128
Abb. 16	Central Library in Birmingham, 1973 eröffnet, 2013 abgerissen	129
Abb. 17	Staatsbibliothek <i>Unter den Linden</i> mit den in den 1980er Jahren gebauten Magazintürmen an der Stelle des Lesesaals	142
Abb. 18	Bibliothèque nationale de France in Paris	144
Abb. 19	Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum (IKMZ) der Technischen Universität in Cottbus	148
Abb. 20	Bücherturm im IKMZ in Cottbus	149
Abb. 21	Treppenhaus in der Bayerischen Staatsbibliothek in München	152
Abb. 22	Bibliothek LocHal in Tilburg, Niederlande	154
Abb. 23	Dritte Etage der Oodi Bibliothek in Helsinki	155
Abb. 24	Rechnerpool in der »medien@age« der Städtischen Bibliotheken Dresden	157
Abb. 25	Im Jahr 2018 umgestaltete »Plaza« im Erdgeschoss des Ostflügels der Bayerischen Staats- und Landesbibliothek in München	160

Abb. 26	Im Jahr 2018 umgestaltete ›Plaza‹ im Erdgeschoss des Ostflügels der Bayerischen Staats- und Landesbibliothek in München	160
Abb. 27	Lesesaal der Library of Congress in Washington	166
Abb. 28	Unbesetzte Servicetheke in der zweiten Etage der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz (Juli 2023)	167
Abb. 29	Unbesetzte Servicetheke im Foyer der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz (Juli 2023)	168
Abb. 30	Durch eine Person besetzte Servicetheke im Erdgeschoss der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz (Juli 2023)	168
Abb. 31	Eingangsbereich der DOKKI in Aarhus, Dänemark (August 2020)	169
Abb. 32	Nancy Pearl nachempfundene Actionfigur »Nancy Pearl Librarian Action Figure«	177
Abb. 33	Hinweisschild mit neuen Verhaltensregeln in der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz, gültig ab 02/2025	189

Literatur

- Aarts, Henk/Dijksterhuis, Ap (2003): The silence of the library: Environment, situational norm, and social behavior, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, Jg. 84/1, S. 18–28. doi:10.1037/0022-3514.84.1.18.
- Abbott, Andrew (2020): *Zeit zählt. Grundzüge einer prozessualen Soziologie*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Aigner, Anita (2020): (Un)real estate – online staging of investment-driven housing projects in Vienna. In: *Socio.hu* Jg. 10/8, S. 41–58.
- Alaimo, Cristina/Kallinikos, Jannis (2021): Managing by Data: Algorithmic Categories and Organizing, in: *Organization Studies*, Jg. 42/9, S. 1385–1407. doi:10.1177/0170840620934062.
- Apfelbaum, Alexandra/Escher, Gudrun/Utku (Hrsg.) (2017): *Mit den Riesen auf Augenhöhe. Ein neuer Blick auf Großstrukturen der 1960er und 1970er Jahre*. Einführung. S. 1–19.
- Apprich, Clemens (2015): *Vernetzt – zur Entstehung der Netzwerkgesellschaft*. Digitale Gesellschaft. Bielefeld: Transcript.
- Aradau, Claudia/Blanke, Tobias (2017): Politics of prediction: Security and the time/space of governmentality in the age of big data, in: *European Journal of Social Theory*, Jg. 20/3, S. 373–391. doi:10.1177/1368431016667623.
- Arantes, Pedro Fiori (2012): *The Rent of Form. Architecture and Labor in the Digital Age*. University of Minnesota Press.
- ARCH+ (2007): Symposium Bürolandschaft. Eine vergessene Reformstrategie der deutschen Nachkriegsmoderne, in: *ARCH+*, Jg.
- ARCH+ (2009): RFID. Schwellenatlas, in: *ARCH+*, Jg. /191/192, S. 87–88.
- ArchDaily (2018): Dominique Perrault – The Bibliothèque nationale de France: Portrait of a project 1988 – 1998. ArchDaily. Online verfügbar unter: <https://www.archdaily.com/889259/dominique-perrault-the-bibliotheque-nationale-de-france-portrait-of-a-project-1988-1998> (Abgerufen am 12.02.2023).
- Architekten von Gerkan, Marg und Partner (2019): Sanierung und Umbau der Architekturikone von Hans Scharoun. Pressemitteilung, 20.09.2019. Online verfügbar unter: <https://www.gmp.de/de/aktuelles/41/presse/4897/sanierung-und-umbau-der-architekturikone-von-hans-scharoun> (Abgerufen am 26.07.2025).
- Augé, Marc (1992): *Nicht-Orte. Beck'sche Reihe*. München: Beck.
- Augsburg (2023): *Bildung & Wirtschaft > Bibliotheken und Archive > Stadtbücherei Wir über uns & Kontakt > Leitbild & Geschichte*. Online verfügbar unter: <https://www.augsburg.de/>

- bildung-wirtschaft/bildung/bibliotheken-und-archiv/stadtbuecherei/wir-ueber-uns-kontakt/leitbild-geschichte (Abgerufen am 12.02.2023).
- Baecker, Dirk (1990): Die Dekonstruktion der Schachtel. Innen und außen in der Architektur, in: *Unbeobachtbare Welt: über Kunst und Architektur*. Bielefeld: C. Haux, S. 67–104.
- Baecker, Dirk (2018a): 4.0 oder Die Lücke die der Rechner lässt. Merve. Leipzig: Merve Verlag.
- Baecker, Dirk (2018b): Postheroisches Management in Bibliotheken, in: *Bibliothek Forschung und Praxis*, Jg. 42/3, S. 399–402. doi:10.1515/bfp-2018-0051.
- Balbi, Gabriele/Magauffa, Paolo (2018): *A History of Digital Media. An Intermedia and Global Perspective*. New York & London: Routledge.
- Battles, Matthew (2003): *Die Welt der Bücher: eine Geschichte der Bibliothek*. Mannheim: Artemis & Winkler, Bibliograph. Inst.
- Bauer, Charlotte/Bergter, Caroline (2021): Attraktive Lernräume sind mehr als tolle Gebäude: Neu- und Umbauten der Universitätsbibliothek Leipzig, in: *Hochschulbibliotheken auf dem Weg zu Lernzentren: Beispiele aus Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Wiesbaden: b.i.t.verlag gmbh, S. 135–148.
- Baumeister (1997): *Deutsche Bibliothek in Frankfurt am Main. Arat – Kaiser – Kaiser*, Stuttgart. Baumeister, Jg. /5/1997, S. 7.
- Baumeister (2001): *Bibliothek von Alexandria*, in: Baumeister, Jg. /6.
- Baumeister (Hrsg.) (2005): *Universitätsbibliothek in Cottbus*. Jg. /3/05, S. 70–77.
- BauNetz (2018): *Bibliothek LocHal in Tilburg*, in: *Baunetz Wissen*.
- BauNetz (2020a): *Architekten-Ranking, Büroranking – Informationen – Verfahrensregeln* | BauNetz.de. Online verfügbar unter: <https://www.baunetz.de/ranking/?area=info&type=verfahren> (Abgerufen am 16.12.2020).
- BauNetz (2020b): *Architektur-News, Architekten-Ranking, Fachinformationen, Magazin* – BauNetz.de. BauNetz. Online verfügbar unter: https://www.baunetz.de/ueber_baunetz_29744.html (Abgerufen am 16.12.2020).
- Baur-Heinold, Margarete (1972): *Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen. Schöne alte Bibliotheken. Ein Buch vom Zauber ihrer Räume*. München: Georg D.W. Callwey München.
- Bauwelt (1955): *Die Berliner Gedenkbibliothek. Architekten: Professor Gerhard Jobst, Professor Willy Kreuer, Hartmut Wille und Fritz Bornemann*. Jg. /Heft 8, S. 141–149.
- Bauwelt (1995a): *Arche mit Büchern. Erweiterung der Bibliothek von Evreux*, in: *Bauwelt*, Jg. Heft 18/5.
- Bauwelt (1995b): *Wörterbuch zur Großen Bibliothek*, in: *Bauwelt*, Jg. /Heft 20/21, S. 1156–1181.
- Bauwelt (1997a): *Additiv und ohne Geist. Die Deutsche Bibliothek in Frankfurt am Main*, in: *Bauwelt*, Jg. /Heft 20, S. 1106–1111.
- Bauwelt (1997b): *Der Staat und seine Bibliothek. Zum Streit um die Standortalternativen in Berlin*, in: *Bauwelt*, Jg. /Heft 20, S. 1092–1103.
- Bauwelt (2001a): *Die Bibliothek von Alexandria. Der Projektleiter berichtet*, in: *Bauwelt*, Jg. /23, S. 30–37.
- Bauwelt (2001b): *Visionen, Wirklichkeit. Die Mediothek von Sendai*. Jg. /13/2001, S. 16–23.
- Bauwelt (2005a): *Implantat. Philologische Bibliothek der Freien Universität in Berlin-Dahlem*, in: *Bauwelt*, Jg. /34, S. 14–21.
- Bauwelt (Hrsg.) (2005b): *Kashbah-Labyrinth. Umbau der Stadt- und Unibibliothek in Bauwelt*, Jg. /3, S. 30–32.

- Bauwelt (Hrsg.) (2005c): Rosé-Glanz und Wellenform. Neubau der Universitäts-Bibliothek in Cottbus. Jg. /3, S. 10–17.
- Bauwelt (2010): Alte Arbeiterquartiere – Brennpunkte des Wandels, in: *Bauwelt*, Jg. /36/2010, S. 28–33.
- Bauwelt (2013a): Birmingham: Beschleuniger der Stadtentwicklung, in: *Bauwelt*, Jg. /Bauwelt 41–42, S. 25–31.
- Bauwelt (2013b): Der Bücherberg, in: *Bauwelt*, Jg. /4, S. 26–31.
- Bauwelt (2019): Die Zeit der Bücherbunker ist vorbei, in: *Bauwelt*, Jg. /5.2019, S. 30–35.
- Bauwelt (2022a): Die Langzeitwirkung des Bilbao-Effekts. Jg. /20/2022, S. 66–69.
- Bauwelt (2022b): Hoffen auf das nächste große Ding. Jg. /20/2022, S. 60–65.
- Bayerische Staatsbibliothek (2016): Daten für die Forschung – Hochaufgelöste Digitalisate von 1,2 Millionen Büchern weltweit kostenlos für die Wissenschaft abrufbar. Online verfügbar unter: <https://www.bsb-muenchen.de/ueber-uns/article/daten-fuer-die-forschung-hochaufloesende-digitalisate-von-1-2-millionen-buechern-weltweit-kostenlos-fuer-die-wissenschaft-abrufbar-1052> (Abgerufen am 24.07.2025).
- Becker, Regina (2010): *ordinatio et dispositio*. Die Grundlagen einer Architektonik für die Bibliotheca publica, in: *Museum, Bibliothek, Stadtraum: räumliche Wissensordnungen 1600–1900, Kultur: Forschung und Wissenschaft*. Münster: Lit, S. 89–108.
- Benkler, Yochai (2006): *The wealth of networks: how social production transforms markets and freedom*. New Haven [Conn.]: Yale University Press.
- Berg, Sebastian/Rakowski, Niklas/Thiel, Thorsten (2020): Die digitale Konstellation. Eine Positionsbestimmung, in: *Zeitschrift für Politikwissenschaft*, Jg. 30/2, S. 171–191. doi:10.1007/s41358-020-00207-6.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas [1966] (1998): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: eine Theorie der Wissenssoziologie*. 5. Auflage Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Berli, Oliver/Nicolae, Gabriel Stefan/Schäfer, Hilmar (Hrsg.) (2021): *Bewertungskulturen. Soziologie des Wertens und Bewertens*. Wiesbaden [Heidelberg]: Springer VS.
- Berliner Morgenpost (2007): Rechnungshof: 42 Bibliotheken sind überflüssig. Online verfügbar unter: <https://www.morgenpost.de/printarchiv/berlin/article103201296/Rechnungshof-42-Bibliotheken-sind-ueberfluessig.html> (Abgerufen am 20.11.2022).
- Bernhagen, Flora E./Neubauer, Ralf (2011): *Schließung der Heinrich Heine Bibliothek in Berlin Mitte* (2002) (Videoaufnahme). Berlin.
- Berufsverband Information Bibliothek (BIB) e.V. (2023): *Positionspapier Quereinsteigende*. Online verfügbar unter: https://www.bib-info.de/fileadmin/public/Dokumente_und_Bilder/BIB-Standpunkte/2023-02-27_BIB-Positionspapier_Quereinsteigende.pdf (Abgerufen am 04.10.2023).
- Beuerbach, Jan/Gülker, Silke/Karstein, Uta/Rösener, Ringo (Hrsg.) (2021): *Covid-19: Sinn in der Krise: Kulturwissenschaftliche Analysen der Corona-Pandemie*. De Gruyter. doi:10.1515/9783110734942.
- Bezirksamt Charlottenburg (Hrsg.) (1987): *Charlottenburg – vom Idyll zur Großstadt*. Stadtkreis Charlottenburg 1877–1920. Katalog zur Ausstellung. Texte und Recherche: C. Berndhardt, H. J. Fohsel, H. Hülsbergen u. a., Berlin.
- Bibliotheksportal (2016): *RFID – Einführung*. Online verfügbar unter: <https://bibliotheksportal.de/ressourcen/digitale-services/rfid/> (Abgerufen am 18.01.2023).

- Bibliothèque Sainte-Geneviève (2023): Nous connaître > Histoire et architecture > Nous connaître > Histoire et architecture. Online verfügbar unter: https://www.bsg.univ-paris3.fr/iguana/www.main.cls?p=* &v=fc8b6598-dba0-11e7-9d6a-5056b176bf00 (Abgerufen am 18.01.2023).
- Bittlingmayer, Uwe H. (2005): »Wissensgesellschaft« als Wille und Vorstellung. Theorie und Methode Sozialwissenschaften. Konstanz: UVK Verl.-Gesellschaft.
- Black, Alistair (2000): Skeleton in the Cupboard: Social Class and the Public Library in Britain through 150 Years, in: *Library History*, Jg. 16/1, S. 3–12. doi:10.1179/lib.2000.16.1.3.
- Bleicher, Joan Kristin (2010): *Internet*. UTB Profile. Konstanz: UVK-Verl.-Ges.
- Block, Katharina/Deremetz, Anne/Henkel, Anna/Rehbein, Malte (Hrsg.) (2022): *10 Minuten Soziologie: Digitalisierung*. Bielefeld: Transcript.
- Bibliothèque nationale de France (BnF) (2018): Bande-annonce de l'exposition Dominique Perrault – La Bibliothèque nationale de France Portrait d'un projet 1988 – 1998. BnF – Site institutionnel. Online verfügbar unter: <https://www.bnf.fr/fr/mediatheque/bande-annonce-de-lexposition-dominique-perrault-la-bibliotheque-nationale-de-france> (Abgerufen am 12.02.2023).
- Bohländer, Antonia (2025): Budgetkürzungen in Berlin: Zentral- und Landesbibliothek droht mit Standortschließung. *Tagesspiegel*, 18.02.2025. Online verfügbar unter: <https://www.tagesspiegel.de/berlin/budgetkuerzungen-in-berlin-zentral-und-landesbibliothek-droht-mit-standortschliessung-13227784.html> (Abgerufen am 26.07.2025).
- Bös, Nadine/Marx, Uwe (2018): Interview: »Digitalisierung macht Bibliotheken voller«, in: *FAZ*. Online verfügbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/campus/warum-digitalisierung-die-bibliotheken-voller-macht-15484691.html> (Abgerufen am 09.12.2021).
- Boudon, Raymond (1986): *Theories of social change: a critical appraisal*. Berkeley: University of California Press.
- Bovelet, Jan (2018): Digitale Standards – Eine kurze Geschichte der Gebäudedatenmodellierung, in: *ARCH+*, Jg. /233, S. 72–77.
- Braun, Torsten (2010): Geschichte und Entwicklung des Internets, in: *Informatik-Spektrum*, Jg. 33/2, S. 201–207. doi:10.1007/s00287-010-0423-9.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2020): *Ethnografie: die Praxis der Feldforschung*. utb Sozialwissenschaften Kulturwissenschaften. München: UVK Verlag.
- Brown, Carol R. (2002): *Interior design for libraries: drawing on function & appeal*. Chicago: American Library Association.
- Brownell, Blaine (2011): *Matter in the Floating World – Conversations with Leading Japanese Architects and Designers*. New York: Princeton Architectural Press.
- Bublitz, Hannelore (2003): *Diskurs. Einsichten. Themen der Soziologie*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Bublitz, Hannelore (2015): *In der Zerstreuung organisiert. Paradoxien und Phantasmen der Massenkultur*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Büchner, Stefanie (2018a): Digitale Infrastrukturen – Spezifk, Relationalität und die Paradoxien von Wandel und Kontrolle, in: *AIS-Studien*. doi:10.21241/SSOAR.64878.
- Büchner, Stefanie (2018b): Zum Verhältnis von Digitalisierung und Organisation: On the Relationship of Digitization and Organization, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 47/5, S. 332–348. doi:10.1515/zfsoz-2018-0121.

- Büchner, Stefanie/Hergesell, Jannis/Kallinikos, Jannis (2022): Digitale Transformation(en): Zur Verflechtung von Prozessen der langen Dauer und digitalem sozialen Wandel Digital Transformation(s): On the Entanglement of Long-Term Processes and Digital Social Change. An Introduction, in: *Historical Social Research* Vol. 47, Jg. No. 3 (2022): Special Issue: Digital Transformation, doi:10.12759/HSR.47.2022.25.
- Bührmann, Andrea D./Schneider, Werner (2008): Mehr als nur diskursive Praxis? Konzeptionelle Grundlagen und methodische Aspekte der Dispositivanalyse, in: *Historical Social Research* Vol. 33, Jg. No. 1, doi:10.12759/HSR.33.2008.1.108-141.
- Burow, Johannes F./Daniels, Lou-Janna/Kaiser, Anna-Lena/Klinkhamer, Clemens/Kulbatzki, Josefina/Schütte, Yannick/Henkel, Anna (Hrsg.) (2019): *Mensch und Welt im Zeichen der Digitalisierung: Perspektiven der Philosophischen Anthropologie Plessners*. Baden Baden: Nomos.
- Buzás, Ladislaus (1978): *Deutsche Bibliotheksgeschichte der neuesten Zeit: 1800–1945. Elemente des Buch- und Bibliothekswesens; Bd. 3*. Wiesbaden: Reichert.
- Carpo, Mario (2012): *Alphabet and Algorithmus: wie das Digitale die Architektur herausfordert. ArchitekturDenken*. Bielefeld: Transcript.
- Carpo, Mario (2017): *The second digital turn: design beyond intelligence. Writing architecture*. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press.
- Carstensen, Tanja/Schachtner, Christina/Schelhowe, H./Beer, Raphael (Hrsg.) (2014): *Digitale Subjekte: Praktiken der Subjektivierung im Medienumbruch der Gegenwart. Kultur- und Medientheorie*. Bielefeld: Transcript.
- Castells, Manuel (1999): *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Das Informationszeitalter*. Opfaden: Leske + Budrich.
- Chakrabarty, Dipesh (2010): *Europa als Provinz: Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Charmaz, Kathy (2014): *Constructing grounded theory. Introducing qualitative methods*. London; Thousand Oaks, Calif: Sage.
- Chun, Wendy Hui Kyong (2011): *Programmed visions: software and memory. Software studies*. Cambridge, Mass: MIT Press.
- Clarke, Adele E./Keller, Reiner (2012): *Situationsanalyse: Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Interdisziplinäre Diskursforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Coburg, Götz von (1980): *Lesen in Berlin. Geschichte der öffentlichen Bibliotheken von 1850 bis 1980*. Berliner Forum. Berlin: Presse- und Informationsamt des Landes Berlin.
- Corbin, Juliet/Strauss, Anselm (2008): *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. California: SAGE Publications.
- Corrigan, Philip/Gillespie, Val (1978): *Class Struggle, Social Literacy and Idle Time: Provision of Public Libraries in England*. Brighton.
- Couldry, Nick/Hepp, Andreas (2013): *Conceptualizing Mediatization: Contexts, Traditions, Arguments: Editorial*, in: *Communication Theory*, Jg. 23/3, S. 191–202. doi:10.1111/comt.12019.
- Couldry, Nick/Hepp, Andreas (2018): *The continuing lure of the mediated centre in times of deep mediatization: Media Events and its enduring legacy*, in: *Media, Culture & Society*, Jg. 40/1, S. 114–117. doi:10.1177/0163443717726009.
- Cramer, Florian (2014): *What is ›Post-digital? In: THE POST-DIGITAL CONDITION*, Jg. Volume 3/Issue 1.

- Cramme, Stefan (2019): Benutzungspraktiken von Forschungsbibliotheken: der Zugang zu Büchern und Katalogen, in: Berdelmann, Kathrin/Fritzsche, Bettina/Rabenstein, Kerstin/Scholz, Joachim (Hrsg.): Transformationen von Schule, Unterricht und Profession. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 247–255. doi:10.1007/978-3-658-21928-4_13.
- Crass, Hanns Michael (1976): Bibliotheksbauten des 19. Jahrhunderts in Deutschland. München: Dokumentation Saur KG.
- Curran, James/Natalie Fenton/Des Freedman (2012): *Misunderstanding the internet*. London & New York: Routledge.
- Daehnert, Johann Carl (1775): *Academiae Grypeswaldensis Bibliotheca. Catalogo Auctorum et Repertorio Reali Universali Descripta*. Greifswald: Röse.
- Dähne, Chris (2021): Die »analogen Bilder« digitaler Architektur, in: *Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur*, Jg. /Heft 40, S. 111–124.
- Degen, Monica/Melhuish, Clare/Rose, Gillian (2017): Producing place atmospheres digitally: Architecture, digital visualisation practices and the experience economy, in: *Journal of Consumer Culture*, Jg. 17/1, S. 3–24. doi:10.1177/1469540515572238.
- Degkwitz, Andreas (2006): The Cultural Scope of Chromatic Spaces – The Building of the ICMC/IKMZ Cottbus, in: *LIBER Quarterly*, Jg. /Volume 16 Issue 2, S. 1–13.
- Degkwitz, Andreas (2014): Bibliotheksarchitektur als Metapher des Wandels, in: *Bibliotheken: Innovation aus Tradition: Rolf Griebel zum 65. Geburtstag*. Berlin; Boston: De Gruyter Saur, S. 504–510.
- Delitz, Heike (2009): *Architektursoziologie. Einsichten*. Bielefeld: transcript-Verl.
- Delitz, Heike (2010): *Architektur als Medium des Sozialen – Zur soziologischen Theorie des gebauten Raumes*. Online verfügbar unter: https://www.academia.edu/7265111/Architektur_als_Medium_des_Sozialen_Zur_sozziologischen_Theorie_des_gebauten_Raumes (Abgerufen am 26.07.2025).
- Delitz, Heike (2010): *Gebaute Gesellschaft: Architektur als Medium des Sozialen*. Frankfurt am Main; New York: Campus.
- Delitz, Heike (2015): *Architektur als Medium des Sozialen. Der Blick der Soziologie*, in: *Architektur in transdisziplinärer Perspektive: von Philosophie bis Tanz: aktuelle Zugänge und Positionen, Architekturen*. Bielefeld: Transcript.
- Delitz, Heike (2016): *Architektur aus kultursoziologischer Perspektive: Felder, Phänomene, Prozesse kultursoziologischer Forschung*, in: Moebius, Stephan/Nungesser, Frithjof/Scherke, Katharina (Hrsg.): *Handbuch Kultursoziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 1–14. doi:10.1007/978-3-658-08001-3_19-1.
- Delitz, Heike (2017): *Architectural Modes of Collective Existence: Architectural Sociology as a Comparative Social Theory*. In: *Cultural Sociology*. doi:10.1177/174997517718435.
- Delitz, Heike/Levenson, Felix (2019): *The Social Meaning of Big Architecture, or the Sociology of the Monumental*, in: *Size Matters: Understanding Monumentality across Ancient Civilizations*, *Histoire*. Bielefeld: Transcript, S. 107–132.
- Depping, Ralf/Mrowka, Tatjana (Hrsg.) (2019): »Zustände wie bei einem Rockkonzert«: Der Lernort Hochschulbibliothek als »Hype«, in: *Die Bibliothek im Spannungsfeld: Geschichte, Dienstleistungen, Werte: Festschrift für Hermann Rösch*. Bad Honnef: Bock + Herchen Verlag, S. 149–163.

- Der Spiegel (2010): (S+)»Wir konnten nichts mehr machen«, in: Der Spiegel. Online verfügbar unter: <https://www.spiegel.de/politik/wir-konnten-nichts-mehr-machen-a-a5a65b6c-0002-0001-0000-000072462682> (Abgerufen am 31.05.2023).
- Deutsche Bibliotheksstatistik (DBS) (2022): Deutsche Bibliotheksstatistik – Variable Auswertung. Online verfügbar unter: <https://www.bibliotheksstatistik.de/> (Abgerufen am 27.03.2020).
- Deutsche Nationalbibliothek (DNB) (2023): Gebäude und Kongresszentrum. Deutsche Nationalbibliothek. Online verfügbar unter: https://www.dnb.de/DE/Ueber-uns/Gebaeude/gebaeude_node.html (Abgerufen am 30.08.2023).
- Deutscher Bibliotheksverband (dbv) (2023): Bibliothek des Jahres. Online verfügbar unter: <https://www.bibliotheksverband.de/dbv/auszeichnungen/bibliothek-des-jahres.html>. (Abgerufen am 01.04.2023).
- Deutsche Bauzeitung (DBZ) (2019): Oodi Bibliothek, Helsinki/FI – Deutsche BauZeitschrift. Gebautes Demokratieverständnis.
- Deutsche Bibliothekskonferenz/Deutscher Büchereiverband (Hrsg.) (1973): Bibliotheksplan 1973 [neunzehnhundertdreißig]: Entwurf eines umfassenden Bibliotheksnetzes für die Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Dt. Büchereiverband.
- Deutscher Bibliotheksverband (dbv) (2017): Bibliotheksgesetze. Online verfügbar unter: <https://www.bibliotheksverband.de/dbv/themen/bibliotheksgesetze.html> (Abgerufen am 27.03.2020).
- Decker, Rainer (2022): ›Vom Adelsitz zur Domdechanei‹, die warte, (194), S. 26–28.
- Dexter, Lewis Anthony (1970): Elite and specialized interviewing. Handbooks for research in political behavior. Evanston, Ill: Northwestern University Press.
- Diaz-Bone, Rainer [2002] (2010): Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil: eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie. Theorie und Praxis der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwissenschaften.
- Dietrich, Gerd (2018): Kulturgeschichte der DDR. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dijk, José van/Poell, Thomas/Waal, Martijn de (2018): The platform society. New York: Oxford University Press.
- Dolata, Ulrich (2011): Soziotechnischer Wandel als graduelle Transformation, in: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 21/2, S. 265–294. doi:10.1007/s11609-011-0153-0.
- Dolata, Ulrich/Werle, Raymund (2007): Gesellschaft und die Macht der Technik: sozioökonomischer und institutioneller Wandel durch Technisierung. Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln. Frankfurt: Campus Verl.
- Domique Perrault Architecture (2023): Dominique Perrault Architecture – National Library of France. Online verfügbar unter: https://www.perraultarchitecture.com/en/projects/2465-national_library_of_france.html (Abgerufen am 12.02.2023).
- Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul/Foucault, Michel (1994): Michel Foucault: jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Neue wissenschaftliche Bibliothek. Weinheim: Beltz, Athenäum.
- Dröge, Christoph (2020): Themenbände Religion/ Mensch + Digitalisierung Für Ethik und Religion. Kopiervorlagen. Cornelsen Scriptor.
- Drösser, Christoph (2016): Total berechenbar? Wenn Algorithmen für uns entscheiden. München: Hanser.

- Edinger, Eva-Christina (2017): *Wissensraum, Labyrinth, symbolischer Ort: die Universitätsbibliothek als Sinnbild der Wissenschaft*. Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Edwards, Edward (1859): *Memoirs of Libraries: Including a Handbook of Library Economy*. London: Trübner & Co.
- Egger, Jan (2019): *Häuser machen Schule. Eine architektursoziologische Analyse gebauter Bildung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Egger, Jan (2020): *Schulhausarchitekturen im physischen und sozialen Siedlungsraum*, in: *Zeitschrift für Grundschulforschung*, Jg. 13/2, S. 277–293. doi:10.1007/s42278-020-00082-8.
- Ehrlich, Kornelia (2007): *Über die Wirkkraft von Architektur: eine architektursoziologische Analyse zweier Bibliotheken*. Saarbrücken: VDM Verl. Müller.
- Ehrlich, Kornelia (2008): *Bibliotheksbauten als Spiegel der Gesellschaft. Eine architektursoziologische Betrachtung der Universitätsbibliothek Leipzig und der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Landesbibliothek*, in: *BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen*, Jg. /1, S. 120–123.
- Eichhorn, Martin (2006): *Konflikt- und Gefahrensituationen in Bibliotheken: ein Leitfaden für die Praxis*. Bad Honnef: Bock+Herchen.
- Eigenbrodt, Olaf (2009): *Möblierung und Einrichtung*, in: *Bibliotheken bauen und ausstatten*. Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Eliade, Mircea (1998): *Das Heilige und das Profane: vom Wesen des Religiösen*. Insel-Taschenbuch. Frankfurt am Main: Insel-Verl.
- Elias, Norbert (1933): *Die höfische Gesellschaft: Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie; mit einer Einl.: Soziologie und Geschichtswissenschaft*. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1976a): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Über den Prozeß der Zivilisation: soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen / Norbert Elias*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1976b): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Engelkenmeier, Ute (2018): *Das Bild der Bibliotheken, Bibliothekarinnen und Bibliothekare im deutschen Fernsehen: standardisierte Inhaltsanalyse von Fernsehsendungen der Gegenwart*. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.
- Fansa, Jonas (2008): *Bibliotheksflirt: Bibliothek als öffentlicher Raum*. Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Fischer, Joachim (2009): *Architektur als Kommunikationsmedium der Gesellschaft*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, Jg. /25.
- Fischer, Joachim (2010): *Architektur als »schweres Kommunikationsmedium« der Gesellschaft. Zur Grundlegung der Architektursoziologie*, in: *Der gebaute Raum: Bausteine einer Architektursoziologie vormoderner Gesellschaften*, Tübinger Archäologische Taschenbücher. Münster: Waxmann.
- Fischer, Joachim/Delitz, Heike (2009): *Die Architektur der Gesellschaft: Theorien für die Architektursoziologie*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Flyvbjerg, Bent (2006): *Five misunderstandings about Case-Study research*, in: *Qualitative Inquiry*, SAGE Publishing, Bd. 12, Nr. 2, S. 219–245, [online] doi:10.1177/1077800405284363.

- Foucault, Michel (1961): *Wahnsinn und Gesellschaft: eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (Hrsg.) (1967): *Andere Räume*, in: *Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik: Essais*, Reclam-Bibliothek. Leipzig: Reclam, S. 34–46.
- Foucault, Michel (1975): *Überwachen und Strafen: die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp-Taschenbuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1978a): *Die Geburt der Biopolitik: Vorlesung am Collège de France 1978–1979. Geschichte der Gouvernementalität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1978b): *Geschichte der Gouvernementalität*. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Furhmann, Jan Tobias/Von Stetten, Moritz (2022): *Call for Paper*. 4. Jahrestagung des Arbeitskreises »Digitalisierung als Herausforderung für die Soziologische Theorie«.
- Freyberg, Linda / Wolf, Sabine (Hrsg.) (2019): *Smart Libraries. Konzepte, Methoden, Strategien*. Wiesbaden: b.i.t. Verlag 2019
- Georgy, Ursula (2011): *Benutzerordnungen als Marketinginstrument in Bibliotheken*, in: *BI-BLIOTHEK Forschung und Praxis*, Jg. 35/1. doi:10.1515/bfup.2011.013.
- Gerber Architekten (2023): *Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen*. Gerber Architekten. Online verfügbar unter: <https://www.gerberarchitekten.de/projekt/niedersaechsische-staats-und-universitaetsbibliothek/> (Abgerufen am 17.03.2023).
- Giersberg, Dagmar (2014): *Bibliothekneubauten. Anker für die Stadtentwicklung*. Online verfügbar: <https://www.goethe.de/ins/no/de/kul/mag/20437847.html> (abgerufen am 7.10.2023).
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967): *The discovery of grounded theory: strategies for qualitative research*. New York: Aldine.
- Glauser, Andrea (2018): *Vertikales Bauen in Europa. Eine soziologische Analyse*. Frankfurt am Main / New York: Campus Verlag
- Gleiter, Jörg H. (2002): *Rückkehr des Verdrängten: zur kritischen Theorie des Ornaments in der architektonischen Moderne*. Universo. Weimar: Universitätsverlag der Bauhaus-Universität Weimar.
- Göbel, Hanna Katharina (2015): *The Re-use of Urban Ruins. Atmospheric Inquiries of the City*. New York & London: Routledge.
- Göbel, Hanna Katharina (2016): *Die atmosphärische Vermittlung der Moderne: Architektur und Gebäude in praxeologischer Perspektive*, in: Schäfer, Hilmar (Hrsg.): *Praxistheorie*. transcript Verlag, S. 199–220. doi:10.1515/9783839424049-010.
- Goldsmith, Mike (2012): *Discord: the story of noise*. Oxford: Oxford University Press.
- Görmär, Lars/Bouncken, Ricarda B. (2020): *Gemeinsames Arbeiten in der dezentralen digitalen Welt*, in: *Gestaltung vernetzt-flexibler Arbeit: Beiträge aus Theorie und Praxis für die digitale Arbeitswelt*. Springer Vieweg.
- Gouvernement France (2023): *Naissance de la BnF, »l'une ou la plus grande et la plus moderne bibliothèque du monde«* 20 décembre 1996 – Infographie. [www.gouvernement.fr](https://www.gouvernement.fr/partage/12290-naissance-de-la-bnf-l-une-ou-de-la-plus-grande-et-la-plus-moderne-bibliotheque-du-monde). Online verfügbar unter: <https://www.gouvernement.fr/partage/12290-naissance-de-la-bnf-l-une-ou-de-la-plus-grande-et-la-plus-moderne-bibliotheque-du-monde> (Abgerufen am 13.02.2023).
- Graf, Heinz-Jörg (2018): *Bibliotheken suchen ein neues Image – »Ein Ort für Menschen, nicht für Bücher«*. Deutschlandfunk Kultur. Online verfügbar: <https://www.>

- deutschlandfunkkultur.de/bibliotheken-suchen-ein-neues-image-ein-ort-fuer-menschen-100.html (abgerufen am 7.10.2023).
- Grubbauer, Monika (2011): Die vorgestellte Stadt: globale Büroarchitektur, Stadtmarketing und politischer Wandel in Wien. *Urban studies*. Bielefeld: Transcript.
- Gülzau, Fabian/Mau, Steffen/Korte, Kristina (2021): Grenzen als Kontrollorte. Staatsgrenzen fixieren, verschieben und neu erfinden Borders as Places of Control. Fixing, Shifting and Reinventing State Borders. An Introduction, in: *Historical Social Research*, Vol. 46, Jg. No. 3, doi:10.12759/HSR.46.2021.3.7-22.
- Halberstadt (2022): Stadtbibliothek »Heinrich Heine«. Online verfügbar unter: <https://www.halberstadt.de/de/stadtbibliothek-heinrich-heine-kultur.html> (Abgerufen am 22.02.2023).
- Hanley, Edna Ruth (1939): *College and University Library Buildings*. Chicago: American Library Association.
- Hauke, Petra/Werner, Klaus Ulrich (Hrsg.) (2016): *Praxishandbuch Bibliotheksbau: Planung – Gestaltung – Betrieb*. De Gruyter Reference. München× Boston: De Gruyter×; Sauer.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (Hrsg.) (1993): *Die Politik der Festivalisierung und die Festivalisierung der Politik: Große Ereignisse in der Stadtpolitik*, in: *Festivalisierung der Stadtpolitik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7–31. doi:10.1007/978-3-663-10065-2_1.
- Häußling, Roger (2020): *Soziologie des Digitalen*, in: Frenz, Walter (Hrsg.): *Handbuch Industrie 4.0: Recht, Technik, Gesellschaft*. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg, S. 1355–1381. doi:10.1007/978-3-662-58474-3_69.
- Hepp, Andreas/Hjarvard, Stig/Lundby, Knut (2015): *Mediatization: theorizing the interplay between media, culture and society*, in: *Media, Culture & Society*, Jg. 37/2, S. 314–324. doi:10.1177/0163443715573835.
- Hergesell, Jannis/Büchner, Stefanie/Kallinikos, Jannis (2021): *Call for Papers: Historical Social Research – Special Issue »Digital Transformation(s). On the Entanglement of Long-Term Processes and Digital Social Change«*.
- Hermann, Martin (2012): *Bibliotheksdarstellungen im Film: Ein Analysemodell und vier Fallbeispiele*, in: *Perspektive Bibliothek*, Jg. Bd. 1, doi:10.11588/PB.2012.1.9399.
- Herzog & de Meuron (2005): *Information, Communications and Media Centre*, Brandenburg University of Technology Cottbus, Germany. Herzog & de Meuron. Online verfügbar unter: <https://www.herzogdemeuron.com/> (Abgerufen am 16.03.2023).
- Heyde, Konrad (1994): *Art und Umfang der Planungsaufgabe in Öffentlichen Bibliotheken*, in: Dannenbauer, Iris/Kissling, Ute (Hrsg.): *Bibliotheksbau: Kompendium zum Planungs- und Bauprozess, DBI-Materialien*. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut, S. 21–39.
- Heyde, Konrad (1999): *Die Theke – Zumutung oder Herausforderung funktional – ästhetisch – psychologisch*, in: *Bibliotheksbau: Theken im Wandel, Arbeitshilfen*. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut, S. 7–14.
- Hickethier, Knut (1996): *Film- und Fernsehanalyse*. Stuttgart: J.B. Metzler. doi:10.1007/978-3-476-03976-7.
- Hirschauer, Stefan (2014): *Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. //Jg. 43, Heft 3, S. 170–191.
- Hirschauer, Stefan (Hrsg.) (2017): *Un/doing Differences: Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

- Hirschauer, Stefan/Boll, Tobias (Hrsg.) (2017): Un/doing Differences. Zur Theorie und Empirie eines Forschungsprogramms, in: Un/doing Differences: Praktiken der Humandifferenzierung. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 7–26.
- Höfler, Carolin (2016): Initiator, Geburtshelfer, Regisseur. Tradierte Autorschaftsmodelle im Computational Design, in: Drach, Ekkehard (Hrsg.): Das Verschwinden des Architekten: zur architektonischen Praxis im digitalen Zeitalter, Architekturen. Bielefeld: transcript.
- Houben, Daniel/Priestl, Bianca (Hrsg.) (2018): Datengesellschaft: Einsichten in die Datafizierung des Sozialen. Digitale Gesellschaft. Bielefeld: Transcript.
- Houdart, Sophie (2008): Copying, Cutting and Pasting Social Spheres, in: Science & Technology Studies, Jg. 21/1, S. 47–63. doi:10.23987/sts.55233.
- Ito, Toyo (1994): The Garden of Microchips. In: ANY: Architecture New York, Nr. 5 (1994), S. 16–17.
- Jacob, Daniel/Thiel, Thorsten (Hrsg.) (2017): Politische Theorie und Digitalisierung. Internationale politische Theorie. Baden-Baden: Nomos.
- Jäger, Siegfried (2015): Kritische Diskursanalyse: eine Einführung. Edition DISS. Münster: Unrast.
- Jencks, Charles (2002): The new paradigm in architecture: the language of post-modern architecture. New Haven: Yale University Press.
- Jencks, Charles (2006): The iconic building is here to stay, in: City, Jg. 10/1, S. 3–20. doi:10.1080/13604810600594605.
- Jochum, Uwe (2007): Kleine Bibliotheksgeschichte. Reclams Universal-Bibliothek. Stuttgart: Reclam.
- Jochum, Uwe (2010): Geschichte der abendländischen Bibliotheken. Darmstadt: WBG, (Wiss. Buchges.).
- Jochum, Uwe (2011): Von den Fürstenbibliotheken zur digitalen Bibliothek, in: Die Weisheit baut sich ein Haus: Architektur und Geschichte von Bibliotheken. München: Prestel, S. 149–168.
- Jones, Paul (2011): The Sociology of Architecture: Constructing Identities. Liverpool: Liverpool University Press.
- Jones, Paul (2016): (Cultural) sociologies of architecture? In: The SAGE handbook of cultural sociology. Los Angeles: SAGE Reference, S. 465–480.
- Jones, Paul (2023): Situating the Atrium: A Cultural Political Economy, in: Cultural Sociology, S. 17499755231157163. doi:10.1177/17499755231157163.
- Juen, Sara (2022): Sicherheitspersonal in Bibliotheken – Eine qualitative Untersuchung zur Rolle des Wachschutzes in Bibliotheken Deutschlands, in: LIBREAS. Library Ideas, 42 (2022). <https://doi.org/10.18452/25693>
- Kaika, Maria/Thielen, Korinna (2006): Form follows power: A genealogy of urban shrines, in: City, Jg. 10/1, S. 59–69. doi:10.1080/13604810600594647.
- Karstedt, Peter (1954): Studien zur Soziologie der Bibliothek. Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen. Wiesbaden: Otto Harrassowitz.
- Karstein, Uta/Zahner, Nina Tessa (Hrsg.) (2017): Autonomie der Kunst? zur Aktualität eines gesellschaftlichen Leitbildes. Kunst und Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner (2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kerchner, Brigitte/Schneider, Silke (Hrsg.) (2006): Foucault: Diskursanalyse der Politik: eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Kirchner, Stefan/Beyer, Jürgen (2016): Die Plattformlogik als digitale Marktordnung: Wie die Digitalisierung Kopplungen von Unternehmen löst und Märkte transformiert, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 45/5, S. 324–339. doi:10.1515/zfsoz-2015-1019.
- Kitchin, Rob (2014): Big Data, new epistemologies and paradigm shifts, in: *Big Data & Society*, Jg. 1/1, S. 205395171452848. doi:10.1177/2053951714528481.
- Kleefisch-Jobst, Ursula (2016): Zur Typologie des Bibliotheksbaus, in: *Bibliotheken: Entwurfsatlas*, Entwurfsatlas. Basel: Birkhäuser, S. 22–29.
- Kneuer, Marianne/Richter, Saskia/Rudolph, Melanie (2015): *Soziale Medien in Protestbewegungen: neue Wege für Diskurs, Organisation und Empörung?* Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Knoblauch, Hubert (2001): Fokussierte Ethnographie: Soziologie, Ethnologie und die neue Welle der Ethnographie, in: *Sozialer Sinn*, Jg. 2/1, S. 23–141.
- Knoblauch, Hubert (2005): Focused Ethnography, in: *Forum Qualitative Research*, Jg. 6.
- Knoblauch, Hubert/Vollmer, Theresa (2022): Fokussierte Ethnographie, in: *Handbuch soziologische Ethnographie*. Wiesbaden [Heidelberg]: Springer VS, S. 353–366.
- Knorr-Cetina, Karin (2016): *Die Fabrikation von Erkenntnis: zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Knott, Cheryl (2015): *Not free, not for all: public libraries in the age of Jim Crow*. Studies in print culture and the history of the book. Amherst: University of Massachusetts Press.
- Kopp, Johannes/Steinbach, Anja (Hrsg.) (2016): *Grundbegriffe der Soziologie*. Lehrbuch. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-531-19892-7.
- Krämer, Sybille (2020): *Kulturgeschichte der Digitalisierung*. Online verfügbar: <https://www.hiig.de/events/sybille-kraemer-kulturgeschichte-der-digitalisierung/> (zuletzt geprüft am 7.10.2023)
- Krotz, Friedrich (2007): *Mediatisierung: Fallstudien zum Wandel von Kommunikation*. Medien, Kultur, Kommunikation. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kucklick, Christoph (2014): *Die granulare Gesellschaft: Wie das Digitale unsere Wirklichkeit auflöst*. Berlin: Ullstein.
- Kulig, Marian (2022): *Museen auf Instagram: museale Außenkommunikation in einem Medium der Bilder*. Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag Reihe Medienwissenschaften. Baden-Baden: Tectum Verlag.
- Kulturpalast Dresden (2023): *Historie*. Dresdner Philharmonie. Online verfügbar unter: <https://www.kulturpalast-dresden.de/de/kunst-am-bau-historie/historie-baugeschichte/> (Abgerufen am 27.06.2023).
- Lamla, Jörg (2021): »Digitaler Analogismus«, Vortrag gehalten an der Universität in Leipzig am 16.06.2021. 2021
- Lampugnani, Vittorio Magnago/Hartwig, Lutz (Hrsg.) (1994): *Vertikal: Aufzug, Fahrtreppe, Paternoster; eine Kulturgeschichte vom Vertikal-Transport; [Architektur, Film, Technik, Kunst]*. Berlin: Ernst.
- Landesdenkmalamt Berlin (LDA) (2022): *Amerika-Gedenkbibliothek*. Online verfügbar unter: <https://www.berlin.de/landesdenkmalamt/denkmale/highlight-denkmale-der-alliierten-usa/friedrichshain-kreuzberg/amerika-gedenkbibliothek-647543.php> (Abgerufen am 06.03.2023).
- Landwehr, Achim (2008): *Historische Diskursanalyse*. Frankfurt (Main): Campus Verlag.

- Lang, Susanne (2017): Eine kurze Geschichte des Internets: Die Inkorporation des Internets in kapitalistische Verhältnisse ist keinesfalls abgeschlossen und noch immer umkämpft, in: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Jg. 47/186, S. 7–26. doi:10.32387/prokla.v47i186.150.
- Langdon, David (2011): AD Classics: National Library of France / Dominique Perrault Architecture. ArchDaily. Online verfügbar unter: <https://www.archdaily.com/103592/ad-classics-national-library-of-france-dominique-perrault-2> (Abgerufen am 12.02.2023).
- Lange, Ann-Christina/Lenglet, Marc/Seyfert, Robert (2019): On studying algorithms ethnographically: Making sense of objects of ignorance, in: Organization, Jg. 26/4, S. 598–617. doi:10.1177/1350508418808230.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1979): Laboratory life: the social construction of scientific facts. Sage library of social research v. 80. Beverly Hills: Sage Publications.
- Latour, Bruno/Yaneva, Albena (2008): Die Analyse der Architektur nach der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Basel: Birkhäuser.
- Leuenberger, Theresia (2018): Architektur als Akteur? zur Soziologie der Architekturerfahrung. Materialitäten. Bielefeld: Transcript.
- Leyh, Georg (1929): Das Büchermagazin in seiner Entwicklung. Göttingen: Offprint.
- Lieber, Yvonne (2022): Kulturstatistiken. Kulturindikatoren auf einen Blick. Ein Ländervergleich Ausgabe 2008. Kulturindikatoren auf einen Blick.
- Liebers, Gerhard (1956): Bibliotheksbau in den USA, in: Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen. Zur Praxis der wissenschaftlichen Bibliotheken in den USA. Wiesbaden: Otto Harrassowitz, S. 36–84.
- Liebers, Gerhard (1968): Bibliotheksneubauten in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Loleit, Simone (2004): »The Mere Digital Process of Turning over Leaves«. Zur Wort- und Begriffsgeschichte von »digital«, in: Schröter, Jens/Böhnke, Alexander (Hrsg.): Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum? transcript Verlag, S. 193–214. doi:10.1515/9783839402542-011.
- Lotz, Birgit (2019): Umbau mit Blickwechseln. Der architektonische Weg der Zentralbibliothek der Stadtbücherei Frankfurt am Main, in: BuB – Forum Bibliothek und Information, S. 282–286.
- Loivink, Geert (2019): Digitaler Nihilismus Thesen zur dunklen Seite der Plattformen. Bielefeld: transcript Verlag.
- Land Düsseldorf (2023): KAPI, Von der Volksbücherei zum Kultur-Hotspot im KAPI. Online verfügbar unter: <https://www.duesseldorf.de/stadtbuechereien/bibliotheken/kap1> (Abgerufen am 06.09.2023).
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina/Knoblauch, Hubert (2020): Die Corona-Krise und die Refiguration des Raumes. Online verfügbar: <https://coronasozioologie.blog.wzb.eu/podcast/martina-loew-und-hubert-knoblauch-die-corona-krise-und-die-refiguration-des-raumes/>
- Löw, Martina/Knoblauch, Hubert (2021): Raumfiguren, Raumkulturen und die Refiguration von Räumen, in: Am Ende der Globalisierung: über die Refiguration von Räumen, Re-Figuration von Räumen. Bielefeld: transcript, S. 25–58.

- Lueger, Manfred/Froschauer, Ulrike (2018): Artefaktanalyse: Grundlagen und Verfahren. Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden [Heidelberg]: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-18907-5.
- Lushetich, Natasha (Hrsg.) (2021): Big data: a new medium? Routledge studies in science, technology and society. Abingdon, Oxon; New York, NY: Routledge.
- Lushington, Nolan/Wong, Liliane (2016): Die Bibliothek im gesellschaftlichen Kontext, in: Bibliotheken: Entwurfsatlas. Basel: Birkhäuser, S. 10–15.
- Lutz, Burkart (1987): Das Ende des Technikdeterminismus und die Folgen: soziologische Technikforschung vor neuen Aufgaben und neuen Problemen, in: Technik und sozialer Wandel: Verhandlungen des 23. Deutschen Soziologentages in Hamburg 1986 (S. 34–52). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-149367>
- Maasen, Sabine (2016): Wissensgesellschaft, in: Scherr, Albert (Hrsg.): Soziologische Basics. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 309–316. doi:10.1007/978-3-658-11928-7_34.
- Mahrt-Thomsen, Frauke (2011): Das Schicksal der Bibliotheken in Berlin 1990–2010 oder: Geht das Bibliothekssterben weiter? Das Schicksal der Bibliotheken in Berlin 1990–2010 oder: Geht das Bibliothekssterben weiter? Öffentliche Arbeitssitzung von AKRIBIE auf dem Bibliothekstag 2011 am 7.6.2011 in Berlin.
- Mattern, Shannon (2014): Library as Infrastructure, in: Places Journal, Jg. /2014. doi:10.22269/140609.
- Mau, Steffen (2017): Das metrische Wir: über die Quantifizierung des Sozialen. Berlin: Suhrkamp.
- Mau, Steffen (2021): Sortiermaschinen: die Neuerfindung der Grenze im 21. Jahrhundert. Edition Mercator. München: C.H. Beck.
- May, Eva (2017): Wissenschaftliche Bibliotheken und Stadtentwicklung: Konzepte – Trends – Analysen: Innovationspreis 2017. B.I.T.online INNOVATIV. Wiesbaden: Verlag: Dinges & Frick.
- Mazzoni, Ira (2019): Leselustloggia. Öffentliche Bibliothek Kaltern, in: Baumeister.
- McPhee (2023): The History of the Librarian Action Figure and Nancy Pearl. Online verfügbar unter: <https://mcphee.com/pages/history-of-the-librarian-action-figure> (Abgerufen am 01.09.2023).
- Melhuish, Clare/Degen, Monica/Rose, Gillian (2016): »The Real Modernity that Is Here«: Understanding the Role of Digital Visualisations in the Production of a New Urban Imaginary at Msheireb Downtown, Doha, in: City & Society, Jg. 28/2, S. 222–245. doi:10.1111/ciso.12080.
- Mélix, Sophie (2022): Renderings: Bildwelten zur Legitimation von spekulativen Stadtentwicklungsprojekten in Lagos und New York, in: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung, Jg. 10/1, S. 97–126. doi:10.36900/suburban.v10i1.595.
- Merkel, Janet/Oppen, Maria (2013): WZB Brief Arbeit. Coworking Spaces: Die (Re-)Organisation kreativer Arbeit. Online verfügbar: https://bibliothek.wzb.eu/wzbrief-arbeit/WZBriefArbeit162013_merkel_oppen.pdf (abgerufen am 7.10.2023).
- Messelken, Karlheinz (1989): Masse. Wörterbuch der Soziologie, dtv / Enke.
- Meuser, Michael/Nagel, Ulrike (1989): Experteninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht: ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion, in: Arbeitspapier / Sfb 186, 6.
- Mey, Günter/Mruck, Katja (2011): Grounded Theory Reader. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Meyer, Ulf (2013): Alles fließt. In: Tagesspiegel. Online verfügbar unter: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/alles-fliesst-6968179.html> (Abgerufen am 26.07.2025).
- Million, Angela/Haid, Christian/Ulloa, Ignacio Castillo/Baur, Nina (2021): *Spatial Transformations: Kaleidoscopic Perspectives on the Refiguration of Spaces*. London: Routledge. doi:10.4324/9781003036159.
- Moebius, Stephan / Schroer, Markus (Hrg.) (2010): *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart*. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Möhring, Werner (1963): Möglichkeiten und Grenzen bibliothekarischer Arbeit im Rahmen der Erwachsenenbildung, in: *Bücherei und Bildung*, Jg. /15. Jahrgang Januar/Februar.
- Mortensen, Mette/Neumayer, Christina/Poell, Thomas (Hrsg.) (2018): *Social Media Materialities and Protest: Critical Reflections*. Routledge. doi:10.4324/9781315107066.
- Moser, Fritz (1954): *Amerika-Gedenkbibliothek/Berliner Zentralbibliothek. Zur Eröffnung am 17. September 1954*. Berlin.
- Moser, Sebastian J. / Schlechtriemen, Tobias (2018): Sozialfiguren – zwischen gesellschaftlicher Erfahrung und soziologischer Diagnose. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 47 (3), S. 164–180.
- Müller, Anna-Lisa (2012): Stadtgestalt und Stadtgestaltung Design und die creative city, in: *Das Design der Gesellschaft: Zur Kulturosoziologie des Designs*. Bielefeld: Transcript.
- Müller, Anna-Lisa/Reichmann, Werner (2015): *Architecture, Materiality and Society. Connecting Sociology of Architecture with Science and Technology Studies*. London: Palgrave Macmillan.
- Nassehi, Armin (2019): *Muster: Theorie der digitalen Gesellschaft*. München: C.H. Beck.
- Naumann, Ulrich (2009): Lesesäle als Nutzungsorte im Spiegel der Bibliotheksbaugeschichte. Vortrag beim 98. Deutschen Bibliothekartag in Erfurt am 5.6.2009.
- Naumann, Ulrich (2015): Elemente des Bibliotheksbaus. Bibliotheksplanung, Ergonomie, Bibliothekseinrichtung, Bibliothekstechnik. In: *Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft*, Heft 399.
- Neubauer, Katharina J. (2022): *Datenspeichergebäude: im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlicher Bedeutung und räumlicher Präsenzlosigkeit*. Jovis research. Berlin: jovis Verlag GmbH.
- Neubert, Christine (2018): *Gebauter Alltag: Architektur Erfahrung in Arbeitsumgebungen. Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft: Praxis – Theorie – Methodologie – Forschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Neubert, Christine (2020): Architektonische Widerständigkeit. Zur Perspektive einer praxistheoretisch-pragmatistischen Architektursoziologie, in: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, Jg. Vol 21, S. No 2 (2020): *Challenging Times—Qualitative Methods and Methodological Approaches to Research on Time*. doi:10.17169/FQS-21.2.3356.
- Newmyer, Jody (1976): The Image Problem of the Librarian: Femininity and Social Control, in: *The Journal of Library History (1974–1987)*, Jan., 1976, Vol. 11, No. 1 (Jan., 1976), pp. 44–67.
- Niehoff, Christine (2017): *Der Stille auf der Spur: an exploration of quiet study spaces in German and British university libraries*. b.i.t. online Innovativ. Wiesbaden: Verlag: Dinges & Frick.
- Niewöhner, Jörg / Scheffer, Thomas (2010): Producing Comparability Ethnographically – Reply to Robert Prus. In: *Comparative Sociology*, 9 (4), S. 528–536. Brill. Zweitveröffentlichung auf dem edoc-Server der Humboldt-Universität zu Berlin. Online verfügbar unter: <https://edoc.hu-berlin.de/handle/18452/22930> (Abgerufen am 24.07.2025).

- Nispen tot Sevenaer, Eppo van (2017): It has to be somewhere. Foreword, in: How to create a relevant public space. Rotterdam: naiOIO publishers.
- Neue Rhein/Neue Ruhr Zeitung (NRZ) (2019): »Architektur. So ist der Nove-Mesto-Platz in Hilden«. Online verfügbar unter: <https://www.nrz.de/2Fstaedte/2Fduesseldorf/2Fso-ist-der-nove-mesto-platz-in-hilden-id216120487.html> Abgerufen am 06.09.2023).
- Oevermann, Ulrich/Allert, With Tilman/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen (1987): Structures of Meaning and Objective Hermeneutics, in: Meja, Volker/Misgeld, Dieter/Stehr, Nico (Hrsg.): Modern German Sociology. Columbia University Press, S. 436–448. doi:10.7312/meja92024-024.
- OMA (1999): Seattle Public Library; Original project proposal, 1999.
- Onnen, Corinna (2021): Digitalisierung: Versuch einer soziologischen Begriffseinordnung, in: Buzzword Digitalisierung: Relevanz von Geschlecht und Vielfalt in digitalen Gesellschaften, L'AGENDa. Opladen Berlin Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 13–26.
- Öffentliche Bibliotheken in Bayern (ÖBiB) (2023): Open Library. Online verfügbar unter: <https://www.oebib.de/bau-einrichtung-it/technik/open-library> (Abgerufen am 01.09.2023).
- Oodi (2023): Oodi's Facilities. Online verfügbar unter: <https://oodihelsinki.fi/en/facilities/> (Abgerufen am 01.09.2023).
- Passig, Kathrin/Scholz, Aleks (2015): Schlamm und Brei und Bits. Warum es die Digitalisierung nicht gibt, in: Merkur, Jg. 69/798.
- Passoth, Jan-Hendrik (2008): Technik und Gesellschaft: sozialwissenschaftliche Techniktheorien und die Transformationen der Moderne. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- Passoth, Jan-Hendrik (2017): Hardware, Software, Runtime: das Politische der (zumindest) dreifachen Materialität des Digitalen. doi:10.6094/behemoth.2017.10.1.946.
- Pateman, Joe/Pateman, John (2021): Public libraries and Marxism. Milton Park, Abingdon, Oxon; New York, NY: Routledge.
- Peltzer, Anja/Kepler, Angela (2015): Die soziologische Film- und Fernsehanalyse: Eine Einführung. DE GRUYTER. doi:10.1515/9783110413779.
- Pierce, William S. (1980): Furnishing the library interior. Books in library and information science. New York: M. Dekker.
- Plassmann, Engelbert (1972): Geschichtliche Grundlagen des Benutzungsrechts der deutschen Bibliotheken: Vorstellungen der Bibliothekare und Normen der Benutzungsordnungen von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Bibliothek und Wissenschaft, S. 142–208.
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.) (2022): Handbuch soziologische Ethnographie. Wiesbaden [Heidelberg]: Springer VS.
- Potthast, Jörg (2007): Die Bodenhaftung der Netzwerkgesellschaft: eine Ethnografie von Pannen an Großflughäfen. Science studies. Bielefeld: Transcript.
- Popitz, Heinrich (1995): Der Aufbruch zur artifiziellen Gesellschaft: zur Anthropologie der Technik, Mohr Siebeck.
- Prinz, Sophia (2012): Büros zwischen Disziplin und Design. Postfordistische Ästhetisierungen der Arbeitswelt, in: Das Design der Gesellschaft: Zur Kulturosoziologie des Designs. Bielefeld: Transcript.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008): Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch. Lehr- und Handbücher der Soziologie. München: Oldenbourg.

- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2021): *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch. Lehr- und Handbücher der Soziologie*. Boston: Walter de Gruyter GmbH.
- Rammert, Werner (2016): *Technik – Handeln – Wissen: zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rat für kulturelle Bildung (2018): *Kulturelle Bildung. Horizont 2018 Studie: Eine repräsentative Umfrage unter Bibliotheksleitungen hauptamtlich geführter öffentlicher Bibliotheken in Deutschland*. Online verfügbar: https://www.bosch-stiftung.de/sites/default/files/publications/pdf/2018-09/RFKB_Bibliotheken_Digitalisierung_Kulturelle%20Bildung.pdf (zuletzt geprüft am 7.10.2023).
- Reckwitz, Andreas (2003): *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, S. 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2007): xxx
- Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten: zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Regus (2020) *Coworking Spaces | Regus*. Online verfügbar unter: <https://www.regus.com/de-de/coworking> (Abgerufen am 18.11.2020).
- Reichert, Ramón (Hrsg.) (2014): *Big Data: Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie. Digitale Gesellschaft*. Bielefeld: Transcript.
- Rheinberger, Hans-Jörg (1992): *Experiment, Differenz, Schrift: zur Geschichte epistemischer Dinge*. Marburg an der Lahn: Basiliken-Press.
- Rieger, Dietmar (2011): »Unsere Bibliothek ist nicht wie die Anderen«. *Bibliotheken in der Literatur*, in: *Die Weisheit baut sich ein Haus: Architektur und Geschichte von Bibliotheken*. München: Prestel, S. 327–344.
- Roedig, Andrea (2020): *Bibliotheken während Corona – Bedrohte Biotope sozialer Vielfalt*. Deutschlandfunk Kultur. Online verfügbar: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/bibliotheken-waehrend-corona-bedrohte-biotope-sozialer-100.html> (zuletzt geprüft am 7.10.2023).
- Rosa, Hartmut/Oberthür, Jörg, (2020): *Gesellschaftstheorie*. Uni-Taschenbücher GmbH
- Rösch, Hermann/Seefeldt, Jürgen/Umlauf, Konrad/Plassmann, Engelbert/Bilo, Albert/Steinhauer, Eric W. (2019): *Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland: eine Einführung*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2008): *Interpretative Sozialforschung: eine Einführung. Grundlagentexte Soziologie*. Weinheim München Basel: Beltz Juventa.
- Rybczynski, Witold (2013): *How Architecture Works. A humanists Toolkit*. New York: Farber, Straus and Giroux.
- Senatsverwaltung für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt (KultEuropa) (2021): *Entwicklung eines Bibliothekskonzepts für Berlin*. Drucksachen 18/1106, 18/1275, 18/2011, 18/2891, 18/3188 und 18/3454 – Schlussbericht. Online verfügbar unter: https://www.berlin.de/sen/kultur/kulturpolitik/202125_abschlussbericht_biblioentwicklungskonzept.pdf?ts=1649931239 (Abgerufen am 23.02.2023).
- Staatsbibliothek zu Berlin (SBB) (2023): *Haus Unter den Linden | Staatsbibliothek zu Berlin*. Online verfügbar unter: <https://staatsbibliothek-berlin.de/die-staatsbibliothek/die-gebaeude/haus-unter-den-linden> (Abgerufen am 23.02.2023).

- Schillinger, Andrea/Schröder, Miriam (2005): Haushaltskonsolidierung in Bibliotheken: Instrumente und Methoden für die Bibliotheksarbeit in schwierigen Zeiten. Die Homepage <https://www.bibliothekssterben.de> – Analysen, Trends.
- Schirmmacher, Carin (2017): Paradoxien des Digital Turn in der Architektur 1990–2015. Von den Verlockungen des Organischen: digitales Entwerfen zwischen informellem Denken und biomorphem Resultat. Dissertation der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart zur Erlangung des Grades eines Doktor-Ingenieurs. Online verfügbar: https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/5697/1/Schirmmacher_Paradoxien_des_Digital_Turn_in_der_Architektur_2017.pdf (zuletzt geprüft am 7.10.2023).
- Schmidtke, Oliver (2008a): Soziologische Architekturinterpretation mit Hilfe der Methode der Objektiven Hermeneutik – Exemplarische Gebäudeanalyse des Wohnhauses für F. C. Robie des Architekten Frank Lloyd Wright 1908 in Chicago, USA, in: *Wolkenkuckucksheim Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur*, Jg. 12/2.
- Schmidtke, Oliver (2008b): Zur soziologischen Interpretation ästhetischer Ausdrucksgestalten: Architekturdarstellungen in Hitchcocks »North by Northwest«. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Teilbd. 1 u. 2 (S. 5837–5845). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153740>
- Schmidt-Lux, Thomas (2013): Spiegel, Instrument und Verpflichtung. Soziologische Perspektiven auf das Verhältnis von Architektur und Macht (Vortrag auf dem Doktorandenforum Kunstgeschichte Macht und Architektur in Marburg am 8.5.2013).
- Schmidt-Lux, Thomas (2015): Gerechte Strafe. Legitimationskonflikte um vigilante Gewalt. Habilitationsschrift, Leipzig: Universität Leipzig.
- Schmidt-Lux, Thomas (2017): Kirche und Aula zugleich? Eine Gebäudeinterpretation des Leipziger Paulinums. In: Ulf Karstein/Thomas Schmidt-Lux (Hrsg.), *Architekturen und Artefakte. Veröffentlichungen der Sektion Religionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-10404-7_6.
- Schmidt-Lux, Thomas (2020): Silicon Headquarters: The Architectural Faces of Digital Capitalism, in: *socio.hu*, Jg. 10/Special Issue, S. 21–40. doi:10.18030/socio.hu.2020en.21.
- Schmidt-Lux, Thomas/Wohlrab-Sahr, Monika (2020): Qualitative Online-Forschung, in: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, Jg. 21/1–2020, S. 3–11. doi:10.3224/zqf.v21i1.01.
- Schmitt, Martin (2016): *Internet im Kalten Krieg: eine Vorgeschichte des globalen Kommunikationsnetzes*. Histoire (Transcript (Firm)). Bielefeld: Transcript.
- Schneider, Svenia (2012): *Blob-Architektur für das 21. Jahrhundert. Neues Paradigma oder Relaunch einer ehrwürdigen Tradition?* Marburg: Tectum.
- Schneider, Ulrich Johannes (2008): Der Leser in der Bibliothek oder: Das Runde und das Eckige, in: *BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen – Jg. 1. 2008, H. 1, Jg. /1*, S. 44–47.
- Schneider, Ulrich Johannes (2010): Die Geburt des Lesesaals, in: *Die Geburt des Lesesaals, Kultur: Forschung und Wissenschaft*. Münster: Lit, S. 153–171.
- Schneider, Ulrich Johannes (2018): Henri Labroustes Bibliothek: Gegen die giftige Atmosphäre im Lesesaal, in: *FAZ.NET*. Online verfügbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/henri-labroustes-bibliothek-gegen-die-giftige-atmosphaere-im-lesesaal-15678313.html> (Abgerufen am 20.12.2021).

- Schnell, Angelika (2016): Design Paradigm – Konzept und Zeitlichkeit in der modernen Architektur, in: Drach, Ekkehard (Hrsg.): Das Verschwinden des Architekten: zur architektonischen Praxis im digitalen Zeitalter, Architekturen. Bielefeld: transcript, S. 213–230.
- Schönhuth, Michael (2022): Ethnologische Ethnographie, in: Handbuch soziologische Ethnographie. Wiesbaden [Heidelberg]: Springer VS, S. 11–34.
- Schofau, Daniela (2004): Die Amerika-Gedenkbibliothek – die Verwirklichung einer mächtigen Idee, in: Bub-Journal, Jg. /56 (2004), S. 322–325.
- Schrage, Jan-Felix (2021): Digitale Transformation. Einsichten. Themen der Soziologie. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schrage, Jan-Felix/Siri, Jasmin (2019): Facebook und andere soziale Medien, in: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 1053–1064. doi:10.1007/978-3-658-21308-4_75.
- Schröder, David Joshua (2022): Kontrollräume und Raumkontrolle: Infrastrukturelle Kontrollzentralen in Zeiten der Digitalisierung. Re-Figuration von Räumen. Bielefeld: transcript.
- Schuhböck, Hans P. (1994): Bibliothek und Öffentlichkeit im Wandel. Überlegungen zu einer Sozialgeschichte der Öffentlichen Bibliothek in Deutschland, in: Bibliothek 18, Jg. /Nr. 2, S. 217–229.
- Schuldt, Karsten (2022): Forecasting in Bibliotheken. Welche Methoden nutzen Bibliotheken, um ihre Zukunft zu verstehen? Berichte des Bureau für Bibliothekswissenschaft. Online verfügbar: http://eprints.rclis.org/42896/1/Forecasting%20in%20Bibliotheken_%20Report.pdf (zuletzt geprüft am 7.10.2023).
- Schützeichel, Rainer (2004): Historische Soziologie. Bielefeld: transcript Verlag. doi: 10.14361/9783839401903.
- Seefeldt, Jürgen (2022): Vielfalt der Unterhaltsträger. Online verfügbar: <https://bibliotheksportal.de/informationen/bibliothekslandschaft/unterhaltstraeger/> (zuletzt geprüft am 7.10.2023).
- Seemann, Michael (2020): Die Geschichte der Digitalisierung in fünf Phasen – Mit der narratologischen Rampe in die Digitalisierung, in: Kulturelle Bildung, Online. doi:10.25529/92552.557.
- Seitz, Tim (2017): Design Thinking und der neue Geist des Kapitalismus. Soziologische Betrachtungen einer Innovationskultur. Bielefeld: transcript.
- Senatsverwaltung für Finanzen (2022): Schulden des Landes Berlin: Stetiger Abbau für eine solide Zukunft. Online verfügbar unter: <https://www.berlin.de/sen/finanzen/haushalt/haushaltsueberwachung/schuldentilgung/artikel.475316.php> (Abgerufen am 07.03.2023).
- Serres, Michel (2000): Das Kommunikationsnetz, in: Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter. Frankfurt/Main: Campus.
- Seubert, Harald (2019): Digitalisierung. Die Revolution von Seele und Polis. academia Verlag Richarz GmbH.
- Seydelmann, Gertrud (1970): Vier Beispiele moderne Bibliotheksbauten in Nordamerika. Berlin: Deutscher Büchereiverband und Arbeitsstelle für das Büchereiwesen.
- Seyfert, Robert (Hrsg.) (2017): Algorithuskulturen: über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit. Kulturen der Gesellschaft. Gehalten auf der Algorithmic Cultures (Conference), Bielefeld: Transcript.
- Seyfert, Robert (2021): Algorithms as regulatory objects, in: Information, Communication & Society, S. 1–17. doi:10.1080/1369118X.2021.1874035.

- Shaughnessy, Thomas W. (1984): *Security: Past, Present and Future*, in: *Security for Libraries. People. Buildings, Collections*. Chicago: American Library Association, S. 1–23.
- Shirky, Clay (2009): *Here comes everybody: the power of organizing without organizations*. New York: Penguin Books.
- Sklair, Leslie (2012): *Iconic architecture as a hegemonic project of the transnational capitalist class*, in: *City, Jg. 16/1–2*, S. 57–73. doi:10.1080/13604813.2012.662366.
- Slater, Dan (2013): *Love in the time of algorithms: what technology does to meeting and mating*. New York: Current.
- Sommer, Dorothea (2019): *Mit Laptop und Lederhose in die neue PLAZA. Im Erdgeschoss der Byerischen Staatsbibliothek entstand eine neue Lese- und Lounge-Landschaft*, in: *Bibliotheksforum Bayern, Jg. /13*.
- Sonn, Hans (1994): *Aufgabe und Stellung der Öffentlichen Bibliothek*, in: *Dannenbauer, Iris/ Kissling, Ute (Hrsg.): Bibliotheksbau: Kompendium zum Planungs- und Bauprozess, DBI-Materialien*. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut, S. 11–13.
- Schrammel Architekten (2003): *Projekte > Bibliotheken*. Online verfügbar unter: <https://www.schrammel-architekten.de/projekte>. (Abgerufen am 27.04.2023).
- Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) (2018): *Bibliothek der Zukunft – Wie überleben Bibliotheken die Digitalisierung?* In: *Schweizer Radio und Fernsehen (SRF)*. Online verfügbar unter: <https://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/wochenende-gesellschaft/bibliothek-der-zukunft-wie-ueberleben-bibliotheken-die-digitalisierung> (Abgerufen am 27.04.2023).
- Seibel, Bernadette (1988): *Au nom du livre; analyse sociale d'une profession: les bibliothécaires*. Paris: La Documentation française.
- Srnicek, Nick (2017): *Platform capitalism. Theory redux*. Cambridge, UK; Malden, MA: Polity.
- Staab, Philipp (2019): *Digitaler Kapitalismus. Markt und Herrschaft in der Ökonomie der Unknappheit*. Suhrkamp.
- Staab, Philipp/Nachtwey, Oliver (2016): *Digitalisierung der Dienstleistungsarbeit*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), Jg. /18-19/2016*.
- Staatsbibliothek zu Berlin (2025): *Baugeschichte. Haus Potsdamer Straße*. Online verfügbar unter: <https://staatsbibliothek-berlin.de/die-staatsbibliothek/die-gebaeude/potsdamer-strasse/baugeschichte> (Abgerufen am 26.07.2025).
- Stadt Würzburg (2023): *Geschichte der Stadtbücherei. Das Haus zum Falken*. Online verfügbar unter: <https://www.wuerzburg.de/themen/kultur-bildung-kulturangebot/stadtbuecherei/von-a-z/400486.Serviceleistungen-A-Z.html> (Abgerufen am 22.02.2023).
- Stadtbücherei Frankfurt (Hrsg.) (2007): *Die neue Zentralbibliothek der Stadtbücherei Frankfurt. Informationen zur Hausführung*.
- Stäheli, Urs (2021): *Soziologie der Entnetzung*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Stalder, Felix (2016): *Kultur der Digitalität*. Edition Suhrkamp. Berlin: Suhrkamp.
- Statistisches Bundesamt (Destatis) (2025): *Deutsche Bibliotheksstatistik*. Stand: 26.07.2025. Online verfügbar unter: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Kultur/Bibliotheken/_inhalt.html (Abgerufen am 26.07.2025).
- Steets, Silke (2008): *Wir sind die Stadt! kulturelle Netzwerke und die Konstitution städtischer Räume in Leipzig. Interdisziplinäre Stadtforschung*. Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Steets, Silke (2015): *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt: eine Architektursoziologie*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Berlin: Suhrkamp.

- Steets, Silke (2016): Taking Berger and Luckmann to the Realm of Materiality: Architecture as a Social Construction, in: *Cultural Sociology*, Jg. 10/1, S. 93–108. doi:10.1177/1749975515616652.
- Steets, Silke (2017): Seductive Atmospheres, Conflicting Symbols: Religious Landmark Buildings in Diverse Societies, in: *Eurostudia*, 12(1), 125–135. <https://doi.org/10.7202/1041666ar>.
- Steets, Silke/Schmidt-Lux, Thomas (2020): Die Hermeneutische Wissenssoziologie nach dem material turn: Theoretisch-methodologische Überlegungen zur Erforschung der gebauten Welt, in: *Kritik der hermeneutischen Wissenssoziologie*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 230–242.
- Stehr, Nico (1994): *Arbeit, Eigentum und Wissen: zur Theorie von Wissensgesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stiftung Johannes a Lasco Bibliothek (2023): Stiftung Johannes a Lasco Bibliothek Große Kirche Emden. Geschichte des Gebäudes. Online verfügbar unter: <https://www.jalb.de/23478-0-0-85.html> (Abgerufen am 22.02.2023).
- Stöckmann, Jochen (2009): Das Ende für den »Wow«-Effekt? Debatte um »ikonisches Bauen« vor dem Hintergrund der Finanzkrise. *Deutschlandfunk Kultur*. Online verfügbar unter: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/das-ende-fuer-den-wow-effekt-100.html> (Abgerufen am 07.10.2023).
- Stoffle, Carla J. (1989): *Public Services of the Future: Future Roles for Librarians*, in: *The Architecture library of the future: complexity and contradiction*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Strasser, Hermann/Randall, Susan C. (1979): Einführung in die Theorien des sozialen Wandels. *Soziologische Texte; n.F., Bd. 113*. Darmstadt; Neuwied: Luchterhand.
- Strübing, Jörg (2004): *Grounded theory: zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Strübing, Jörg (2018): *Qualitative Sozialforschung: eine komprimierte Einführung für Studierende*. Soziologie kompakt. Boston/Berlin: De Gruyter.
- Strübing, Jörg (2022): *Ethnographie und Grounded Theory*, in: *Handbuch soziologische Ethnographie*. Wiesbaden [Heidelberg]: Springer VS, S. 281–294.
- Sturm, Hermann (2007): *Industriearchitektur als Kathedrale der Arbeit: Geschichte & Gegenwart eines Mythos*. Essen: Klartext.
- SUB Göttingen (2023): Wir über uns > Portrait > Geschichte. Online verfügbar unter: <https://www.sub.uni-goettingen.de/wir-ueber-uns/portrait/geschichte/> (Abgerufen am 05.09.2023).
- Süle, Tibor (1972): *Bücherei und Ideologie. Politische Aspekte im »Richtungsstreit« deutscher Volksbibliothekare 1910–1930. Arbeiten aus dem Bibliothekar Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen*. Köln: Greven Verlag Köln.
- Süssenguth, Florian (Hrsg.) (2015): *Die Gesellschaft der Daten: über die digitale Transformation der sozialen Ordnung*. Sozialtheorie. Bielefeld: Transcript.
- Süddeutsche Zeitung (SZ) (2018): Staatsbibliothek – Zum Studieren auf das rote Sofa, in: *Süddeutsche.de*. Online verfügbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/staatsbibliothek-studieren-lesesaal-1.4203077> (Abgerufen am 17.07.2023).
- Süddeutsche Zeitung (SZ) (2019): Wo man findet, was man nicht sucht, in: *Süddeutsche Zeitung*. Online verfügbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/freising/bibliotheken-wo-man-findet-was-man-nicht-sucht-1.4527527> (Abgerufen am 09.12.2021).

- Tafel, Cornelius (2019): Architektur und Bild, in: Bauen mit Sinn: Schritte zu einer Philosophie der Architektur, Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft. Wiesbaden: Springer, Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Tagesspiegel (2004) »Kultur: Parkhaus der Bücher«, Der Tagesspiegel Online. Online verfügbar unter: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/parkhaus-der-bucher-1172905.html> (Abgerufen am 06.09.2023).
- Tanneberger, Susett (2003): Das Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum (IKMZ) der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus, in: BIBLIOTHEK Forschung und Praxis, Jg. 27/1–2. doi:10.1515/BFUP.2003.69.
- Thauer, Wolfgang/Vodosek, Peter (1990): Geschichte der Öffentlichen Bücherei in Deutschland. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Time Magazine (2016): Look Inside the Most Cutting-Edge Public Library in the World. Online verfügbar unter: <https://time.com/4458185/denmark-library-cutting-edge-dokkl/> (Abgerufen am 01.09.2023).
- Tornow, Ingo (2011): »Ich finde Bibliotheken wahnsinnig erotisch« Bibliotheken im Film, in: Die Weisheit baut sich ein Haus. Architektur und Geschichte von Bibliotheken. München: Prestel, S. 345–360.
- Tullio, Fabio (2016): Zur Legitimation Öffentlicher Bibliotheken, in: LIBREAS. Library Ideas, Jg. /30.
- Tuma, René/Schnettler, Bernt/Knoblach, Hubert (2013): Videographie: Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen. Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden Imprint Springer VS.
- UB TU Berlin (2004): Historische Entwicklung der Bibliothek der Technischen Universität Berlin. Online verfügbar: <https://www.tu.berlin/ub/ueber-uns/sonderabteilungen-und-sammlungen/universitaetsarchiv> (zuletzt geprüft am 7.10.2023).
- Unger, Sebastian/Ungern-Sternberg, Antje von/Universität Trier (Hrsg.) (2019): Demokratie und künstliche Intelligenz. Gehalten auf der Demokratie und Künstliche Intelligenz, Tübingen: Mohr Siebeck. doi:10.1628/978-3-16-158194-6.
- Van Buren, Martin (1965): Design of Library Furniture. In: Library Trends, Jg. 13/4: Library Furniture and Furnishings.
- Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins (VÖBB) (2023): RFID für Berlins Öffentliche Bibliotheken. Online verfügbar unter: <https://bibliotheksportal.de/ressourcen/digitale-services/rfid-fuer-berlins-oeffentliche-bibliotheken> (Abgerufen am 31.08.2023).
- Verch, Ulrike (2006): Sonntags in die Bibliothek! Die Wiederbelebung des Bibliothekssonntags in Deutschland. Berlin: Logos Verlag.
- Vogt, Hannelore (2016): Vortrag auf der Fachkonferenz »Die Einschätzung der Bibliothekstätigkeiten und die Formen der beruflichen Motivation der Bibliothekare« am 29.02.2016, am Goethe-Institut Kiew.
- Vorstius, Joris/Joost, Siegfried (1977): Grundzüge der Bibliotheksgeschichte. Wiesbaden: O. Harrassowitz.
- Wettbewerbe Aktuell (wa) (1998): Ausschreibung und Wettbewerbsinfo: Stadtbibliothek (Wettbewerbstitel: Bibliothek 21) Stuttgart, in: wa wettbewerbe aktuell.
- Wagner, Kirsten (2015): Die architektonische Idee der modernen Bibliothek, in: LIBREAS., Jg. »Editorial #28: Die Bibliothek als Idee.«. LIBREAS. Library Ideas, 28 (2015)./28.

- Wahlich, Ulrike/Lux, Claudia (2001): *Rückblick mit Zukunft: 100 Jahre Zentral- und Landesbibliothek Berlin*. München: Saur.
- Wainwright, Oliver (2018): Snapping point: how the world's leading architects fell under the Instagram spell, in: *The Guardian*. Online verfügbar unter: <https://www.theguardian.com/artanddesign/2018/nov/23/snapping-point-how-the-worlds-leading-architects-fell-under-the-instagram-spell> (Abgerufen am 09.01.2022).
- Wandelt, Alina (2021): Digitalisierung in Bibliotheken. Die Stadtbücherei am Ernst-Reuter-Platz, in: *Augsburger Plätze im Wandel*. Augsburg: Architekturmuseum Schwaben, S. 62–65.
- Wandelt, Alina/Schmidt-Lux, Thomas (2021a): Der ›Geist in der Kiste‹. Begegnungen mit dem Materialien in der Architektur nach dem digital turn, in: *Begegnung mit dem Materiellen: Perspektiven aus Architekturgeschichte und Soziologie, Architekturen* (Bielefeld, Germany). Bielefeld: Transcript, S. 197–212.
- Wandelt, Alina/Schmidt-Lux, Thomas (2021b): Mikroarchitekturen der Pandemie: Räume des Arbeitens in Zeiten von Corona, in: *Covid-19: Sinn in der Krise: Kulturwissenschaftliche Analysen der Corona-Pandemie*. De Gruyter, S. 183–204. doi:10.1515/9783110734942.
- Wandelt, Alina/Schmidt-Lux, Thomas (2022): Infinite Expansion, Unlimited Access, Encompassing Comfort. An Analysis of the Effects of Digitalization in Libraries after 1995. In: *Historical Social Research*, 47 (2022) 3 doi:10.12759/HSR.47.2022.31.
- Warnke, Martin (1984): *Bau und Überbau: Soziologie der mittelalterlichen Architektur nach den Schriftquellen*. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Washington Post Editorial Board (2022): The golden age of public libraries dawns again. In: *The Washington Post* (Opinion), 01.01.2022. Online verfügbar unter: <https://www.washingtonpost.com/opinions/2022/01/01/public-libraries-golden-age/> (Abgerufen am 26.07.2025).
- Weber, Max (1904): Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, 19(1), 22–87. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-50770-8>
- Wells, Julia. A. (2013): The Female Librarian in Film: Has the Image Changed in 60 Years?, in: *School of Information Student Research Journal*, 3(2). <https://doi.org/10.31979/2575-2499.030202>
- Westdeutscher Rundfunk (WDR) (2005): *Explosion im Web*. Online verfügbar unter: <https://www1.wdr.de/archiv/wdr-online/entwicklung102.html> (Abgerufen am 31.03.2020).
- Weimann, Karl-Heinz (1975): *Bibliotheksgeschichte. Kehr- und Entwicklung und Topographie des Bibliothekswesens*. München: Dokumentation Saur KG.
- Wernet, Andreas (2009): *Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik. Qualitative Sozialforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- WeWork (2020): *WeWork | Lösungen für Büroräume und Arbeitsbereiche*. WeWork. Online verfügbar unter: <https://www.wework.com/de-DE> (Abgerufen am 18.11.2020).
- Wilken, Friedrich (1828): *Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin*. Online verfügbar unter: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10799362?page=5> (zuletzt geprüft am 7.10.2023).
- Wolter, Heike/Wedemeyer-Kolwe, Bernd (2016): Bibliotheken: Von der Volksbücherei zum multimedialen Informationsdienst – Kultur, Tourismus und Sport, in: *bpb.de, Bundeszentrale für politische Bildung: kurz und knapp*.

- Wouters, Cas (1999): *Informalisierung. Norbert Elias' Zivilisationstheorie und Zivilisationsprozesse im 20. Jahrhundert*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Yaneva, Albena (2009): *The making of a building: a pragmatist approach to architecture*. Oxford [England]; New York: Peter Lang.
- Yaneva, Albena (2017): *Five ways to make architecture political: an introduction to the politics of design practice*. New York: Bloomsbury Academic.
- Yeagley, Beth (1999): *Shelving, Stamping and Shushing: Librarians in the Movies*, Master's Research Paper. Kent State University.
- Young Yi, Eun (2011): *Zu Architektur und Räumlichkeiten*.
- Zabel, Klaus-Jürgen (1959): *Der Wandel im Bibliotheksbau unserer Zeit. Eine Untersuchung über die heutigen Tendenzen des Bibliothekswesens in ihren Auswirkungen auf den Grundriß und die Gestaltung von Bauten für wissenschaftliche Bibliotheken. Von der Technischen Hochschule Stuttgart zur Erlangung der Würde eines Doktor-Ingenierus genehmigte Abhandlung*. Stuttgart.
- Zentralblatt der Bauverwaltung (1922): *Das neue Dresdener Stadthaus*, in: *Zentralblatt der Bauverwaltung: Nachrichten d. Reichs- u. Staatsbehörden / hrsg. im Preußischen Finanzministerium*, S. 310–311.
- Zentral- und Landesbibliothek Berlin (ZLB) (2021): *Hausordnung der Stiftung Zentral- und Landesbibliothek Berlin (ZLB) (Ergänzung zu den aktuellen Benutzungsbedingungen des VÖBB)*.
- Zuboff, Shoshana (2015): *Big other: Surveillance Capitalism and the Prospects of an Information Civilization*, in: *Journal of Information Technology*, Jg. 30/1, S. 75–89.
- Zuboff, Shoshana (2019): *The age of surveillance capitalism: the fight for a human future at the new frontier of power*. New York: PublicAffairs.